

Gustav Theodor Fechner

(Dr. Mises).

Ein deutsches Gelehrtenleben.

Von

Prof. Dr. jur. J. E. Kuntze,

Geh. Hofrath.

Mit drei Bildnissen.

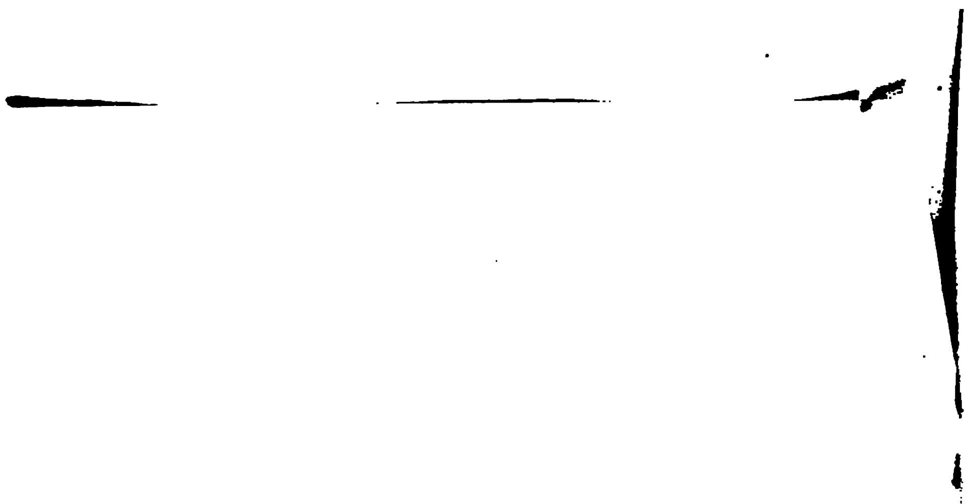


Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1892.







Mit Genehmigung des Besitzers der Originalplatte G. Brokesch in Leipzig. Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin.

G. Th. Fechner.

Frau Klara Fechner

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Mancher wird Angesichts dieses Buches fragen: Wer ist der hier geschilderte Mann, von welchem die große Menge nichts wußte? oder: War der stille Denker, der nie in die große Oeffentlichkeit trat, eine monumentale Gestalt für das Interesse der kommenden Zeit?

Fechner war ein Gelehrter des Studirtisches, einer aus der großen Anzahl Gelehrten des Denkervolkes; er war ein deutscher Gelehrter alten Schlags, der ganz aufging in der Welt der Gedanken und seine Heimath außerhalb der irdischen Alltagswelt hatte. Solcher Gelehrten hatte das alte Deutschland viele aufzuweisen, aber wenige in der Gegenwart, wo das Gewicht des täglichen Lebens dem Gelehrten selten mehr erlaubt, sich ganz davon zu lösen. Und Fechner war nicht bloß ein Gelehrter alten Schlags, der sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts wie eine stille Insel, ja fast wie ein Wunder ausnimmt und von den Reizen des Räthsels umwoben ist. Er muß auch durch die Originalität des Denkens das Interesse aller gebildeten Kreise erwecken. Es wird nicht viele Denker gegeben haben, die mit solcher Originalität solche Vielseitigkeit verbanden; mit einer Originalität, welche sich an den größten Problemen, wie an den kleinsten Erscheinungen des Lebens bewährte, paarte sich eine Vielseitigkeit des Wissens und Forschens, welche nicht von dem leichten Fittig philosophischer Intuition, sondern von der schweren Hand empirischer und experimenteller Arbeit getragen war.

Eine solche Persönlichkeit im biographischen Bilde zusammenzufassen und der Nachwelt zu überliefern, möchte sich wohl verlohnen. Das Bild entbehrt der dramatischen Aktion, man könnte dem Leben Fechner's eher ein episches Gepräge zuschreiben; es fließt dahin, wie eine Rhapsodie auf die andere folgt, und es ist ein stiller Strom, ohne großes Stürmen und Brausen. Aber wie es im flutenden Meer eine Ober- und eine Unterströmung gibt und die Unterströmung der ersteren entgegen drängt, so ist Fechner's Gedankenarbeit jener Unterströmung zu vergleichen, welche, nicht sichtbar noch hörbar, in der Tiefe webt und wirkt, den Geistern der Oberfläche nicht immer interessant und verständlich, um so anziehender und lehrreicher dem tiefer Blickenden.

Ich bin in der Biographie ausführlicher geworden, als auf den ersten Blick vielleicht gerechtfertigt scheint, und muß darüber Rechenschaft geben. Mich leitete dabei der Gedanke, daß Fechner aus einem entschwindenden Zeitalter in ein neues hereinragt. Solche Gelehrtenpersönlichkeiten, wie er, werden fortan eine große, immer schwerer begreifliche Seltenheit werden. Die Aufgaben des öffentlichen Lebens thürmen sich so wuchtvoll und massig auf, daß das stille Gelehrtenthum nicht mehr gedeiht; es müßte zur Carricatur herabsinken. Fechner gehörte der letzten Zeit an, wo es in Deutschland noch möglich war, daß ein Denker und Forscher im stillen Winkel abgeschlossenen Privatlebens zu einer gesunden Größe gelangte und ohne Verschrobenheit Unabhängiges leistete. Seine Persönlichkeit, richtig gewürdigt, dürfte daher einen bedeutenden Platz in der Gelehrtengeschichte zu beanspruchen haben, und ich hielt mich verpflichtet, das volle Material zu liefern, da kein Anderer in der Lage ist, Gleiches zu bieten. Durch 50jährigen engsten persönlichen und häuslichen Verkehr mit Fechner, meinem Onkel und Pflegevater, verbunden, standen mir so viele mündliche Ueberlieferungen, Schriftstücke und eigene Erinnerungen zu Gebote, wie sie wohl selten einem Biographen zu Theil wurden, und am wenigsten wäre es möglich gewesen, das in der Fülle seiner hinterlassenen Schriften gestellte Räthsel biographisch zu lösen,

wenn es mir nicht beschieden gewesen wäre, die meisten seiner Erlebnisse selbst mit zu erleben. Reich, Staat und Stadt haben nicht bedeutsam in sein Leben eingegriffen, dieses spielt sich gleichsam in einem einzigen Punkt ab; um so interessanter ist es, zu sehen, wie von diesem Punkte eine solche Mannigfaltigkeit schriftstellerischer Originalarbeit ausstrahlen konnte.

Mancher wird denken, diese Lebensbeschreibung hätte sollen entweder früher oder gar nicht erscheinen. Vier Jahre schon sind seit dem Ableben des geschilderten Gelehrten verstrichen. Das ist in gewisser Hinsicht eine lange Zeit in unserem raschlebigen Geschlecht. Aber abgesehen davon, daß es mir im Gedränge der Berufsgeschäfte oft für lange Dauer an Zeit und Stimmung für eine Arbeit fehlte, die doch so sehr einer eigenen Stimmung bedarf: so konnte sich in mir selbst erst nach und nach das Bild befestigen und abrunden, welches ich zu zeichnen unternahm. Ich bin so lange und so tief persönlich in Fechner's häusliches Leben verflochten gewesen, daß es mir nur nach und nach gelingen konnte, sein Bild als Ganzes aus der Unmasse von Einzelerinnerungen abzulösen und den Gesammteindruck für Andere gegenständlich zu machen. Wer einem Abgeschiedenen nahe gestanden hat, dem treten in den ersten Jahren die einzelnen Striche und Punkte, aus welchen sich die Persönlichkeit zusammensetzt und aufbaut, noch vorwiegend als einzelne vor die Seele; erst in gewisser Ferne gestaltet sich die Masse des Einzelnen zum geschlossenen, lebendigen und vollbeseelten Bild, wie es werth ist, in die Oeffentlichkeit zu kommen. Ein solches Bild zu liefern mußte ich wenigstens anstreben.

Fechner's Leben faßt sich im Rahmen Leipzigs zusammen. Darum war es nicht anders möglich, als daß sein Lebensbild zugleich ein Stück Leipziger Leben bildet. So weitete sich von selbst die Lebensbeschreibung des Leipziger Gelehrten zu einem Leipziger Zeitbild aus, und ich will es nicht verschweigen, daß ich den Anläßen, Manches aus dem Leben der Leipziger Gesellschaft einzuflechten, nicht immer ausgewichen bin. Leipzig besitzt ein Recht auf Fechner, darum muß es auch in seiner Schilderung einen Platz haben.

Selten treffen so viele glückliche Umstände zusammen, welche ermöglichen, das volle Lebensbild eines Gelehrten mit seiner fast ganz nach Innen gerichteten Arbeit zu liefern. Vielleicht rechtfertigt das schon meine Ausführlichkeit. Unter der Hand ist aber das Charakterbild auch zu einem Culturbild geworden, welches späteren Geschlechtern werthvoll sein könnte, wenn es einmal gilt, die zahllosen Strahlen einer mächtig bewegten, im starken Umschwung der Dinge und der Anschauungen begriffenen, durch Großartigkeit der Anstrengungen und Fülle der Leistungen, wie wenige Zeitalter, ausgezeichneten Zeit zu sammeln. Was an der Oberfläche spielt, läßt sich leichter sammeln, als was in der verborgnen Tiefe ringt und schafft; ein so ringender und schaffender Geist ist Fechner gewesen, in einer Zeit, welche den späteren Geschlechtern einmal große Probleme stellen wird. Es hat sich aber von selbst gefügt, daß Fechner nicht allein auftritt. Eine große Anzahl — eine so große, daß ich selbst dadurch schließlich überrascht bin — von bedeutenden Gelehrten bekannten Namens, dazu Dichter und andere begabte Menschen, sind in Fechner's Lebenskreis verwoben, daß die Lebensbeschreibung dadurch einen bedeutenden Inhalt empfangen hat, der ein Stück Zeitgeschichte ausmacht.

Fechner's Leben hat sich ohne alle äußere Plastik vollzogen, er war nicht ein Mann des praktischen Handelns, sondern des Sinnens und Denkens. Aber in der Welt der Gedanken haben wir so viele und so mannigfaltige Unternehmungen als seine Thaten zu verzeichnen, daß sein Leben genug des Stoffes und des Interesses bietet. Wir müssen mit ihm in alle Höhen und Tiefen der Wissenschaft dringen; nachdem wir ihm in der einen Richtung gefolgt sind, ruft er uns in eine zweite, dritte. So machen wir gleichsam mit ihm Reise auf Reise, und große Reisebilder ziehen wechselnd an unserem Auge vorüber, das immer in Spannung erhalten wird, wenn es offen bleibt. Was dem Fechner'schen Leben an äußerem Wechsel fehlte, wird reichlich ersetzt durch die Mannigfaltigkeit der Fragen, an die er herantrat und jeden, welcher seinem Lebensgange folgt, heranzutreten nöthigt. Er berührte die Fragen nicht bloß, an die

er herantrat, er ging als Forscher auf sie ein; darum läßt er den, der ihm in Gedanken folgt, nicht theilnahmlos, und man vermißt nicht das äußere Farbenspiel, welches sich durch ein bewegtes Leben um die Gestalt manches Denkers, z. B. eines Leibniz, reizvoll zieht. Fechner blieb zeitlebens ein stiller Gelehrter, aber das Reich seiner Gedanken ist voll Gestalten und Farben, voll Bewegung und wechselnder Bilder, und entbehrt daher keineswegs der biographischen Plastik.

Manchem gelten die gelehrten Denker nur als Halbmenschen, etwa wie den Griechen der alten Zeit die Centauren, halb Mensch, halb Roß. Vielleicht ist es mir hier gelungen, auch den Nichtgelehrten einen Blick thun zu lassen in die Tiefen der Denkerseele, in das faltenreiche Innenleben eines sinnenden, im Denken schaffenden und die Menschheit mit Gedanken bereichernden Geistes; es ist das Laboratorium eines stillen Geistes, der von irgend einem kleinen Punkte der Welt aus das ganze Weltall in emsiger, ununterbrochener, uneigennütziger Arbeit zu erobern und zu umspannen bemüht war. Solcher Arbeit läßt sich nicht immer leicht zusehen, sie scheint in unnahbare Tiefen versenkt und verborgen vor dem Blicke des Neugierigen, und doch ist solches Zusehen bildend, ja es kann erhebend sein.

Ich habe Auszüge aus den Schriften eingeflochten. Vielleicht bin ich darin etwas zu weit gegangen; die Grenze ist in solchen Dingen schwer zu finden und fällt immer subjectiv aus. Aber ich wollte so viel geben, daß denen, welche nicht Zeit oder Lust haben, die vielen Werke selbst zu lesen, wenigstens ein Bild vom Inhalt geboten wird, und denen, welche Zeit zum Lesen haben, die Lust dazu angeregt wird. Ein Bild vom Inhalt habe ich immer wenigstens insoweit zu geben gesucht, als es für solche, die nicht Fachkundige sind, möglich erschien.

Der Entschluß, das Lebensbild zu entwerfen, ist mir nicht leicht geworden. Nicht als ob es mir an Neigung und Theilnahme gefehlt hätte, sondern weil mir die Aufgabe zu schwierig, zu zart, zu umfassend schien. Wie wäre mir es möglich, dem Gelehrten Fechner in alle Gänge seines Denkens und Forschens

zu folgen, und den voll zu schildern, dessen ganzes Leben gerade im Denken und Forschen aufging! Allein die Wittwe Fechner's hat nicht nachgelassen, aufzufordern, und so ist denn von mir, um ihr zu willfahren, der Versuch der Schilderung gewagt worden. Oft habe ich gerade die hochverehrte und meinem Herzen so nahe stehende Frau beim Niederschreiben vor der Seele gehabt, denn ich wußte, daß sie meiner Arbeit Ziel und Fortgang mit wärmstem Antheil begleitete. Nun, da ich die vollendete Arbeit hinausgebe, kommt mir die Frage, wieweit diese wohl den Erwartungen entsprechen mag. Mich selbst darf ich in diesem Augenblick nicht fragen, denn hinter dem in der Seele getragenen Bilde bleibt die Arbeit zurück; das Thun ist geringer als das Wollen. Die Kräfte reichten nicht überall zu, und die Berufsarbeiten riefen oft von diesem Werke stiller Nebenstunden ab. So gebe ich es denn mit zweifelnder Hoffnung hinaus, und finde nur darin Frieden, daß ich mir bewußt bin, ich hätte nur dann vielleicht Besseres leisten können, wenn ich die Leistung noch weiter hinausgeschoben hätte.

Leipzig, December 1891.

Johannes Emil Kuntze.

Inhalt.

Einleitung.

Fechner's Bild.

Ich will, was ich weiß, erzählen von dem Physiker, Philosophen, Dichter und Humoristen, welchem eine 70jährige literarische Laufbahn, eine 55jährige glückliche Ehe und eine seltene Frische des Geistes durch fast 87 Lebensjahre beschieden war. Still und kindlich, wie sein Leben, war auch sein Sterben; Gott rief ihn mitten aus der vollen Arbeit ab. Noch am 6. November des Jahres 1887 hatte er bis Abends $6^1/_2$ Uhr in seiner Studirstube, wie immer, gearbeitet, dann Besuch empfangen, und schon gegen 9 Uhr traf ihn ein Schlaganfall, welcher ihn in einen schlafähnlichen Zustand versetzte. Wie aus tiefem Schlaf erwachte er zeitweise und war dann bei klarem Bewußtsein, die Sprache schwer, aber die Antwort bestimmt, wenn man ihn frug, und er kannte noch bis zuletzt die Seinen. Aber die Schwäche nahm von Tag zu Tag zu, und am 18. November Nachmittags kurz vor 5 Uhr that er den letzten Athemzug. Wie das Kind schlafend zur Welt kommt, so ging der greise Denker wie ein Kind schlafend aus dieser Welt, welcher er so tief eindringende Forscherarbeit gewidmet hatte. Am 21. November Nachmittags ward sein Leib zur Ruhe bestattet, nachdem im Sterbehause Professor Wundt eine ergreifende Schilderung von des Entschlafenen Geistesfülle vor einer zahlreichen Versammlung Leidtragender entworfen hatte.

Sonst, wenn ein bedeutender Mensch im hohen Alter den irdischen Schauplatz verläßt, pflegt sein Bild vor den Augen der

Gebildeten wenigstens im Umriß da zu stehen, und die Lebensbeschreibung hat dann den Umriß nur auszufüllen. Bei Fechner ist das anders. Nur sein näherer Bekanntenkreis war in der Lage, sich ein Bild von seiner Persönlichkeit zu machen; Entfernteren blieb der Gelehrte, dessen Leben sich ausschließlich am Gelehrtentisch abspann, eine unvorstellbare, Vielen eine unbekannte Größe. So gilt es denn, zunächst des Mannes Gestalt dem Leser vorzustellen.

Fechner war eine seltene Natur. Durch und durch kindlichen, lauteren Sinnes, umspannte er wie mit Riesenarmen eine ungewöhnliche Fülle von Gedanken und Kenntnissen. Mit solchem Reichthum des Geistes ist wohl selten eine solche Anspruchslosigkeit des Wesens verbunden gewesen; ohne alles äußerliche Trachten nach Ehre, Ruhm und Einfluß ward ihm doch sehr viel Anerkennung, Dank und Liebe von allen Seiten zu Theil. Je weniger er die Anderen aufsuchte, um so eifriger suchten Andere ihn auf, und Wundt konnte mit Recht von ihm rühmen, daß nicht leicht Jemand als Gelehrter so viel, wie Fechner, gestritten, und als Mensch so wenig Feinde, wie er, gehabt habe. Zu der höchsten Schärfe des Gedankens gesellte sich das zarteste Wohlwollen des Herzens. Seine hervorragenden Gaben waren von der mannigfaltigsten Art, aber sie verschmolzen in seinem einfachen und natürlichen Wesen zu einem wohlthuenden, immer anziehenden und nie zurückscheuchenden Eindruck. Seine schon in jungen Jahren mächtig entwickelte Stirn verrieth sofort den hervorragenden und originalen Denker, aber der freundliche Mund zog ebenso schnell den Nahenden ins Vertrauen. Immer zum Entschuldigen, Nachgeben und Ausgleichen, wo das Gemüth in Frage kam, geneigt und bereit, war er doch im Reiche des wissenschaftlichen Gedankens so unabhängig, vorurtheilslos und ursprünglich, daß darin unsere an Originalen immer ärmer werdende Zeit nur wenige, vielleicht keinen seines Gleichen aufzuweisen hat. Er opponirte und disputirte so gern und eifrig, daß diese Neigung im Umgange mit Freunden und Bekannten geradezu sprüchwörtlich geworden war; woher aber rührte diese Neigung? zum Theil wohl

aus seiner Ergötzung an dem Reize scharfer Kontraste und an gymnastischer Bethätigung der Geisteskräfte, wie er denn auch in der Jugend gern focht, turnte, schwamm und ritt; aber mehr noch aus seinem Unabhängigkeitssinn, der ihn zur Gegnerschaft trieb, nur um sich schlechterdings in keinem Punkte gefangen zu geben oder überreden zu lassen.

Sein Blick war von je mehr auf die Natur, als auf die Geschichte gerichtet. Der letzteren gab er sich nur besuchsweise und kostend oder nippend wie ein vorübergehender Gast hin, aber als Naturforscher und Naturbetrachter ist er mir immer wie der Herr im Hause erschienen. Ich habe im Laufe der Jahrzehnte zahlreichen Unterhaltungen zwischen ihm und anderen Naturforschern beigewohnt und immer den Eindruck gehabt, daß hier ein Meister denke und forsche, welcher in seiner Heimat und mit deren Art vertrauter war, als die meisten Anderen. Ja, ich möchte sagen, daß in ihm selbst etwas von der immer sich gleichbleibenden Art der Natur und ihrer Gesetze war, denn, frühzeitig zu voller Reife entwickelt, hat er sich von da an immer auf gleicher Höhe gehalten und keine solchen gleichsam geschichtlichen Entwickelungsstufen, wie andere bedeutende Männer, durchlaufen. Wo er sich neue, andere Ziele wählte, war diese Wahl weniger durch neue Antriebe von Innen, als durch äußere Anstöße, zum Theil Drangsale herbeigeführt, wie ja auch in der Natur durch unberechenbare Katastrophen manchmal ein Berg oder eine Insel neu entsteht, ein Strom ein neues Bett und eine andere Richtung erhält. Solches erfuhr Fechner durch die einschneidende Krankenkrisis, welche im Jahre 1841 eintretend wie eine Cäsur sein ganzes Leben in zwei Hälften theilte. In der ersten war er Naturforscher von Fach, in der zweiten Naturphilosoph, und erst am Abend seines Lebens feierte er in seinen Werken über Psychophysik eine höhere Vermählung beider wissenschaftlichen Triebe.

Neben seinen streng wissenschaftlichen Beschäftigungen gingen ästhetische Neigungen her, welche in verschiedenen kleinen und großen Schriften kund wurden. Ich möchte sie dem Flötenspiel des Kriegs-

helden und Staatsmanns, Friedrich des Großen, vergleichen, welcher die mächtigen Wogen eines kampfreichen Lebens mit dem neptunischen Dreizack milder Künste zu beschwichtigen wußte. Je stärker die Anspannung aller Kräfte der Energie oder der Intelligenz das Leben begabter Geister aufregt, um so mehr neigt sich deren Bedürfniß zu Erholungspausen, welche nicht leer, sondern von ästhetischen Schwingungen erfüllt sind, damit Verstand und Gemüth, die beiden Pole des Geistes, ins Gleichgewicht kommen. Und Fechner besaß einen so reichen Quell ächten Humors, daß sein ästhetischer Trieb immer leicht in Fluß kam, wenn er an einem Ruhepunkt seines wissenschaftlichen Schaffens angelangt war.

Aus seiner früheren Jugend will ich zwei kleine, aber bezeichnende Züge mittheilen, die ich verbürgen kann, weil ich sie aus zuverlässigem Munde habe. Fechner hatte einen älteren Bruder, Eduard, welcher im Jahre 1860 zu Paris als Maler starb. Als die Beiden im mütterlichen Hause waren, gelüstete den Aelteren, dem Jüngeren einen „Schabernack" zu spielen, und er raunte der Tante, welche von dem kleinen Brüderpaar begleitet zur Rolle ging, zu, der Theodor würde sehr gern auf der mit großen kantigen Steinen beschwerten Rolle sitzen, um auf ihr hin und her gefahren zu werden. Die Tante hieß diesen, um ihm die Freude zu machen, sich an die bewußte Stelle setzen, und gutmüthig, den Zusammenhang nicht ahnend, behauptete der Knabe, um der Tante dienstwillig zu sein, den Platz trotz der Unbequemlichkeit der Lage, bis er endlich still zu seufzen anfing und der muthwillig geschürzte Knoten offenbar ward. Ich habe diese Geschichte aus dem Munde der Mutter Fechner's. Die noch lebenden Schwestern desselben, die nur wenige Jahre jünger sind, erzählen gern davon, wie der junge Gymnasiast in den Ferien, nachdem er zu Fuß den Weg zur Vaterstadt zurückgelegt, sofort seinen Wunsch zu erkennen gab, mit den Schwestern zu spielen, und wenn ihm die Antwort ward, daß sie zuvor ihre Schularbeiten fertigen müßten, ihnen sagte: er möchte gern gleich mit ihnen spielen und wolle ihnen dann bei ihren Schularbeiten

helfen. Wir haben da zwei Züge seines Wesens, die ihn nie verlassen haben: Gutmüthigkeit und Kindlichkeit.

Des Knaben Intelligenz reifte außerordentlich schnell. Mit 15 Jahren war er fertiger Primaner, aber er schien zu jung zum Abgange auf die Universität und mußte noch 1 Jahr in der Prima ausharren. Dann sagte der Rektor zu ihm: „Fechner, Sie sind immer noch sehr jung, aber Sie müssen fort, Sie können nichts mehr bei uns lernen.“ Gegenüber Anderen äußerte er, Fechner sei der beste Schüler, den er in den 20 Jahren seines Rektorats gehabt habe. Noch Student, begann derselbe schon literarisch thätig zu sein, und gleich seine ersten Schriftchen zeugen von freiem und reifem Geist, wie von vollendeter Herrschaft über die Sprachform: es sind unablässig perlende Einfälle im feinsten durchsichtigsten Glase.

Seine Mutter hatte in ihrer Kindheit bei ihrem Vater Latein lernen und mit ihm lateinisch sprechen müssen; sein Vater ebenso wie sein mütterlicher Großvater waren Pastoren gewesen. Aber er selbst hatte weder zur Antike, noch zum geistlichen Berufe Neigung, sondern zur Natur und ihren gesetzmäßigen Erscheinungen. Auch die Medicin, welche er anfangs studirte, fesselte ihn nicht, sie hätte ihn genöthigt, in lebhaften Menschenverkehr zu treten; aber die stille Forschung hatte mehr Reiz für ihn, als der geräuschvolle Verkehr, und sich in die engen Grenzen einer Fachkunde einschränken zu lassen, hatte er am allerwenigsten Neigung; eines seiner Gedichte, der Adler im Käfig, den der Blitz befreit, athmet diesen Freiheitsdrang. Ein Menschenkenner zu werden, dazu war er zu harmlos und naiv, aber die Geheimnisse der Natur zu enträthseln, war er rastlos und sinnig. In der Geschichte und im Verkehr blickte er meist über die Mannigfaltigkeit hinweg und sah Wiederholung und Eintönigkeit; in dem (so humoristisch componirten) Liede von der Heerstraße von Leipzig nach Halle mit ihren Pappeln zu beiden Seiten zeigt er uns den Wanderer auf der Lebensbahn, welcher rechts und links immer Neues hoffend, aber immer wieder zwei

Pappeln erblickend wie im Sturme der Langenweile zu entfliehen sucht.

Zur Langenweile wäre ihm in der That das Leben geworden, wenn er nicht seinen Blick der ganzen Fülle der zweckmäßig geordneten Natur erschlossen hätte und in die physikalischen und teleologischen Tiefen des Weltalls gedrungen wäre. Hier war ihm nichts gleichgültig, hier verstand er, Alles mit Allem in Beziehung zu setzen und im Kleinsten die Größe des Ganzen zu erkennen. Hier sah er alles Leben, jede Bewegung. Licht und Farben, Pflanzen und Sterne beschäftigten und erfreuten seine Seele; die Farben waren ihm die Kinder des Lichtes, die Pflanzen aber Sterne auf Erden, die Sterne Blumen am Himmelsplan. Seine besondere Freude war daher auch die liebevolle und glückliche Hand seiner Gattin, welche ihre Blumen und Gewächse in dem davon erfüllten grünen Zimmer, wie ihre Kinder, hegte und pflegte. Er nahm mit ihr an dem Schicksal der kleinen, oft lang hinauf erwachsenden Pfleglinge ordentlichen Herzensantheil, und ward nicht müde, auf die zarten und oft verborgenen Schönheiten, welche der Schöpfer in die Pflanzenwelt hineingelegt, aufmerksam zu machen. Seine „Nanna", in welcher er den Pflanzen Seele vindicirt, und einem Ritter Frauenlob vergleichbar für die höhere Natur aller Kinder der Flora auf Erden kämpfend eintrat, ist recht eigentlich aus dem Born seiner Lebensgewohnheit und Empfindungswelt gequollen, nicht ein Erzeugniß reflektirenden doktrinären Verstandes, und nur hieraus erklärt sich auch die lebenswarme und liebenswürdige Form dieses seines naturphilosophischen originellen Bekenntnisses.

Wir werden auch hier wieder an seinen wahrhaft kindlichen Sinn erinnert, und das geschieht fast an jedem Punkte seines Daseins. Seine Gattin sagte manchmal zu ihm, es sei doch merkwürdig, mit was für Leuten er als Student und später noch als Candidat Umgang gehabt habe, darunter sei manche abenteuerliche Natur, manches verdorbene Genie gewesen. Das läßt uns einen Blick in sein naives und gutmüthiges Wesen thun. An den lebensfrohen,

geistreichen und freigebigen jungen Mann hängten sich rasch andere regsame Jünglinge an; er fand an ihrem Witz Freude, und was unedel an ihnen war, glitt an seiner lauteren und keuschen Natur wie Schmutz am Golde ab. Rein ging er durch alle Unreinigkeit, die im Leben sich so leicht an Leib und Seele hängen. Seine flatterhaften Genossen sanken dahin, während er mit Bienenfleiß arbeitete, Frucht auf Frucht hervorbrachte und allmählich in einen neuen Kreis tüchtiger und begabter Freunde, die ihm fürs Leben blieben, hineinwuchs.

Wie das Festland vom Ocean, so ward das große Gebiet seiner ernsten wissenschaftlichen Arbeit von einem ebenso großen, nie versiegenden, immer ausgiebigen, in engerem wie in weiterem Kreise sprudelnden Humor umströmt. Er hat seine literarische Laufbahn mit einer humoristischen Schrift begonnen und mit einer solchen beschlossen. Jene, mit dem Titel: „Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe. Von Dr. Mises (Germania, 1821)" enthüllt uns die Beweggründe, warum der Verfasser der medicinischen Wissenschaft, die er studirt hatte, und zugleich auch der Naturphilosophie jener Tage, welcher er eine Zeit lang ergeben war, den Rücken kehrte; diese aber, welche den Titel: „Zur Kritik des Leipziger Mendebrunnens. Von F. Leipzig 1887." trägt, ist gewissermaaßen des Verfassers Vermächtniß an die Stadt Leipzig, welche der Schauplatz seiner ganzen Mannesarbeit war, und an deren Lebens- und Verkehrsinteressen er jederzeit den lebhaftesten Antheil nahm. Nicht selten erhielt das Leipziger Tageblatt kleine Aufsätze von ihm, welche wie Blitze in die Leipziger Gesellschaft einschlugen und stets einen Gegenstand öffentlichen Interesses bildeten. Auch sie verriethen immer die humoristische Ader, die in ihm bis in die letzten Stunden lebendig und frisch blieb. Noch auf dem Lager seiner letzten Schwachheit belebten das sonst fast leblose Gesicht kleine humoristische Anwandlungen, welche seiner Umgebung nicht entgingen und ihre Hoffnung jedesmal erneuerten. Der Humor gibt die Schwingen, mit denen sich ein gepreßter Geist über die augenblickliche Noth

des Daseins erhebt und aus den Höhen der Freiheit auf die Niederungen des Erdenlebens herabblickt, gleichsam im Spiel sie überwindend. So mag Fechner in solchen Augenblicken noch zuletzt sich und die Seinen über die Furcht und Sorge hinwegzuheben beabsichtigt haben: ein letztes Zeichen seiner allezeit bewährten Gutherzigkeit. Immer kommt man auf diese zurück und ruht bei ihr aus, wenn man versucht hat, den Spuren des geschäftigen Forschergeistes in die verschiedenen Gebiete seiner Arbeit zu folgen. Darum mögen hier noch einige kleine Züge aus seinem Leben Platz finden.

Als junger Mann liebte er überhaupt kleine Ueberraschungen angenehmer Art zu bereiten. Als er einst das Honorar für eine literarische Arbeit in einer Summe von Silberthalern ausgezahlt erhalten hatte, erschreckte er seine still daheim sitzende Gattin, indem er den metallenen Haufen plötzlich durch die halbgeöffnete Thür in die Wohnstube rollen ließ. Einmal ging er auf der dunklen Straße hinter einer armen Frau her, welche einen Tragkorb auf dem gebeugten Rücken hatte; da kam ihm der Einfall, sie mit einem Thaler zu überraschen, den er ihr heimlich in den Tragkorb legte, und den sie zu Hause als Bescheerung darin finden mußte. Im Jahre 1850 machte er mit der Gattin und zwei Neffen eine Reise nach Thüringen; dort krönt eine der waldigen Seitenhöhen westlich vom Inselsberg ein kleines Jagdhäuschen, welches eben damals im Bau begriffen war. Der Verfasser war selbst unter den Reisegefährten. Als der Waldweg nach dem von frischem Bauholz glänzenden Häuschen — es war gegen Abend, und die Arbeiter hatten die Stätte bereits verlassen — zurückgelegt war, that Fechner auf und unter die Bänke und neben das ruhende Arbeitszeug kleine Münze; die Begleiter folgten dem Beispiel, und man freute sich weitergehend im Wechselgespräch der holden Ueberraschung, wenn die am nächsten Morgen zur Arbeit Zurückkehrenden die heimlichen Gaben der Berggeister, die ihren Fleiß belohnen wollten, finden, unverdrossen weiter suchen und auf die unbekannten Waldgäste zu rathen wetteifern würden.

Gehen wir vom Menschen zum Gelehrten über, so treffen wir auf den Grundzug vollkommenster Unabhängigkeit in allen Gebieten des Intellects. Um diesen Zug ganz zu würdigen, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, zu wissen, daß Fechner von Geburt ein Lausitzer, also ein Landsmann Lessing's und Fichte's war, zweier Männer voll geistiger Initiativen und frei von den Schranken und Vorurtheilen ihrer Zeit. Diese originale schöpferische Freiheit des Geistes gehörte auch zur Ausstattung Fechner's. In Physik und Psychologie, Philosophie und Aesthetik suchte er neue, zum Theil ganz neue Bahnen. Auch wo er in alten gewohnten Bahnen sich zu bewegen schien, wußte er sich doch frei zu halten von den mancherlei Schranken und Schatten, welche die Systeme seiner Vorgänger einengten oder umlagerten. In seiner schwungvollen Schrift „über das höchste Gut", womit er im Jahre 1846 gewissermaaßen seine philosophische Aera einleitete, stellte er die höchste und allgemeinste Lust aller Geschöpfe als Ziel alles Werdens hin, und dieser Lustbegriff war von ihm so allgemein gefaßt, daß auch die Seligkeit des christlichen Glaubens mit darin beschlossen sein sollte. Der Grundriß seiner philosophisch gestalteten Weltanschauung war eine Art Pantheismus; allein er protestirte selbst auf's Lebhafteste gegen die Identificirung seines Systems mit dem gewöhnlichen Pantheismus. In seinem System wies er den individuellen Wesen ihren Platz an, jedem auf einer der Stufen der großen Scala, die er sich von den untersten und kleinsten Wesen bis zu dem obersten und größten aufgebaut dachte. Die Sterne und Gestirnwelten erscheinen ihm als Mittelinstanzen, als zusammenfassende und wieder auf höhere Wesen hinweisende individuelle Organismen: es ist ein System aufsteigender und immer Weiteres zusammenfassender Größen, die sich wie concentrische Kreise zu einander verhalten. Was der christliche Glaube als eine allmähliche Entwickelung, Vervollkommnung und Annäherung an Gottes Bild und als Aufgabe für die Ebenbilder Gottes, die freien Menschenseelen vorstellt, das scheint er aus der geschichtlichen Bewegung

herauszuheben und in ein abgeschlossenes Natursystem zu fassen. Mir kommt dieses System wie eine große Transposition des Ethos auf naturwissenschaftliche Grundlage und wie eine Sittenlehre im Rahmen der Naturbetrachtung vor. Auch hier verleugnet der Philosoph seine Abkunft vom Naturforscher nicht; alle Wahrheiten des Gedankens müssen sich ihm zu Bildern der Natur gestalten.

Auch seine Aesthetik ist in solcher Weise durch und durch naturalistischen Gepräges. Mit seinen Freunden Prof. Weiße und Dr. Härtel hat er unzählige Male über die Kunst und ihre Aufgaben disputirt. Jene huldigten der idealistischen Kunstrichtung und priesen die Antike, Fechner war ihr Gegenfüßler und verlangte von der Kunst ganze und volle Lebenswahrheit und nichts als Lebenswahrheit. Statt der antiken Sprache und Kultur, meinte er, müsse die Mathematik und eine moderne Sprache den Kopf des Schülers erweitern und klären. Er selbst hatte die Stufen der Gymnasialbildung leicht und sicher erklommen, dennoch legte er keinen großen Werth darauf; als er 12 Jahre vor seinem Tode mit seiner Gattin und seinem Freunde Härtel Rom besucht hatte, kehrte er von diesem Mittelpunkt der Weltgeschichte ohne tiefere Eindrücke zurück und meinte, Rom sei ihm nicht anders als andere große Städte erschienen. Die Schöpfung Natur ließ in seinem Kopfe die Schöpfung Weltgeschichte nicht aufkommen; er war Naturforscher, ganz Naturforscher vom Wirbel bis zur Zehe; sein Denken bewegte sich im Alphabet der Natur, aber dieses beherrschte er auch meisterhaft, und hier schöpfte er allezeit aus dem Vollen. Die Ruinen des Alterthums ließen ihn kalt, aber ein Pflänzchen darauf konnte ihn erwärmen.

Ich bin nicht im Stande, seinen Spuren als Naturforscher und Mathematiker zu folgen, aber mit seinen philosophischen Schriften und Ideenkreisen habe ich mich lesend und in mündlicher Unterhaltung mit dem Autor so lange und liebevoll beschäftigt, daß ich behaupten darf, ein inneres Verhältniß dazu gewonnen zu haben. Ich darf nicht verschweigen, daß ich mehr Idealist als

Naturalist bin, und daß ich das System göttlicher Wahrheiten, wie es in der Bibel, dem Worte Gottes, beschlossen ist, für das höchste, vollendetste und den tiefsten Seelenbedürfnissen gerecht werdende, ja allein gerecht werdende System sittlicher Anschauungen, Gedanken und Empfindungen halte. Aber ich halte auch von der Gedankenwelt des Philosophen Fechner so hoch, daß ich voll Respekt und Pietät davor stehe, und ich muß es betonen, daß Fechner selbst, welchem gleichfalls die Bibel als das Buch der Bücher galt, stets beflissen war, den Einklang seiner Weltanschauung mit Gottes Wort zu suchen und zu vertheidigen. Aberglaube war ihm fremd, Unglaube nahezu unerträglich, und im Alter immer entschiedener sprach er es aus, daß ihm der einfältige Bibelglaube unendlich würdiger und konsequenter scheine, als der Halbglaube, welcher mit dem Worte Gottes je nach subjektiver Neigung und Bildung umspringt. Ueber den Bibelglauben, wo er ihn auch antraf, hat er niemals abgeurtheilt und noch weniger gespottet. Toleranz war auch hier die Frucht seiner geistigen Freiheit. Nie hat er dauernd Ruhe finden können in dem Werke irgend eines Philosophen, auch in seinen eigenen Werken nicht; er las nicht leicht eine Schrift zum zweiten Mal; aber in der Bibel las er Jahre lang jeden Morgen, oder ließ sich vorlesen, als sein Augenlicht ihm Beschränkung auferlegte.

Meiner Ueberzeugung nach sind in seinen philosophischen Schriften unmittelbar, in seinen humoristischen und poetischen Schriften mittelbar viele Gedanken niedergelegt, welchen die Zukunft gehört. Es ist eine germanische Neigung, zu der Natur in ein anderes innigeres Verhältniß zu treten, als der antike Grieche und Römer. Diesen war die Natur nur der Hintergrund des Menschen, und sie maßen die Natur nur mit menschlichem Maaß. Die germanische Kunst dagegen hat die Landschaft zu einem Kunstzweig erhoben; wir erblicken in der Natur das göttliche Schöpfungsganze, welches mit überirdischem Maaß zu messen ist. Wenn aber in jedem Thautropfen sich dieses Ganze spiegelt, so muß auch des

Menschen Seele sich in dasselbe vertiefen und immer wieder Nahrung und Leben aus ihm ziehen. Die Natur ist ein Brief Gottes an die Menschheit, in ihr lesend lesen wir Gedanken des Schöpfers, und es ist wahre Bereicherung des Geschöpfes, wenn es auch auf diesem Wege seinen Schöpfer sucht und findet. Solches Lesen war eine der Arbeiten Fechner's, und darum haben die hieraus kommenden Werke seines Nachdenkens so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf germanische Seelen gemacht; aus allen Erdtheilen kamen ihm, oft überraschende, Dankeszeilen von unbekannten beglückten Lesern zu. Diese geräuschlosen Ovationen entsprachen ganz der Stille seines Studirzimmers und der Zurückgezogenheit seiner Seele; er hatte daran eine kindliche Freude, ohne sich in Worten zu ergehen.

Statt aller will ich aus Fechner's letzten Lebensjahren zwei Zuschriften anführen, die eine aus Neuseeland, die andere aus der Schweiz. Jene (datirt 7. November 1883) kam von einem Engländer, einem jungen Lehrer, welcher das (1882) ins Englische übersetzte Schriftchen vom Leben nach dem Tode gelesen hatte und nun dem Autor in einer poetischen Zuschrift, begleitet von einem mit Blumen umrahmten Landschaftsbildchen, seinen Dank für den Inhalt des Schriftchens ausdrückte. Fechner schrieb ihm folgende Antwort.

Frühling reicht dem Herbst die Hand
Mit dem Gruß, den du gesandt,
Blumen in die nord'sche Breite
Schickt der Erde Gegenseite.

Einer, den ich niemals sah,
Steht auf einmal mir ganz nah
Mit dem Lied in fremden Zungen,
Wie mir's Heim'sche nie gesungen.

Dank dafür! Durch Zeit und Raum
Wächst ein einz'ger Lebensbaum,
Du und Ich d'ran nur die Ranken;
Bleiben wir's auch in Gedanken.

Die andere Zuschrift war ein kurzer, gleichfalls mit einer Landschaftsskizze verbundener nachträglicher Gratulationsbrief zum Professurjubiläum im October 1884 aus Zürich, worin die Verehrerin — eine dem Adressaten bis dahin ganz unbekannte Dame — sich selbst „eine für das Edle und Schöne begeisterte Schweizerin" nennt, und welchen sie mit den Worten schließt: „Der dort oben, der Ihnen das Höchste verlieh, was den Menschen zum Menschen stempelt, der segne auch alle Ihre Worte und Werke, und gebe, daß bis zur letzten Stunde Ihr klarer Geist Sie nie verlasse."

Das ist buchstäblich in Erfüllung gegangen.

I. Abschnitt.

Herkunft und Jugendzeit Fechner's.

1801—1821.

Fechner's beide Großväter waren Pastoren in der Niederlausitz. Der Großvater väterlicherseits, Johann Gottlob Fechner, geb. am 8. September 1724, war Pastor zu Großsärchen bei Muskau. Er erzählte seinem Sohne aus seiner Jugend, wie es ihm, als er 10jährig in Crossen die Schule besuchte, sehr schlecht ergangen sei; „die Freunde — so heißt es in des Sohnes Aufzeichnung — nahmen sich seiner wenig oder gar nicht an, er mußte vielmals hungrig zu Bett gehen oder mit einem Stücklein trockenen Brodes zufrieden sein. Gott half aber meinem Vater wunderlich durch; da ihn seine arme Mutter mit Nichts unterstützen konnte, so gab er ihm eine gute Diskantstimme, wodurch er als Quintaner in das Chor aufgenommen ward, und seinen Unterhalt mit seinem Halse verdienen mußte. Seine Mutter hat ihm erzählt, als sie meinen Vater auf dem Herzen getragen, hätte sie oft Nachtigalleneier getrunken und Nachtigallen gern gehört. Daher, wie mein Vater selbst sagt, er ziemlich das Trillern der Nachtigall hat nachahmen können. Durch das Chor ging es im Leiblichen immer besser, er wurde durch seine Stimme beliebt und bekam Tische. Allein in litteris machte er keine profectus." „Im 17. Jahre sahe mein Vater ein, daß ihm das beständige Singen wenig oder nichts nützen könne, er wünschte eine Schule, wo er was lernen könne, und ruhte nicht eher, als bis er in Sorau war." „Er reisete mit den Meßleuten dorthin. In Sagan ließ er seine Betten und Koffer auf einer Karre nach

Sorau fahren. Der Mann fragte ihn am Thore, wo er abladen sollte. Er kannte aber Niemanden in Sorau und sagte zu dem Manne, er sollte nur immer weiter fahren. Auf dem Markte blies man von dem Thurme: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Indem steht er vor Hebold's Thüre auf dem Markte, den er in Grünberg einmal gesehen, und bittet ihn um ein einzig Nachtquartier. Der logirte ihn hinter die Hölle und gab ihm zu essen." Tags darauf meldete er sich beim Rektor, ging ins Chor und erlangte Freitische, auch von Graf Seyfried eine monatliche Geldunterstützung. Noch als Abiturient predigte er in der Osterzeit 1746 auf mehreren Dörfern, und bezog dann die Universität Halle. Er heirathete als Pastor von Großsärchen im Jahre 1755 die Pastorstochter Christiana Dorothea Schirmer, mit welcher er 11 Kinder zeugte, und starb im Jahre 1793 im Orte seines fast 40jährigen gesegneten Wirkens.

Fechner's Großvater mütterlicherseits, Siegismund Dietrich Fischer, war Pastor von Alt-Golßen und zugleich Diaconus in Golßen. Ich kann wohl kaum besser in den Geist des Fischer'schen Pastorengeschlechts einführen, als durch Mittheilung eines im Familienarchiv aufbewahrten und ganz im Colorit der Poesie des 18. Jahrhunderts gehaltenen Festgedichts, welches die Aufschrift trägt:

Als Herr Fischer eine Götzin
Sich zur Ehegattin nahm,
(am 22. des Herbstmonats 1761)
Wollt' ein Freund Ihm gratuliren,
Der nicht mit zur Hochzeit kam.

Schämst Du Dich, Mann Gottes, nicht,
Wider das Gesetz zu handeln?
Welches ja so scharf verbeut,
Denen Götzen nachzuwandeln;
Und Du nimmst Dir eine Götzin
Zur Gehülfin in Dein Haus?
Will Dir denn der Herr nicht helfen,
Oder ist es mit Dir aus?
Wird es Dir nicht so ergehn,
Wie dem Dagon bei der Lade?

Wer Gott und den Götzen dient,
Wird gestürzet ohne Gnade. —
Doch Du handelst recht und billig,
Denn Du wählst ein Götzenbild,
Das nicht heidnisch, sondern christlich,
Tugendhaft, modest, nicht wild;
Du führst eine Götzin heim,
Nicht abgöttisch anzubeten,
Nein, daß Sie vielmehr Dein Haus
In der Wirthschaft soll vertreten,
In der Kinderzucht Dir helfen
Edle Pflanzen aufzuziehn,
Und was sonst der Ehegattin,
Ihr behülfliches Bemühn.
Nun so mag die Jungfer Braut,
Deine Götzin, Dich ergötzen,
Und Du wirst Sie auch gewiß
Deiner Liebe würdig schätzen.
Stahl dort Rahel dem das Herze,
Dem Sie seine Götzen nahm:
So hat die Dein Herz genommen,
Die von Götzens Stamme kam.
O! Das kam gewiß vom Herrn,
Der hat also es gefüget,
Daß die Götzin nun Dein Herz,
Wie das Deine Sie vergnüget.
Lebt vergnügt zu beiden Theilen!
Seid getreu in Lieb' und Leid!
Gott, der segne Eure Ehe
Mit Glück und Zufriedenheit.
So könnt Ihr, wie Isaak
Mit Rebecca, scherzen, lachen,
Und dabei zum Zeitvertreib
Kleine Götzenbilder machen.

Das sind kleine Lebensbilder, welche die Aermlichkeit und Treuherzigkeit im Kleinstadtleben des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen. Desselben Stils sind folgende Züge.

Der Großvater Fischer ließ sich in demselben Jahre emeritiren, wo seine jüngste Tochter, die Mutter unseres Fechner, Johanna Dorothea Fischer, die Ehe mit Samuel Traugott Fechner,

Pastor zu Großsärchen*), einging. Damals ward an Einem Tage zu Golßen ein dreifaches Familienfest gefeiert: der alte Pfarrer von Golßen hielt seine Abschiedspredigt, sein Sohn (der nachmalige Pflegevater unseres Fechner) trat mit seiner ersten Taufhandlung ins geistliche Amt ein, und seine Tochter feierte Hochzeit. Eine zahlreiche Verwandtschaft hatte sich dazu in Golßen eingefunden und wurde bei der Bewohnerschaft des Ortes, welche an der patriarchalischen Festlichkeit warmen Antheil nahm, gastlich untergebracht. Noch ist es eine Familientradition aus jener Zeit, der Friseur des kleinen Ortes, der einzige seines Zeichens da, habe schon Tags zuvor mit dem Frisiren der am Fest betheiligten Damen und ihrer falschen (zum Theil seidenen, zum Theil härenen) Locken beginnen müssen, so daß die zuerst behandelten Unglücklichen im Stuhle aufrecht sitzend die folgende Nacht zu verbringen verurtheilt waren. Ein gedrucktes Festgedicht in Folioformat und Goldpapierumschlag, von 14 leiblichen Stief- und Schwiegerkindern und sonst Verschwiegerten gewidmet, feierte das Amtsjubiläum „des hochwohlerwürdigen und hochwohlgelahrten Herrn Herrn S. D. Fischer und die eheliche Verbindung des h. und h. Herrn Herrn S. T. Fechner mit der ehr- sitt- und tugendbelobten Jungfer Jungfer J. D. Fischerin".

Der emeritirte Alte verlebte nebst seiner Gattin die letzten Jahre seines Lebens hochbetagt im Pfarrhaus zu Großsärchen, wo, wie schon bemerkt, sein Schwiegersohn dem Vater im Amte gefolgt war, und starb zwei Jahre nach der Gattin. Sanft überkam ihn im Lehnstuhl der Tod, im 91. Jahre seines Lebens.

Das Leben der Landpfarrer war damals ein äußerst beschwerliches, tief in wirthschaftliche Sorgen verstricktes; freilich ließ ihnen die Kleinheit der Gemeinden und die Einfachheit aller Verhältnisse und Gewohnheiten genug freie Zeit. Der Haupttheil der Einkünfte bestand in Naturalien, der Großsärchener Pfarrer hatte beispielsweise noch nicht 100 Thlr. baares Geld einzunehmen. Landwirth-

*) Bald so, bald Sährchen, bald Sährichen geschrieben.

schaft ging neben der Seelsorge her, doch schädigte jene diese nicht, sondern unterstützte sie oftmals, weil sie den Pastor in lebendige Interessen-Berührung mit seinen Bauern brachte. Die Mutter Fechner pflegte zu sagen: Der Pastor mußte damals der erste Knecht auf seinem Pfarrhofe sein. Früh am Morgen meldeten sich der Schäfer, der Großknecht, die Großmagd, um die Parole für den Tag zu holen. Bei dieser dem äußeren Leben zugekehrten Seite des Pastorats lag es nahe genug, daß mancher Pastor zum Arzt seiner Gemeinde wurde. So auch der Großvater Fechner sammt seiner Ehehälfte. Im „Lebenslauf" desselben heißt es: „Sein Diensteifer und sein Wunsch, sich beliebt und nutzbar zu machen, breitete sich dahin aus, daß er auf Erwerbung einiger medicinischen Kenntnisse dachte und Erfahrungen sammelte, um diesem Bedürfniß nach seinen Kräften abzuhelfen. Daher sein inniges Vergnügen, Jemandem einen medicinischen Rath zu geben, sein dringender Wunsch, jedem Kranken helfen zu können. Er scheute keine Mühe, wenn er nur Hülfe schaffen konnte. Wie manchen Dank erntete er, auch noch in seinem Alter, von diesen Aussaaten." Das Särchener Kirchenbuch sagt über ihn aus*): „Er war Lehrer der Seele und Arzt des Körpers in seiner Gemeinde, die ihn innig liebte. Sonntags Nachmittags führte er die Erbauungsstunde in der Kirche ein, wo er in der heiligen Schrift lesen ließ und Kinder und Erwachsene darüber fragte. Auch in der Vormittagspredigt ließ er zuweilen einen Spruch von einem seiner Zuhörer lesen, um mehr Aufmerksamkeit zu wecken. Wo er im Sommer Jemanden in der Kirche schlafen sah, den ließ er durch seinen Nachbar aufwecken: Dort schläft mir eins, weckt ihn doch auf! oder: Keiner schlafe mir! Sein letzter Zuruf an seine Kinder war: Fürchtet Gott und haltet seine Gebote. Seinen Grabhügel zwischen seiner Frau und seiner Mutter deckt eine eiserne Grabplatte (jetzt an der Außenwand der Kirche befestigt). Sein Portrait in

*) Laut einer der Güte des derzeitigen dortigen Pastor Kümmel verdankten Abschrift.

der Kirche war 10 Jahre vor seinem Tode in Sorau gemalt und kostete 3 Ducaten."

Er wollte seiner Gemeinde, der er fast 39 Jahre vorstand oder vielmehr diente, ein wahrer Vater in allen Lebenslagen sein, und sie hat es ihm noch in seinen Nachkommen vergolten; bei der goldenen Hochzeit unseres Theodor Fechner ward in Großsärchen, wo die Erinnerung an den Vater der Gemeinde nicht erloschen war, mit den Kirchglocken geläutet, Jungfrauen bekränzten die Gedenktafel, und der Jubilar empfing vom Pastor loci Nachricht und Glückwunsch. Außer dieser Tafel, einer stattlichen inschriftlichen, in der dortigen Gegend heute noch wohlbekannten Erztafel, erinnert ein Oelbild, welches den „Vater der Gemeinde" in seiner Perrücke darstellt, an denselben; es bildet noch jetzt den einzigen Schmuck des Kirchenraumes und stammt gleichfalls aus dem vorigen Jahrhundert.

Uebrigens ist der Ort noch ausgezeichnet durch eine unweit der Kirche gelegene, im Gestrüpp fast verborgene thurmähnliche Ruine, das romantische Ueberbleibsel eines umwallten Schlosses, welches von den Kindern für eine ehemalige Räuberburg gehalten wurde und von welchem erzählt wird, daß an seinen festen Mauern einst die Wuth eines Hussitenschwarmes, welcher die Lausitz verheerte, gebrochen worden sei.

Soviel von der Person und dem Schauplatze des Großvaters Fechner. Er, der eine Pastorstochter zur Frau, seinen Sohn (den Vater unseres Fechner) zum Nachfolger im Amt hatte, sodann der Fechner'sche Großvater mütterlicherseits, Fischer, und dessen Sohn, der nachherige Pflegevater der jungen Gebrüder Eduard und Theodor Fechner, geben uns ein klassisches Beispiel echten deutschen Pastorenlebens und Pfarrhäuserbandes, woraus sich der stille Weiterbau kirchlicher Familientraditionen in jener kargen und oft recht trostlosen Zeit erklärt.

Während des 7jährigen Krieges und nachher muß das kummervolle und auf die nächste Nachbarschaft eingeschränkte Leben sehr innerlich, fromm und lieblich gewesen sein. Von dem öffentlichen

Leben fern, vertiefte man sich in Haus und Gemeinde, das Gemüth spielte die Hauptrolle. Geburt, Hochzeit und Tod hatten eine ganz andere Bedeutung als in der modernen raschlebigen Zeit. Eine Reihe von „Lebensläufen", zum Theil aus Großvater Fechner's Feder, in unserem Familienarchiv, gibt mit ihren erbaulichen Lebensbildern Zeugniß von der Lebensanschauung jener Zeit. Man entwarf Lebensläufe auch früh verstorbener Kinder, und der Pastor sendete solche in Abschrift den Pathen zu. Wer hätte heute Zeit und Lust, solche zu entwerfen oder zu lesen?

Vater Fechner (geb. am 22. November 1765) hatte 1785 bis 1788 in Wittenberg und Halle studirt und 1793 das Pfarramt zu Großsärchen angetreten. Er war eine feine und sinnige Natur, in welcher die ernst-tüchtige Art deutscher Pastoren des 18. Jahrhunderts personificirt erschien. Der vorhin erwähnte Bruder seiner Gattin hatte bei der Verlobung seiner Schwester mit dem Pastor Fechner an diese freudig geschrieben, daß er, wenn er für sie zu wählen gehabt hätte, keine bessere Wahl hätte treffen können. In treuester Sorgfalt nahm sich Vater Fechner während der achtjährigen Ehedauer der Erziehung seiner fünf Kinder an und beobachtete deren erste Entwickelung mit zärtlicher Aufmerksamkeit, welcher auch das Kleinste wichtig schien. Voll gewissenhaften Eifers stand er seinem Amte vor. Sein strebsamer Sinn war allem edlen und befreienden Fortschritt offen. Er ließ auf dem Thurm seiner Kirche, in welchen der Blitz zwei Mal eingeschlagen hatte, den ersten Blitzableiter anbringen; seine Kinder waren die ersten in der Gegend, welche der Impfung unterzogen wurden; er war unter den benachbarten Amtsbrüdern der erste, welcher ohne Perrücke die Kanzel betrat, worüber die Leute so betroffen waren, daß sie erst wieder zur Ruhe kamen, als der Gemeindevorsteher mit Geistesgegenwart ihnen vorhielt, der Herr Jesus selbst habe ohne Perrücke gepredigt. Auch die Baumkultur förderte er emsig und ließ Obstbäume längs der Straße anpflanzen, damit durstige Wanderer sich an den Früchten erquicken könnten, wie er in altgermanischer menschenfreundlicher Gesinnung

sagte. Noch dient zur Schilderung des damaligen Landlebens eine Familientradition folgenden Inhalts. Vater Fechner unternahm mit seiner Gattin und dem ältesten Söhnlein eine Reise zu Wagen, und es mußte ein nächtliches Obdach gesucht werden. Im ersten Dorfe, wo gefragt ward, war kein Plätzchen zu finden, weil eine Feuersbrunst die Bewohnerschaft in Noth versetzt hatte. Im nächsten Dorfe würde Unterkommen zu finden sein. Da aber traf man das Gasthaus voll lärmender Bauern, und man mußte weiter. Im folgenden Dorfe wurden die Müden auf die Pfarre gewiesen, aber der Pfarrer empfing sie mit den Worten: Meine Frau ist fort, ich kann Ihnen gar keine Bequemlichkeit bieten, aber der Schullehrer kann Sie aufnehmen, und bei diesem endlich konnten sie Rast halten.

Den Keim seines frühen Todes empfing Vater Fechner durch Ueberanstrengung beim Aufheben eines schweren Kommodenkastens. Zwei Jahre lang lag er in Folge des erlittenen Schadens auf dem Siechbett, wartete aber immer nach Kräften seines Amtes; einmal bestieg er noch vom Bett aus die Kanzel, um alsbald von da wieder sich zu legen. Seine jüngste Tochter, Mathilde, taufte er noch selbst vom Krankenbett aus wenige Tage vor seinem Tode. Dieser Pflichteifer ging auf seine Kinder über, denen er keine Reichthümer zu hinterlassen hatte. Mutter Fechner hing durch ihren langen Wittwenstand (1806—1859) mit treuester Liebe an dem entrissenen Gatten, und sie war, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, fest überzeugt, nach seinem Tode einmal, als sie sich mit besonderer Lebendigkeit der sehnsüchtigen Erinnerung an ihn hingab, ein Zeichen seiner persönlichen Nähe und Zustimmung empfangen zu haben. Sie habe still im Lehnstuhl gesessen und gedacht: Ach, wenn ich doch ein Zeichen von ihm empfinge! Es sei gegen Abend gewesen. Da sei plötzlich ein heller Schein über die gegenüber befindliche Wand hingestrichen — ohne daß dies etwa der Schein eines Lichtes aus der Nachbarschaft hätte sein können —, und sie habe den Eindruck der Erfüllung ihres Wunsches, die Empfindung freundlichen Trostes dankbar gespürt.

Unser Fechner ward am 19. April 1801 an einem Sonntag, Nachmittags 5 Uhr, im Pfarrhaus Großsärchen, in der damals chursächsischen, jetzt preußischen Niederlausitz geboren. Ein halb Jahr nach des Großvaters Fischer Tode verlor er auch seinen Vater (am 11. Juli 1806), und die Mutter Fechner hatte nun die Sorge für die unerwachsenen Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, unter welchen Theodor das zweitälteste Kind war, allein zu tragen. Ueber diese erste Zeit finde ich von unseres Fechner eigener Hand Folgendes aufgezeichnet:

„Mein Vater Samuel Traugott Fechner, sowie dessen Vater waren Pastoren zu Großsärchen. Meine Mutter, Johanne Dorothee geb. Fischer (geb. den 17. Januar 1774), stammte aus Golßen in der Niederlausitz, wo ihr Vater ebenfalls Pastor war. Von meinen ersten Lebensjahren wüßte ich nur Folgendes zu berichten. Da mein Vater mir und meinem $1^1/_2$ Jahre älteren Bruder das Lernen des Latein durch den Gebrauch erleichtern wollte, und meine Mutter bei ihrem Vater an den lateinischen Unterrichtsstunden ihres Bruders Theil gehabt, so lernten wir das Latein von Klein auf von den Eltern, wie das Deutsche, und finde ich in den Aufzeichnungen meines Vaters über meine früheste Entwickelung am 24. November 1804 bemerkt: „Er sprach und verstand, wie Eduard, Lateinisch fast so gut, als Deutsch;" und am 29. Januar 1805, bevor ich noch das vierte Jahr vollendet hatte, als Beweis der von mir erlangten Urtheilsfähigkeit: „auf die Frage, num etiam mater tua habet barbam? antwortete er: Omnes feminae non habent barbam"*). Mein Vater starb, als ich ungefähr fünf Jahre alt war, und während des halben Jahres, das ich und mein Bruder nachher noch zu Hause blieben, vergaßen wir vollständig das erlernte Latein und haben es später ebenso mühsam grammatikalisch wieder lernen müssen, als Andere." — Soweit Fechner.

*) D. h. Hat Deine Mutter gleichfalls einen Bart? Antwort: Alle Frauen sind ohne Bart.

Wegen des Unterrichts der Kinder siedelte die Wittwe nach der kleinen niederlausitzer Stadt Triebel über, wohin schon der Vater Fechner hatte als Oberpfarrer kommen sollen, als er durch den Tod allem irdischen Amt entrückt ward.

Triebel trug noch Spuren seines ehedem wendischen Gepräges. Noch heute — wohl ein Unicum in Deutschland — hat es eine Doppelkirche, bestehend aus einem größeren Steinbau und einem kleineren Holzbau, die aneinander stoßen. In ihnen findet gleichzeitig Gottesdienst statt, ohne wesentliche gegenseitige Störung. Da mehrere Dörfer in Triebel eingepfarrt sind, genügt der eine Raum nicht; in der Holzkirche versammelt sich die Dorfschaft, in der Steinkirche die Stadtgemeinde. In der ersteren ward zu jener Zeit noch wendisch gepredigt, heute herrscht auch hier die deutsche Sprache; die wendischen Familien der Gegend sind ausgestorben. Da diesem Raume eine Kanzel fehlt, so hat man sich höchst originell damit geholfen, daß im Hintergrund des Altarplatzes (wo sonst sich das Altarbild befindet) ein großer viereckiger Bilderrahmen aufgestellt worden ist; man blickt durch diesen und das Altarfenster hinaus in grüne Baumkronen; wenn aber die Predigt beginnt und der Fenstervorhang niedergelassen ist, erblickt die andächtige Gemeinde ihren Pastor als Füllung besagten Rahmens und schaut ihn als geweihte Gestalt in höherer künstlerisch gesonderter Region.

Eduard und Theodor, die beiden Söhne des so früh Verstorbenen, fanden auf Bitten der bedrängten Wittwe freundlichste Aufnahme im Hause ihres Onkels, des schon genannten Diaconus Gottlob Eusebius Fischer in Wurzen, welcher nachher im Thüringischen, zuerst als Pastor zu Ranis, später als Superintendent zu Sangerhausen sein geistliches Amt gewissenhaft und würdig bekleidete.

In Ranis schlossen die Knaben einen für's Leben währenden Freundschaftsbund mit Ludwig von Breitenbauch, dem etwa gleichalterigen Sohn des Schloßherrn. Der Schloßerbe ward ein hervorragender Landwirth, hob sein Rittergut beträchtlich, baute sich

unweit der alten zum Theil verfallenen Ritterburg den neuen Sitz Ludwigshof und erwarb sich als Landrath des Ziegenrücker Kreises — einer preußischen Enklave Thüringens — hohe Verdienste um Baum- und Viehzucht, Acker- und Straßenbau. Zahlreiche ihm zu Ehren gepflanzte „Ludwigslinden" zeugen von dem Ansehen und Einfluß des unternehmenden und geistreichen Mannes, eines echten Edelmannes in Erscheinung, Gebahren und Gesinnung. Die Gebrüder Fechner hielten ihm Treue und dachten groß von ihm; Eduard, der Aeltere der Brüder, besuchte später noch mehrmals Ranis, Theodor nicht. Es war des Letzteren Sache überhaupt nicht, der Vergangenheit viel Aufmerksamkeit zu widmen, wie er denn auch die Orte seiner lausitzer Heimat nie aufgesucht hat, nachdem er in Dresden und Leipzig eine neue Heimat gefunden hatte. Er lebte nie sehr in der Vergangenheit und in geschichtlichen Erinnerungen. Auch war die Zucht im Fischer'schen Hause zwar eine wohlwollende, aber strenge nach alter deutscher Familienweise, so daß die Erinnerungsbilder jener Raniser Jahre für Theodor, wie es schien, ohne eigentliche Anziehung blieben.

Die sehr verschiedene Art und Begabung der zwei Brüder scheint schon in dieser Zeit entschieden hervorgetreten zu sein. Bei dem Aelteren zeigte sich frühzeitig eine Neigung zu technischer Handfertigkeit und künstlerischer Plastik. Im Besitz der Familie befindet sich noch eine stattliche Sammlung kleiner aus freier Hand geschnittener Figuren von farbigem (braunem, gelbem, grauem) Papier, aus dem Pflanzen- und Thierreich: Palmen, Laubbäume, Ziegen, Hunde, Hasen, Hirsche, Rehe, Eichhörnchen, Affen, Kameele, Elephanten, Löwen, Vögel und Fische aller Art, eine ganze Arche Noah; alle Stücke deutlich, charakteristisch, zum Theil in ausdrucksvoller Geberde und Lage; auch kleine Compositionen, z. B. Blumenbeete, eine Ziege vom Baume fressend, ein Mann mit Wagen und Pferd. Eine Zeit lang war der kleine Künstler bemüht, Portraits in Silhouettenform aus Papier zu schneiden, und der jüngere Bruder trachtete oft, es ihm gleich oder nach zu

thun, aber immer vergeblich; es gebrach diesem an allem technischen Geschick, welcher Mangel ihm zeitlebens geblieben ist. Allein bei jenem Talent des Bruders, welches den künftigen Maler verkündete, und bei der Munterkeit und Sinnigkeit des Jüngeren konnte es nicht fehlen, daß die Knabenphantasie das einfache und eingezogene Leben der Pfarre ihres Pflegevaters mit tausend Spielen, Bildern, Späßen, Experimenten und Erfindungen auszufüllen wußte. Fechner selbst schreibt in einem Erinnerungsblatt vom Jahre 1873 darüber: „Ich that es meinem Bruder in Sprachen, er mir in Kunstfertigkeiten zuvor; ich sammelte Siegel und Schmetterlinge, und der mir stets gebliebene Antrieb, mich selbst auf eigene Hand zu unterrichten, ließ mich schon damals die Bruchrechnung und das System der Schmetterlinge in Büchern, die ich in der Bibliothek meines Onkels fand, ohne Anleitung studiren."

Die Schulbildung war damals noch nicht so massig und erdrückend ausgestattet, daß nicht den Knaben zu eigenen Unternehmungen Lust und Zeit, zu eigener geschäftiger Phantasie Schwung, Kraft und Frische geblieben wäre. Mit Ritterspielen würzte man sich die freien Stunden, und mancher Schwank ward ersonnen und ausgeführt. Die Umgebung von Ranis ist reizvoll und poetisch genug, um den romantischen Eindruck der zwei alten Burgen Ranis und Brandenstein, zwischen welchen die Knaben sich auf den Fluren und Höfen umhertrieben, zu unterhalten und zu verstärken. Sagen spielen in jener Gegend, so die von der Ilse im Orlagau und ihren Gespielinnen Inka und Zibezasel, eine Sage, wie mir scheint, aus der Zeit des Eindringens des Germanen- und Christenthums in diese Gegend der Saale, wo die Wenden bis hart an diesen Fluß und hier und da noch über dessen linkes Ufer hinaus vorgeschoben eine Zeit lang hausten. Eduard entwarf bei einem seiner späteren Besuche der von Breitenbauch'schen Familie eine Reihe von Kreidezeichnungen zu der Ilse-Sage, welche schon früher in einem Buche des Pfarrers Börner (1838) dargestellt worden ist. In der Umgebung von Ranis machte der Maler Fechner

damals Studien in der Natur für jenen Zweck, wobei namentlich Weidenbäume studirt, vielfach gezeichnet und für die Ilsebilder verwerthet wurden. Wir pflegen bei Weiden immer an die jammervollen Erscheinungen abgestumpfter, ausgehöhlter, krüppelhafter Bäume zu denken, welche einem unter der Last gröbster Arbeit geknickten oder gepreßten Menschen gleichen, aber die Weide, wenn man ihrer Natur den Lauf läßt, gibt einen gar stattlichen Baum ab, und es eignet ihren Zweigen eine schleierhafte Weiche, welche nicht ohne Poesie ist und zu der Ilse mit den Heinzelmännchen trefflich stimmt.

So fehlte es den in einem ernsten Hause fern von der Mutter verlebten Knabenjahren doch nicht an poetischem Hintergrund; es ist schwerlich zu viel behauptet, wenn ich sage, daß diese Zeit in beiden Knaben den Sinn für die poetische Seite des Lebens, welcher ihnen eignete und eigen blieb, geweckt hat.

Es trug zur Erhöhung der Romantik der Knabenjahre bei, daß mannigfach die Kriegsläufte dieser Zeit in die Stille der abgelegenen Gegend hineinspielten. In einem (von der Familie aufbewahrten) noch mit der alten sächsischen Kanzleihand geschriebenen und die spätere Gelehrtenhandschrift in Nichts verrathenden Brief des 12jährigen Theodor an seine „herzlich geliebte Mutter" vom 12. Juni 1813 schreibt er: „Wir sind noch recht gut weggekommen, wenn es Dir nur auch so gut wie uns gegangen ist. Blos ein einziges Mal haben wir Einquartierung gehabt, nämlich von polnischen Uhlanen, deren einige Hundert in Ranis lagen. Bei uns waren: ein Lieutenant, dessen Ordonanz und Bedienter und fünf Pferde; sie blieben eine Nacht über hier und führten sich sehr gut auf. Nachher waren in Ranis noch vier Preußen einquartiert, und ein paar Andere ritten blos durch. Außer diesen haben wir noch von fern Franzosen gesehen, Russen aber gar nicht, obgleich eine Stunde von hier genug standen. — Der Onkel hat unsere Confirmation noch verschoben, obgleich er schon angefangen hatte, uns auf dieselbe vorzubereiten, weil doch diese Handlung leicht

konnte gestört werden, und er sie in Ruhe zu verrichten wünschte. Er wird uns erst dann confirmiren, wenn in Sachsen Ruhe geworden ist. Sehr gern würde ich etwas für Dich gezeichnet haben, allein es möchte Dir wohl wenig Freude machen (!), besonders seitdem wir keinen Zeichenmeister mehr haben. Nun können wir uns doch wieder auf einige Zeit schriftlich unterhalten, freilich besser wäre es, wenn wir dies mündlich thun könnten. Särchen denke ich, wenn wir dahin kommen werden, noch wieder zu erkennen, auf Triebel kann ich mich aber sehr wenig mehr besinnen."

Der einfach und klar stilisirte Brief — das älteste in unserer Hand befindliche literarische Erzeugniß des künftigen Gelehrten — läßt uns seine kindliche Gutherzigkeit, sein geringes Zeichentalent, seine Schilderungsgabe und die kriegerischen Verkehrsunterbrechungen jener bewegten Zeiten der Befreiungskriege ahnen, und zeigt uns, wie früh damals die Confirmation üblich war, und wie tief die Kriegsscenen in die Gestaltung des individuellen Lebens einschnitten.

Es folgten nun schwere und arbeitsvolle Jahre. Im Jahre 1814, nach der Confirmation beider, kam Eduard auf die Malerakademie zu Dresden, Theodor auf das Gymnasium zu Sorau. Von da konnte Letzterer seine Mutter und Schwestern in Triebel besuchen. Er legte den etwa 4 Stunden weiten Weg am Sonnabend Nachmittag zurück, blieb den Sonntag über im mütterlichen Hause, und kehrte am Montag, früh um 4 Uhr aufbrechend, von der Mutter ein Stück Wegs über den Ort hinaus begleitet, in die Schule zurück, wo er dann manchmal vor Müdigkeit einschlief. Diese Besuche sind ihm, und noch mehr seinen Schwestern, in lieber Erinnerung geblieben. Für Letztere waren sie jedes Mal ein Fest; sie liebten den allezeit freundlichen, heiteren, gutherzigen, gern eine Freude bereitenden Bruder ganz besonders und erzählen noch im hohen Alter mit Vorliebe von jenen Ferienbesuchen, die ihnen lichte Augenblicke im engen Einerlei des kleinen Landstädtchens und der wenig bietenden Häuslichkeit waren. Während Eduard, der ältere Bruder, charakterfest, aber auch manchmal rechthaberisch,

minder bequem im jugendlichen Umgange war, übte Theodor auf die Schwestern durch seine nachgiebige Harmlosigkeit und kindliche Hingabe an deren kleine Interessen und Spiele einen besonderen Reiz aus.

Im Jahre 1815 — noch vor der Einverleibung der Niederlausitz in den Preußischen Staat — zog die Mutter Fechner mit ihrem zweiten Sohne Theodor und den 3 Töchtern ihrem ältesten Sohne nach und siedelte von Triebel nach Dresden über. Diese Uebersiedelung von der entlegenen Landstadt in die Residenz kostete der mit beschränktesten Mitteln ausgestatteten Wittwe einen schweren Kampf, doch fand sie bald Freunde, durch welche sie in der fremden Stadt heimisch ward. Der beiden Wohnsitze, Triebel und Dresden, ward in den Familiengesprächen später oftmals gedacht, aber Dresden stand im Vordergrund, und galt nun als die eigentliche Heimat der Familie. Und mit Recht, denn nie vorher seit des Vaters Tod und nie wieder nachher ist die Mutter Fechner mit ihrem Häuflein Kinder häuslich vereinigt gewesen.

Als Gymnasiast schrieb Theodor von der Kreuzschule aus, die er nun $1\frac{1}{2}$ Jahre lang besuchte, an den Raniser Onkel und Pflegevater mehrmals, um sich Rath und Weisung zu erbitten. In dem einen Briefe meldet er ihm über seine Zeiteintheilung, die streng genug war, und fügt dann hinzu, die Mutter wünsche außerdem, daß er Mathilde, seine jüngste Schwester, und Franziken, Enkel der Gräfin Schmettau, auf dem Clavier unterrichte. In einem anderen Briefe legt er dar, daß er besser nun durch Privatstudien zu Hause sich weiterbringen und zur Universität vollends vorbereiten könne; er möchte daher der Schule ledig sein, doch werde er sich der Entscheidung des Onkels fügen. Die Entscheidung fiel anders aus, als gehofft. So harrte er denn gehorsam auf der Schule aus und ging, immer noch jung genug, erst ab, als ihm vom Schulrektor selbst erklärt ward, daß er bereits mehr wisse, als Mancher, der von der Universität komme.



Photogravure u Druck H.Riffarth, Berlin.

G. Th. Fechner im Knabenalter.

Nach einer Kreidezeichnung.

Jene Unabhängigkeit des Autodidakten ist ihm zeitlebens geblieben. Fremden Zügel empfand er fast immer als Hemmniß; frei, ganz frei trachtete er von Klein an seine Schwingen zu regen, seinen inneren Trieben sich voll und eigenartig hinzugeben. Aber er fügte sich gegebenen Falls auch, selbst seiner stärksten Neigung entgegen, wenn Pflicht und Gewissen vernehmlich zu ihm sprachen.

In diese kurze Zeit gemeinsamen Familienglücks fällt die Entwerfung zweier noch recht schülerhafter Oelbildnisse Theodor's von der Hand seines Bruders Eduard, welcher auf der Dresdener Akademie unter Grassi als Maler studirte. Sie gehören wohl zu den ersten „Studien" des angehenden Künstlers, zeigen aber lebendigen Sinn für das Charakteristische der Persönlichkeit und eine feste Hand. Hart und ungelenkig in Linien und Farben, verrathen sie doch sorgfältige Zeichnung und äußere Aehnlichkeit im ganzen Zuschnitt des Kopfes, dessen Grundzüge und Gerüste an dem späteren ausgebildeten Denkerhaupte unverkennbar wieder zu finden sind*).

Der Dresdener Maler Peschel erinnerte sich aus seiner Jugendzeit, wo er mit Rietschel, Ludwig Richter und Thäter auf der Kunstakademie studirte, nicht mehr des Malers, wohl aber des Gymnasiasten Fechner, welcher neben der Kreuzschule eine Zeit lang auch in einzelnen Stunden sich künstlerischen Versuchen auf der Akademie hingab und von der akademischen Freiheit jener Zeit Nutzen zu ziehen suchte: wie es überhaupt seine Art war, sich in allen Richtungen des Geistes strebsam zu versuchen. Peschel erzählte, daß der eifrige Mitschüler ihm Interesse eingeflößt habe, nicht bloß durch seinen Eifer, sondern auch durch sein langes Haupthaar; auf Befragen hätte er zur Antwort gegeben: er lerne jetzt „das befreite Jerusalem" (Tasso's umfangreiches Gedicht) auswendig und habe sich

---

*) Außerdem befindet sich im Besitz der Wittwe Fechner eine Zeichnung, das Brustbild des emsig lesenden Knaben darstellend, jedenfalls auch von Brudershand, ein niedliches Charakterbild, welches hier in Lichtdruck beigegeben ist.

gelobt, das Haar wachsen zu lassen, bis er sein Ziel erreicht habe. Die malerischen Studien hatten keinen Fortgang.

Die Mutter Fechner war eine überaus glücklich angelegte Natur. Freundlich, heiter, im allezeit gegenwärtigen Besitz von Sprüchwörtern und ererbten Weisheitssentenzen, ja mit einer poetischen Ader ausgestattet, klaren, offenen Blickes, Gottes Fügungen sich getrost überlassend, oft vom Glück im Kleinen begünstigt und dies gern und dankbar erkennend, überwand sie ohne anhaltenden Sorgendruck die vielen Mühsale des Lebens, welche von beschränkten Vermögensverhältnissen unzertrennlich sind. Durch treue Freundschaft alter und neuer Freunde fand sie sich schon in Triebel, dann ebenso in Dresden beglückt und gestützt. Sie übte einen nie versagenden Zauber auf Alt und Jung aus. In dem Dresdener Freundeskreise genoß sie hohe Achtung; auch spätere Leipziger Freunde Theodor's verkehrten, wenn sie nach Dresden kamen, mit Vorliebe im Fechner'schen Hause, Rüffer verehrte seines Freundes Mutter wie seine eigene und gab diesem Gefühl in manchem Briefe geradezu schwärmerischen Ausdruck. Mutter Fechner war durch und durch Gefühlsmensch; ihre Rede war: Mein Gefühl sagt mir immer Alles, danach gehe ich. Langes ängstliches Erwägen und Reflektiren war nicht ihre Sache. Leicht flossen ihr die Verse, wenn die Gelegenheit sie zum Metrum rief; einst an Gehirnentzündung darniederliegend phantasirte sie mehrmals in Versen. Sie führte eine behende und ausführliche Korrespondenz, eine leichte und freundliche Unterhaltung, welche Gabe ihr bis ins hohe Alter blieb; und daß sie nicht ohne das Talent literarischer Composition war, läßt sich aus der längeren, in Einem Guß hingeworfenen Aufzeichnung — nach dem Ableben des Gatten zum Andenken an ihn — für die beiden Söhne dem vom Verstorbenen 1799—1805 geführten Kindertagebuch hinzugefügt, erkennen; es ist ein warmer Erguß ihrer Wittwenschaftsgefühle, welcher sich unbewußt zu einer rührenden, ja erhebenden Elegie gestaltet.

Unter den Dresdener Freunden ward in der Familienerinnerung besonders oft einer Gräfin Schmettau gedacht, welche, der Mutter Fechner congenial, wohl am meisten zu deren Eingewöhnung in die große Stadt beigetragen hat, und deren Oelbild von der Familie aufbewahrt wird. Diese Dame, in der Erinnerung der Fechner'schen Töchter eine stattliche Gestalt, stets in schwarze Seide gekleidet, mit weißseidenem Hut und weißer Hutfeder, trug viel zur Erheiterung des stillen einfachen Fechner'schen Hauses, namentlich der Kinderschaar bei. Mehrmals mußte ihr die Mutter Fechner in ihrer Nähe Wohnung suchen, wenn sie von ihrem Wittwensitz Köpenik nach Dresden kam. Durch sie ward Eduard, der Maler, in die von Gersdorf'sche Familie eingeführt, von welcher er mehrere Aufträge zum Portraitiren erhielt; zur Hochzeit der ältesten Tochter Emilie kam sie nach Dresden, um an dem kleinen Fechner'schen Familienfest (1823) persönlich theilzunehmen.

Außerdem fand reger Freundesverkehr mit der Familie Flemming's, des Gründers der Blindenanstalt in Dresden, und mit der Familie des Hofpostmeisters Simon statt. Zu der ersteren hatte die Gräfin Schmettau die Brücke geschlagen, mit der anderen war das Band durch die dieselbe Schule besuchenden Kinder beider Familien geknüpft worden. Beide Verhältnisse blieben dauernd und noch in weit späteren Jahren eine Quelle gegenseitiger Liebeserweisungen. Auch mit einer Frau Dr. Heineke ward Mutter Fechner durch die Gräfin Schmettau näher bekannt. Jene, eine nicht mehr junge Wittwe aus Berlin, hielt sich damals in Dresden auf und trug sehr zur Belebung des Kreises bei. Geistreich, erregbar, viel in „polnischen Familien“ verkehrend, wußte sie auch junge Leute zu fesseln; Rüffer, unseres Fechner Leipziger Freund, eine leicht auflodernde Flamme, fühlte sich ungemein zu ihr hingezogen, als er mit den Gräflich Hohenthal'schen Söhnen, deren Instruktor er war, mehrere Winter in Dresden zubrachte. Jene Dame ist in der Familienkorrespondenz viel erwähnt. Sie ging in wenig gewählter Gewandung einher, liebte es, sich und Andere zu unter-

halten, gab nebenbei Unterricht in Sprachen und Musik, hatte die Leichtigkeit der polnischen Umgangsweise und pflegte im stolzen Bewußtsein ihrer didaktischen Talente sich zu rühmen: sie vermöge aus Kieselsteinen Edelsteine zu machen. All' das entnehme ich den Mittheilungen meiner Mutter, welche sich der Erscheinung noch gut erinnert.

Trotz seiner Enge war das Haus der Mutter Fechner ein überaus gastliches. Jedermann befand sich dort wohl, wußte sich gern gesehen und kam gern wieder. Die Bekanntschaft mit einer Frau Gl. führte dazu, daß deren drei Söhne, welche im Freimaurerinstitut erzogen wurden, regelmäßig, wenn sie ihren freien Ausgang hatten, Zuflucht zur Mutter Fechner nahmen; jeder mit einem Säckchen ausgerüstet für die selten ausbleibenden kleinen Gastgeschenke an Obst u. s. w. Als ihre Wohlthäterin Dresden verlassen hatte, sind sie — so erzählten sie später — wie verwaist manchmal still und sehnsüchtig um die öden Fenster der verlassenen Wohnung geschlichen.

Zur Charakteristik dieses Dresdener Familienbildes gehört noch, daß zwei bekannte Namen hinein spielen: der Besuch des damals berühmten Wunderkindes und nachmaligen Hallenser Professors Carl Witte und der zeitweise Aufenthalt der Dichterin Helmina de Chézy, geb. von Klencke, einer Enkelin der Karschin und Verfasserin des Textes zur Euryanthe. Die Eltern Witte's wurden auf ihrer mit dem heranwachsenden Sohne unternommenen großen Erziehungsreise in Dresden mit der Gräfin Schmettau bekannt, und Fechner's Mutter, mit 2 Töchtern eingeladen, verbrachte einen Tag mit jenen. Die Mutter Witte fühlte sich, wie Alle, von der Mutter Fechner besonders angezogen, und die Dresdener waren angenehm überrascht von dem natürlichen und kindlichen Wesen, welches sich das gelehrte „Wunderkind" zu bewahren — oder welches der Vater ihm zu bewahren gewußt hatte. Häufiger kam die Mutter Fechner mit der Chézy, einer beweglichen, gesprächigen, freundlichen, kleinen Dame im Hause der „Gräfin" zusammen, wo jene oft aus

ihren Gedichten vorlas. Diese persönliche Beziehung, freilich ein nur loser Faden, setzte sich später in dem Interesse fort, welches die Dichterin für die belletristischen Erzeugnisse der Fechner'schen Muse hatte. Meine Schwester Malwine, die mit ihr in Genf 1855 zusammentraf, wußte davon zu erzählen; sie fand die Dichterin, von ihrer Nichte gepflegt, in recht enger und einsamer Lage, fast erblindet, aber noch immer voll Leben auf dem Krankenbett, von welchem sie sich nicht wieder erhob. Lebendig und anregend erzählte sie der sie mehrmals Besuchenden von ihrem Leben und Schaffen, der Zeit ihres Dresdener Aufenthalts, der Mutter Fechner und freute sich, eine Nichte des Dr. Mises bei sich — nicht: zu sehen, aber — zu begrüßen. Kurze Zeit darauf starb sie.

Nur wenige Jahre blieben die Gebrüder Eduard und Theodor in Dresden und im Hause der Mutter vereinigt. Der junge Maler zog im Jahre 1820 nach München, wo blühendes Kunstleben lockte. Das Anerbieten einer sächsischen Hofdame, in deren Begleitung dorthin zu fahren, ausschlagend, zog er vor, auf gewundenen Pfaden zu Fuß durch Thüringens Wälder das süddeutsche Isar-Athen zu erreichen; aber das vorbedächtig erworbene Pistolenpaar, welches er sich zu Reisegefährten auf der vielleicht gefahrreichen Wanderung ersehen hatte, kam aus Versehen zu unterst in den mittelst Post nach dem Bestimmungsort beförderten Koffer, und der romantisch angehauchte Wanderer langte ohne Pistolen und Abenteuer nach Wochen am Ziele München an.

Theodor hatte schon vor seinem Bruder, nämlich im Jahre 1817, 16 Jahre alt, Dresden verlassen, um nach Beendigung des Gymnasialkursus und einem halbjährigen Besuch der Dresdener medicinisch-chirurgischen Akademie sich auf der Leipziger Universität der Medicin zu widmen. Wie es scheint, kurz vor seiner Uebersiedelung nach der Universitätsstadt (in der Fastenzeit des Jahres 1817), hatte er von Lieberose aus, wo er zum Besuch der Tante

war, folgenden datumlosen charakteristischen Brief an seine Mutter gerichtet.

„Ich wollte Dir gerne schreiben, aber ich bin zu faul dazu; also wird es nicht viel werden, denn es ist schon Abends 10 Uhr; und am Tage konnte ich nicht schreiben, weil ich zu viel zu thun hatte. Nämlich um $^1/_2$9 stand ich auf; hernach gingen wir in die Kirche, weil heute Bußtag ist; dann aßen wir Gräupchensuppe, Kälberbraten und gebackene Pflaumen; dann tranken wir Kaffee; dann gingen wir mit Fischern (dem Cousin) und dem jungen J. spazieren und kehrten wieder um, weil es regnete; dann gingen wir zu Luco'm, der uns mit einem Glase Wein traktirte, dann gingen wir zu J.; dann gingen wir auf's Rathhaus, brachen die Thür auf und spielten auf dem Theater daselbst — es ist jetzt eine Schauspielertruppe hier — die ertappten Räuber, da kam der Schauspieldirektor und sagte: Meine Herren, das wollte ich mir doch verbitten! worauf wir wieder herunter gingen und zwar wieder zu J. Dann aßen wir zu Hause Mohnstriezel (ein lausitzer Gebäck). Hernach gingen wir wieder zu J. Und jetzt schreibe ich den Brief. So geht es alle Tage. — Vergiß doch nicht, mir eine kattunene Decke nach Leipzig mitzuschicken. Daß Gott erbarm! Der Platz ist alle. Adieu. Grüße die Schwestern. Der wievielte ist, weiß ich nicht."

Diese Chronik des Bußtags verräth freilich nicht viel Bußtagsstimmung, aber in dem trockenen Stil der Schilderung ist nicht kindische Ungelenkigkeit, sondern der Abdruck kindlichen Humors zu sehen. Der schon frühzeitig stilgewandte Schreiber will sich entschuldigen ob seiner Schreibsaumseligkeit, aber auch in naiver Launigkeit das Einerlei im Wechsel der kleinen Dinge und die Flüchtigkeit des einzigen interessanten Augenblicks in diesem Wechsel der entfernten harrenden Mutter zu Gemüthe führen. Fürwahr, der angehende Student, fast noch ein Kind, auf der improvisirten Bühne in dem Rathhaus einer deutschen Landstadt verstohlener Weise Räuber spielend und im besten Spiel vom Theaterdirektor, welcher über-

raschend und überrascht zugleich ist, prosaisch abgefaßt, es ist ein Bild zum Malen: ein die Zeit und die Person charakterisirendes kleines Kulturbild, das heute sich nicht leicht wiederholen wird.

In Leipzig nun miethete sich der Held jener Scene auf der Nikolaistraße im Essigkrug, 4 Treppen hoch, bei einem Schuhmacher ein, mit dessen Werksleistungen auch später noch der Gelehrte lange zufrieden war. Die damalige Behausung war ärmlich genug, und doch so gastlich, daß Studiengenossen und Jugendfreunde oft und gern bei ihm Obdach suchten und selbst auf längere Zeit Aufnahme fanden. Leipzig blieb Fechner's Wohnsitz, den er nie gewechselt hat. Diese Stadt, deren Ehrenbürger er später ward, umschließt fortan sein ganzes Ringen, Schaffen und Leben.

Hier setzte sich das Spiel des Kindes in das akademische Treiben des reifenden Jünglings um. Der noch recht junge, lebhafte und zu allen Thaten flotten Wesens aufgelegte, nicht an Mitteln, aber an Einfällen und Gedanken reiche Student übte eine magische Anziehung auf seines Gleichen aus. Gosche, Rüffer, Müller und Rohr, von Sorau her Schulfreunde, fanden sich in Leipzig als Commilitonen mit Fechner zusammen: drei Theologen, ein Jurist und ein Mediciner; sie alle waren nach einander Fechner's Stubenburschen. Müller, Rüffer und Spielberg — diese drei sammt Fechner hießen das vierblättrige Kleeblatt —, Schulze, Thieme, Zöllner, Hentschel, Spazier, Funke, die Gebrüder Nauwerk sind Namen, welche ich oft im Munde Fechner's und seiner die Erinnerungen der Vergangenheit gern auffrischenden Gattin vernommen habe. Es war noch das Zeitalter, welches unter dem Zeichen der „Freundschaft“ stand, wo in jedem Park „der Freundschaft“ ein sentimentaler Altar errichtet war, subjektive Innerlichkeit des geselligen Gemüthslebens wucherte, und dem entsprechend eine Fähigkeit brieflicher Herzensergießung allgemein war, wie sie bei dem mehr auf das öffentliche Leben gerichteten Menschen von heute immer seltener geworden ist.

Gutherzig, wie er war, theilte der unbemittelte Jünger der Medicin von dem Wenigen, was er hatte, ohne zu rechnen, seinen Gefährten mit. Rüffer schreibt ihm einmal (18. September 1822): „Schicke mir doch Deinen Aufsatz, den Du dem Morgenblatt bestimmt. Muß man Dich immer noch erinnern? inter amicos omnia communia*). Kerl, Hundsfott, Du bist im Stande, für Deine Freunde zu verhungern, Alles herzugeben; aber die Geistesprodukte muß man sich allemal erst ausbitten."

Aus einem späteren Briefe desselben Freundes an Fechner (10. März 1825) entnehme ich einige charakteristische Zeilen. „Wenn ich durch Deinen Brief und durch das edelmüthige Anerbieten, daß Du Alles als ungeschehen betrachten und mir mit alter, 7 Jahre hindurch bewährter Freundestreue wieder angehören wollest, mich im Innersten des Herzen beschämt fühlte, so wich diese Beschämung doch der Freude . . . Ich glaube, es war gut, daß ein kleines Graupelwetter sich erhob . . . Du willst glauben, daß Du mir etwas sein könnest! Lieber Bruder, Du kannst mir nicht etwas sein, Du bist mir es ja schon und warst es immer, wenn auch nicht etwas, doch viel. Sonderbar ist es, Müller ist im Ganzen offener gegen mich, als gegen Dich, was ich nur darin erklärbar finde, weil wir von der frühesten Jugend an uns an einander anschlossen und daher gleichsam in einander verwachsen sind; aber ich habe eine andere Liebe für ihn, als für Dich, letztere möchte ich blos mit dem unwiderstehlichen Gefühle vergleichen, das das Weib zum Manne zieht. Es ist mir, als müsse ich mich an Deiner Kraft und an Deinem Wesen stützen, um den Haltpunkt nicht zu verlieren . . . Sei deß versichert, daß kein Schulze, Nauwerk, Weiße Dich so lieben kann, als ich, selbst Müller und Spielberg nicht. Sieh, mich fesseln ja tausend Bande an Dich, und das zarteste, das Bruderband, da wir ja Eine Mutter mit gleicher Kindesliebe umfassen, da Deine Schwestern auch meine Schwestern sind."

*) Unter Freunden Alles gemeinsam.

Dresden und seine Mutter pflegte Fechner noch während der Semesterferien zu besuchen, auch fand ein lebhafter Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn statt. Aber immer tiefer wuchs Letzterer in den Leipziger Freundeskreis hinein, und Dresden trat für ihn allmählich in den Hintergrund. Den Schwestern ist es noch wohl erinnerlich, daß, wenn der akademische Bruder zu Besuch in Dresden war, ihm nicht mehr die sonst gewohnte Fröhlichkeit eignete. Er schien in sich gekehrt und mochte mit seinen kleinen oder großen literarischen Plänen beschäftigt sein. Die Denkerarbeit, die ihn nach und nach völlig in Beschlag nahm, begann in seiner Seele Einzug zu halten.

Die ernste und nüchterne Seite des neuen Lebens schildert er selbst. „Ich hörte Collegia bei Krug (Logik), Schwägrichen (Botanik und Zoologie), Gilbert (Physik und Chemie), Eschenbach (Pharmacie), Rosenmüller (Anatomie), Kühn und Ernst Heinr. Weber (Physiologie), Jörg (Geburtshülfe), Mollweider (Algebra); besuchte jedoch die meisten dieser Collegien nur zu Anfang oder unterbrochen, indem ich fand, daß ich mich aus Büchern bequemer und besser unterrichten konnte; nur die Vorlesungen von Weber über Physiologie — nach den geistlosen von Kühn — und von Mollweider über Algebra, wodurch ich zuerst zum Studium der Mathematik geführt wurde, machten eine Ausnahme in dieser Beziehung und gewährten Anregungen, die in der Folge fruchtbar wurden. Auch famulirte ich einige Jahre bei Mollweider, habe es aber mit aller Mühe in der Mathematik wegen mangelnden Talentes dazu nicht weit bringen können. Pathologie und Therapie habe ich gar nicht gehört, sondern bloß aus Büchern studirt; den praktischen Uebungen unterzog ich mich ein Jahr lang im Clinicum unter Clarus, $1^1/_2$ Jahr lang im Policlinicum unter Puchelt. Chirurgie ließ sich nach den damaligen Einrichtungen auf der Universität überhaupt nicht praktisch lernen, Geburtshülfe fast nur von dem speciellen Assistenten Jörg's, und ebensowenig gab es Institute für chemische, physikalische, physiologische Uebungen. Jedoch

absolvirte ich das medicinische Studium, soweit es damals hinreichte, um zur medicinischen Doctorwürde zu gelangen, bestand erst das theoretische oder s. g. Baccalaureats-Examen, dann das praktische oder Doctor-Examen, promovirte jedoch nicht zum Doctor, und bin nur in späterer Zeit von den medicinischen Facultäten in Leipzig und in Breslau zum Ehrendoctor ernannt worden. Der Gründe, der praktischen Medicin abzusagen, waren mehrere. Einmal hatte mich die Kenntniß, die ich während des Cursus im Clinicum und Policlinicum von den Principien, Methoden und Leistungen der praktischen Medicin zu erlangen Gelegenheit hatte, gänzlich um das Zutrauen und die Neigung dazu gebracht, wovon das noch während des Besuchs des Clinicum im Jahre 1821 unter dem Namen Dr. Mises erschienene Erstlingsproduct meiner literarischen Thätigkeit „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht" den humoristischen Ausdruck enthält, dem später noch einige andere Schriftchen im gleichen Sinne (1822 und 1837) gefolgt sind.

Dazu hatte ich, trotzdem daß das (1822) bestandene Doctorexamen mich berechtigte, nach der noch zu vollziehenden Formalität der Promotion, mit der inneren Medicin auch Chirurgie und Geburtshülfe auszuüben, nicht gelernt, eine Ader schlagen, den einfachsten Verband anlegen, die einfachste geburtshülfliche Operation machen, und wußte nicht nur keine Gelegenheit, sondern fühlte mich auch des praktischen Talentes baar, das irgendwie nachzuholen und sah die Verlegenheiten voraus, die mir dieser Mangel bereiten mußte, hätte aber doch nothgedrungen zur Praxis, wie es immer gehen mochte, greifen müssen, wenn ich nicht allmählich in eine literarische Thätigkeit hineingekommen wäre, die mir zugleich Mittel des Erwerbs bot und Anlaß wurde, überhaupt eine andere Richtung einzuschlagen.

Während der Universitätszeit selbst erhielt ich mich außer dem sehr geringen Zuschuß, den mir meine Mutter in meinen ersten Jahren noch gewähren konnte, kümmerlich genug durch einige Stipendien und Stundengeben, welches auch schon während meiner

Schulzeit in Dresden zu meinem Unterhalte hatte beitragen müssen. Nach derselben waren es Uebersetzungen und Bearbeitungen besonders französischer Werke, Repertorien u. s. w., mit deren Ertrage ich mich hinhielt.

Im Februar 1820 kam mir Oken's Naturphilosophie zur Hand, durch deren erste Kapitel ich, ohne sie ganz zu verstehen und vollends ohne Klarheit im Fortgange zu finden, doch so begeistert wurde, daß mein Geist Jahre lang dadurch seine Richtung erhielt. Allmählich wurde ich, namentlich durch die Uebersetzung des Biot'schen Lehrbuchs (1824), in eine exaktere Bahn gelenkt, indem mir dadurch zum Bewußtsein kam, daß nur auf solchem Wege zu klaren, sicheren und fruchtbaren Resultaten in der Naturwissenschaft zu gelangen sei. Doch ist der Einfluß jener Periode in der Ansicht einer einheitlichen Gipfelung und geistigen Durchdringung der Natur mir verblieben, und hat in späteren Schriften Ausdruck gefunden, ohne daß ich dann die Schelling-Oken'sche Auffassungsweise noch für maßgebend gehalten hätte." —

Da Fechner selbst dieses Bekanntwerden mit der Naturphilosophie jener Tage zu den Erlebnissen rechnete, „welche auf seinen inneren Bildungsgang epochemachend eingriffen", so lasse ich hier noch eine an anderer Stelle von seiner Hand verzeichnete einschlagende Bemerkung folgen.

„Ueber meinem medicinischen Studium," sagt er, „war ich zum völligen Atheisten geworden, religiösen Ideen war ich entfremdet; ich sah in der Welt nur ein mechanisches Getriebe. Da gerieth mir Oken's Naturphilosophie in die Hände, die ich mit meinem Freunde Spielberg, Stud. theol.*), zusammen zu lesen anfing. Ein neues Licht schien mir auf einmal die ganze Welt und Wissenschaft von der Welt zu erleuchten; ich war wie geblendet davon. Freilich verstand ich nichts recht — wie wäre das auch

*) War später Lehrer und Schuldirektor in Glarus, von wo er noch an Fechner geschrieben hat.

möglich — freilich kam ich nicht über die ersten Kapitel hinaus; aber kurz, ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studiren, konnte freilich in Keinem Klarheit finden, aber meinte selbst etwas in dieser Richtung leisten zu können, wovon noch einige Aufsätze in der Stapelia mixta (1824) Zeugniß ablegen. Aber noch erinnere ich mich, wie ich mir einmal die Frage vorlegte: hätte sich wohl von dem ganzen schönen gesetzlichen Zusammenhange der optischen Phänomene, die Biot mit so großer Klarheit vor uns ausbreitet, etwas auf Oken-Schelling'schem Wege finden lassen? jedenfalls Naturwissenschaft liegt nicht auf diesem Wege."

Zwei briefliche Ergüsse Fechner's an seine Mutter, der eine vom 3. Januar 1821, der andere einige Zeit später, etwa nach den Osterferien, mögen den Schluß dieses Abschnitts bilden; sie zeigen ebenso seinen Humor, wie sein Schilderungstalent.

I.

Liebe Mutter,

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Weihnachtsbrief; war mir's doch, als sähe ich wirklich Alles vor mir bescheert, was Dein Brief vor meinem Geiste ausbreitete, und da stieg freilich eine kleine Reue in mir auf, mich um alle die Herrlichkeiten gebracht zu haben. Besonders die grünen Schuhe hätte ich nur gleich anziehen mögen, um darin ein paar Entrechats zu schlagen, daß Vestris und Düport sich hernach hätten schämen müssen, noch welche nach mir zu machen. Nur Dein mütterliches Herz konnte meinen theuersten liebsten Wunsch so ganz errathen. Ging nicht seit Jahren schon mein ganzes Dichten, Streben und Trachten nach einem Paar solcher schönen grünen Schuhe, wie Du sie eben jetzt mir gekauft hast, und legte nicht das Schicksal bisher immer unüberwindliche Hindernisse meinem Wunsch entgegen? Nun schicke

ich aber auch gleich einen Expressen nach Dresden, um die Schuhe abzuholen und sie an mein sehnsüchtig erwartendes Herz zu drücken; und ich bitte Dich, sie dem Ueberbringer dieses zu überantworten, der sie mir richtig zustellen wird. — Daß ein gesticktes Vorhemdchen meiner wartet, muß ich wohl schon geahnt haben; woher käme es denn sonst, daß ich gerade jetzt eins wieder zerrissen hätte, wenn nicht ein dunkles Gefühl mir gesagt hätte, daß ich einem neuen schönern Platz machen müsse, welches mich mit einer herrlichen Glorie umgeben würde. Lorchen's Bequemlichkeiten aus Zucker werden wohl ihre Liebhaber gefunden haben. Sage ihr nur, wenn sie mir Enzian und Rhabarber gekauft hätte, so würde mir das aus ihren Händen so süß geschmeckt haben, daß ich mir den Magen daran verdorben hätte, statt ihn zu stärken, geschweige denn mit Zuckerwerk; daher wäre es recht gut, daß nichts davon an mich gekommen wäre; übrigens hätte sie wahrscheinlich selbst gern naschen wollen, und um es zu beschönigen, hätte sie gethan, als wäre es für mich bestimmt gewesen, weil sie schon vermuthet hätte, daß ich nicht kommen würde.

II.

Liebe Mutter,

Weder ein blondes, noch ein braunes Mädchen waren meine Reisegesellschafterinnen, es müßten denn ein paar in Studenten verkleidete gewesen sein, die sich eine Baßsaite in die Kehle gesteckt, um auch ihre Diskantstimme zu verkleiden. Viel fehlte nicht, so wäre ich noch ein zweitesmal vom Lohnkutscher zurückgekommen. Es hatten sich nach mir noch zwei andere zum Mitfahren, im Ganzen fünf eingefunden; die Kutsche faßte aber nur vier Leute, wenn man sich nicht, wie eine Nudel, zusammendrücken lassen wollte, und wenn viel geduldige Schafe in einen Stall gehen, so waren wir entweder nicht geduldig genug oder nicht Schafe genug, um das Sprichwort auf uns anzuwenden. Es entstand ein ge-

waltiger Spektakel mit dem Fuhrmann, der behauptete, es hätten sonst ihrer sechs in der Kutsche gesessen, und endlich, da fünf nicht fahren und auch keiner seine Ansprüche auf einen Platz in der Kutsche aufgeben wollte, und es beinahe zur Prügelei gekommen wäre, die Koffer der beiden letzten, die sich gemeldet hatten, ohne Weiteres abpackte, und mit uns übrigen drei davon fahren ließ; worüber es 10 Uhr geworden war. In Meißen ging der Krakel von Neuem los. Im Gasthofe wartete dort auf den Wagen ein Bürstenbinder, der mit dem Fuhrmann den Tag vorher schon accordirt hatte, noch heute bis Luppe mit zu fahren, was, da der Wagen erst so spät abgegangen war, nicht wohl mehr möglich war. Der Bürstenbinder verlangte demohngeachtet, entweder noch, und wäre es bis in die Nacht um 1, nach Luppe gefahren zu werden, oder der Kutscher müßte für ihn die Zeche für das Nachtquartier in Oschatz bezahlen, und er würde ganz gut leben. Nach vielen Debatten, wobei Kraftausdrücke nicht gespart wurden, gab der Kutscher endlich nach, und versprach, noch bis Luppe zu fahren. Hinter Meißen ging ein betrunkener Kerl mit einem Korbe voll Semmeln neben dem Wagen; die Peitsche des Fuhrmanns mochte ihm ein wenig zu nahe gekommen sein; gleich fing er an, aus Leibeskräften auf Pferde, Kutscher und Wagen, wo's hin traf, mit seinem Knüttel loszuschlagen, verlor aber darüber die Balance und fiel in den Chausseegraben, wobei die Hälfte seiner Semmeln herauspurzelte; aber ohne es zu bemerken, raffte er sich wieder auf, lief dem Wagen voll Wuth nach, fiel noch einmal hin, und ließ wieder eine Parthie Semmeln liegen; endlich verloren wir ihn aus dem Gesichte. In Oschatz langten wir um 9 Uhr an; der Bürstenbinder bestand darauf, weiter gefahren zu werden, und der Fuhrmann, an sein Pactum gebunden, und um nichts einzubüßen, wollte nun auch, aber wir nicht, die der Herbërge froh waren. Nun ging der Zank wieder mit uns los; wir bestellten uns indessen Essen und eine Schlafstube, ohne weiter mehr auf die Propositionen des Fuhrmanns zu achten. Da er mit uns nichts ausrichtete, wollte er

noch einmal mit dem Bürstenbinder anfangen, allein dieser weigerte sich nun standhaft, den Thaler, den er mit ihm accordirt hatte, zu bezahlen, wenn er nicht weiter führe. Der Kutscher konnte nichts mit ihm machen, mußte seinen Thaler einbüßen, ärgerte sich, den Bürstenbinder umsonst von Meißen bis Oschatz gefahren zu haben und letzterer (er trieb den Handel im Großen), der ein krankes Kind zu Hause hatte, fuhr noch mit Extrapost weiter. So hatten wir nichts als Zank und Streit den ersten Tag, kamen aber den andern ruhig und wohlbehalten in Leipzig an. — Müller's Sachen haben mir dabei treffliche Dienste geleistet, und ich habe von der Kälte wenig empfunden, dagegen sie mir sonst arg zugesetzt haben möchte. Mein Examen ist nächsten Montag; früh wird eine lateinische Ausarbeitung gemacht, und Nachmittags ist das Examen selbst. Das Geld dazu habe ich.

II. Abschnitt.

Der unheimliche Freund.

Wir haben gesehen, daß der reisende Jüngling zwei Stufen innerer Entwickelung rasch hinter sich ließ: die trockene Medicin von damals mit ihrem dürftigen Apparat und ihrer methodenlosen Praxis, und dann die schwungvolle, aber auch überschwängliche, uferlose Naturphilosophie, welche gleich einem Frühlingsregen die Eisdecke des geistlosen Schlendrians durchbrechend zur heillosen Ueberschwemmung anzuwachsen drohte. Es galt nun, einen dritten Gang zu bestehen. Fechner mußte sich durchkämpfen, um für die Strömung seines Geistes ein sicheres Bett zu gewinnen und wilde Wasser zu bändigen. In Gestalt eines Gefährten seiner Neigungen war an ihn die Versuchung herangetreten, belletristischen und vielleicht auch

künstlerischen Trieben ganz sich hinzugeben und ein freies Leben ohne festen Lebensberuf zu wählen. Er selbst rechnet „die Bekanntschaft und den mehrjährigen Umgang mit einer Art verdorbenen Genies, Schulze, in den 20er Jahren“ zu den „epochemachenden Erlebnissen, welche eine Wandlung in seiner geistigen Existenz hervorgebracht“ haben und „von nachhaltigerem Einfluß geblieben sind“. In einem Briefe Fechner's an seine Mutter vom 5. November 1823 schreibt jener: „Oft und lebhaft habe ich jetzt daran gedacht, ob es nicht doch besser wäre, wenn Du nach Leipzig zögest und wir aus zwei Wirthschaften Eine machten. Dich fesselt jetzt nichts mehr an Dresden .... Wenn Du erst bei mir bist, wirst Du mich schon zur bessern Ordnung anhalten. Schulze ist für diesen Winter mein Stubenbursche.“

Martin Gottlieb Schulze, etwa 2 Jahre älter als Fechner, muß etwas dämonisch Bestrickendes im persönlichen Umgang gehabt haben. Zahlreiche Briefe des unglücklichen Freundes an jenen fanden sich in dessen Verlassenschaft; sie verrathen einen unruhigen, ziellosen, reizbaren, mit Ironie und Unzufriedenheit erfüllten, auf den Augenblick gestellten Sinn. Die poetische Ader ist ihm nicht abzusprechen, der Vers fließt ihm leicht von der Feder. In einem sehr bewegten tadelvollen Brief seiner Schwester zeigen die Worte „oder hat nicht vielmehr Deine zu hohe Meinung von Deinen Geisteskräften Dir überall wie ein Gespenst im Weg gestanden?“ daß jene Eigenschaften mit einem Zug von Hochmuth verbunden waren. Flattersinn und Hochmuth pflastern den Weg zum Irrsinn: das zeigt auch der trübe Ausgang dieses Lebens.

Im Fechner'schen Hause war oft von Schulze die Rede; später tauchte er noch einmal — ich meine, es sei i. J. 1836 gewesen — plötzlich in Leipzig auf, um alsbald ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Der unstete, blitzende, ja bohrende Blick seiner braunen Augen gehört zu meinen unheimlichsten Jugenderinnerungen. Das Letzte, was ich von seiner Hand finde, ist ein in der Zeit von Fechner's Augenschwäche an diesen (am 2. Juli 1846) gerichteter

Beileidsbrief, aus welchem ich bloß die Worte herausgreife: „es ist eine alte und wahre Bemerkung, daß die Blinden in eine Art geistigen Adelstand treten."

Die abenteuerliche Zeit des 30jährigen Krieges, welcher die deutsche Nation hart an den Abgrund des Verderbens drängte, hatte eine Saat von Abenteurern ausgestreut. Allmählich ging diese auf und stellte dem Typus des deutschen Philisters und Stockgelehrten als Folie einen Typus ruheloser Geister, rand- und bandloser Stromer*), verdorbener Genies gegenüber. Wer von den Aelteren unter uns wüßte nicht aus der Erinnerung oder dem Hörensagen von solchen Nachkommen des Simplicissimus, welche wie Kometen die Bahn der regelrecht wandernden Sterne kreuzten, einen Schweif wundersamer, räthselvoller Eindrücke zurücklassend und stellenweisen Durchblick in romantische Regionen gewährend, aber auch im Wirbel ihres fruchtlosen Daseins den Unsegen äußerer und innerer Zuchtlosigkeit offenbarend. In unserer Zeit methodischen Lehrens und Lernens, festgeordneter Bahnen von der Kindheit bis zum Greisenalter, in der Anlage des heutigen Gesellschaftswesens auf Erzeugung von Durchschnittsmenschen werden Wucherungen jener Sorte immer seltener. Mit den „Originalen" verschwinden auch die „fahrenden Schüler", lebenslänglichen Studenten oder „bemoosten Häupter" und „verdorbenen Genies". Bald wird diese Menschengattung in der deutschen Bevölkerungsstatistik gestrichen sein. Um so mehr mag es interessiren, hier das Bild eines Prachtexemplars von kundiger und feiner Hand, derjenigen Fechner's selbst, gezeichnet zu lesen. In seinen hinterlassenen Papieren findet sich folgende Zeichnung, die zugleich als Probestück für unseres Autors Genrebildmalerei dienen kann.

„Martin Gottlieb Schulze war der Sohn eines Super-

*) Das Wort „Stromer" soll eigentlich die unstet wandernden Müllerburschen bedeuten, welche der Strömung des Wassers folgend, und wie diese, lustige Wellen schlagend, aber immer flüssig, nirgends feste Stätte und Arbeit suchten.

intendenten; er hatte Medicin studirt und es bis zum Baccalaureus darin gebracht, aber nachher die medicinischen und strengen Studien überhaupt an den Nagel gehängt, dafür um so eifriger Geschichte, Memoiren, Poesien, überhaupt Allerlei, was ein allgemeines menschliches Interesse angeht, gelesen, sich in kleineren und größeren Reisen hier und da herumgetrieben, dabei, weil er seine von vornherein kleinen Mittel bald erschöpft hatte, mitunter die größte Noth gelitten, auf Kosten seiner Bekannten gelebt, ohne sich dadurch genirt zu finden, bis er durch Erbschaft wieder ein paar hundert Thaler in die Hände bekam, die er wieder ebenso erschöpfte, bis ihm wieder ein Bekannter aus der Noth half, u. s. f. Hatte er etwas, so verthat er es leicht; hatte er nichts, so trug er es auch leicht mit frischem Gleichmuth.

Er hat zwar mit mir zugleich studirt, doch bin ich erst nach unserer gemeinsamen Studienzeit durch Weiße mit ihm näher bekannt geworden, und hauptsächlich in den 1820er Jahren ist mein Verkehr mit ihm für mich einflußreich gewesen. Ein halb Jahr lang, wo er außer den Kleidern, die er am Leibe trug, gar nichts hatte, wohnte er sogar ganz bei mir; ich hatte selbst nicht viel, doch verhungerte er bei mir wenigstens nicht. Einige Wochen (1825) bin ich mit ihm zusammen in Dresden und von da auf einer Fußtour im Riesengebirge gewesen. Eine Zeit durch hatte ich mit ihm, dem Liedercomponisten Zöllner, einem jungen Advokaten Hentschel, und einem Cellisten, wie hieß er doch? ein wöchentliches Abendkränzchen. Am 25. Aug. 1825 bivouakirte ich einmal in einer schönen Nacht mit ihm, Zöllner und Hentschel in den Steinbrüchen bei Taucha. Das Feuer, was wir unterhielten, wobei ein Eierkuchen fertig wurde, lockte Polizei von Taucha heraus, um zu sehen, was es da gäbe; doch ohne polizeiliche Folgen. Ein engerer Verkehr bestand zwischen ihm, Weiße und mir.

Nachher ist er mir Jahre lang aus dem Gesicht gekommen, hat sich während der Zeit u. a. in München aufgehalten, ist bis Neapel gelangt, dort wieder gänzlich heruntergekommen, so daß er

aus Mangel an Kleidung nicht mehr ausgehen konnte, bis ihn ein Bekannter dort traf und wieder loslöste. In den 1830er Jahren aber, wo ich schon verheirathet war, tauchte er wieder einmal in Leipzig auf, hatte wieder einmal etwas, doch nicht viel, Geld, machte, mehrmals zu uns eingeladen, auf meine Frau einen dämonischen Eindruck, verließ aber Leipzig bald wieder und, ohne daß sich eine weitere Verbindung zwischen uns forterhalten hat, hörte ich nur, daß sein nie auf feste Ziele ernsthaft gerichteter Geist endlich allen Halt verloren, und er im Irrenhause auf dem Sonnensteine unter der Obhut eines Anstaltsarztes, eines früheren Bekannten von ihm, geendet hat.

Ueberall war es die poetische, naturwüchsige Seite der Dinge, die er gegenüber der Convention und verstandesmäßigen Betrachtung der Dinge hoch hielt, den Dingen absah und abfühlte, und zu einem verführerischen Ausdruck im Reden brachte. Dabei aber ermangelte er aller selbständigen Thatkraft. Er traute sich zwar selbst die höchsten Leistungen in Literatur und Leben zu, wenn er nur erst damit anfangen wollte; brachte es aber nie zu Anfängen; er meinte, im Bewußtsein des Einflusses, den er auf so viele Gemüther äußerte, und sprach es ganz naiv aus, es käme nur auf ihn an, eine Revolution hervorzurufen und den heutigen Stand der Dinge, den er verachtete, über den Haufen zu werfen; doch predigte er nie Aufruhr, sondern erschöpfte sich nur in Klagen und Verwünschungen über den Abfall der Welt und Zeit von der wahren Natur. —

Er machte leicht Gedichte, die auch einen leichten Fluß hatten, ohne doch bedeutend zu sein, und so viel ich weiß, ist nichts davon veröffentlicht. Es finden sich aber noch ein paar derselben in einer der größeren Kapseln bei mir, und der Arzt in der Irrenanstalt, in der er zuletzt endigte, hat privatim eine ganze Sammlung derselben zusammengebracht.

Er reiste meist zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken, das Ränzel mehr mit Büchern als mit Kleidern oder Wäsche, wovon

möglich — freilich kam ich nicht über die ersten Kapitel hinaus; aber kurz, ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studiren, konnte freilich in Keinem Klarheit finden, aber meinte selbst etwas in dieser Richtung leisten zu können, wovon noch einige Aufsätze in der Stapelia mixta (1824) Zeugniß ablegen. Aber noch erinnere ich mich, wie ich mir einmal die Frage vorlegte: hätte sich wohl von dem ganzen schönen gesetzlichen Zusammenhange der optischen Phänomene, die Biot mit so großer Klarheit vor uns ausbreitet, etwas auf Oken-Schelling'schem Wege finden lassen? jedenfalls Naturwissenschaft liegt nicht auf diesem Wege."

Zwei briefliche Ergüsse Fechner's an seine Mutter, der eine vom 3. Januar 1821, der andere einige Zeit später, etwa nach den Osterferien, mögen den Schluß dieses Abschnitts bilden; sie zeigen ebenso seinen Humor, wie sein Schilderungstalent.

I.

Liebe Mutter,

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Weihnachtsbrief; war mir's doch, als sähe ich wirklich Alles vor mir bescheert, was Dein Brief vor meinem Geiste ausbreitete, und da stieg freilich eine kleine Reue in mir auf, mich um alle die Herrlichkeiten gebracht zu haben. Besonders die grünen Schuhe hätte ich nur gleich anziehen mögen, um darin ein paar Entrechats zu schlagen, daß Vestris und Düport sich hernach hätten schämen müssen, noch welche nach mir zu machen. Nur Dein mütterliches Herz konnte meinen theuersten liebsten Wunsch so ganz errathen. Ging nicht seit Jahren schon mein ganzes Dichten, Streben und Trachten nach einem Paar solcher schönen grünen Schuhe, wie Du sie eben jetzt mir gekauft hast, und legte nicht das Schicksal bisher immer unüberwindliche Hindernisse meinem Wunsch entgegen? Nun schicke

ich aber auch gleich einen Expressen nach Dresden, um die Schuhe abzuholen und sie an mein sehnsüchtig erwartendes Herz zu drücken; und ich bitte Dich, sie dem Ueberbringer dieses zu überantworten, der sie mir richtig zustellen wird. — Daß ein gesticktes Vorhemdchen meiner wartet, muß ich wohl schon geahnt haben; woher käme es denn sonst, daß ich gerade jetzt eins wieder zerrissen hätte, wenn nicht ein dunkles Gefühl mir gesagt hätte, daß ich einem neuen schönern Platz machen müsse, welches mich mit einer herrlichen Glorie umgeben würde. Lorchen's Bequemlichkeiten aus Zucker werden wohl ihre Liebhaber gefunden haben. Sage ihr nur, wenn sie mir Enzian und Rhabarber gekauft hätte, so würde mir das aus ihren Händen so süß geschmeckt haben, daß ich mir den Magen daran verdorben hätte, statt ihn zu stärken, geschweige denn mit Zuckerwerk; daher wäre es recht gut, daß nichts davon an mich gekommen wäre; übrigens hätte sie wahrscheinlich selbst gern naschen wollen, und um es zu beschönigen, hätte sie gethan, als wäre es für mich bestimmt gewesen, weil sie schon vermuthet hätte, daß ich nicht kommen würde.

II.

Liebe Mutter,

Weder ein blondes, noch ein braunes Mädchen waren meine Reisegesellschafterinnen, es müßten denn ein paar in Studenten verkleidete gewesen sein, die sich eine Baßsaite in die Kehle gesteckt, um auch ihre Diskantstimme zu verkleiden. Viel fehlte nicht, so wäre ich noch ein zweitesmal vom Lohnkutscher zurückgekommen. Es hatten sich nach mir noch zwei andere zum Mitfahren, im Ganzen fünf eingefunden; die Kutsche faßte aber nur vier Leute, wenn man sich nicht, wie eine Nudel, zusammendrücken lassen wollte, und wenn viel geduldige Schafe in einen Stall gehen, so waren wir entweder nicht geduldig genug oder nicht Schafe genug, um das Sprichwort auf uns anzuwenden. Es entstand ein ge-

waltiger Spektakel mit dem Fuhrmann, der behauptete, es hätten sonst ihrer sechs in der Kutsche gesessen, und endlich, da fünf nicht fahren und auch keiner seine Ansprüche auf einen Platz in der Kutsche aufgeben wollte, und es beinahe zur Prügelei gekommen wäre, die Koffer der beiden letzten, die sich gemeldet hatten, ohne Weiteres abpackte, und mit uns übrigen drei davon fahren ließ; worüber es 10 Uhr geworden war. In Meißen ging der Krakel von Neuem los. Im Gasthofe wartete dort auf den Wagen ein Bürstenbinder, der mit dem Fuhrmann den Tag vorher schon accordirt hatte, noch heute bis Luppe mit zu fahren, was, da der Wagen erst so spät abgegangen war, nicht wohl mehr möglich war. Der Bürstenbinder verlangte demohngeachtet, entweder noch, und wäre es bis in die Nacht um 1, nach Luppe gefahren zu werden, oder der Kutscher müßte für ihn die Zeche für das Nachtquartier in Oschatz bezahlen, und er würde ganz gut leben. Nach vielen Debatten, wobei Kraftausdrücke nicht gespart wurden, gab der Kutscher endlich nach, und versprach, noch bis Luppe zu fahren. Hinter Meißen ging ein betrunkener Kerl mit einem Korbe voll Semmeln neben dem Wagen; die Peitsche des Fuhrmanns mochte ihm ein wenig zu nahe gekommen sein; gleich fing er an, aus Leibeskräften auf Pferde, Kutscher und Wagen, wo's hin traf, mit seinem Knüttel loszuschlagen, verlor aber darüber die Balance und fiel in den Chausseegraben, wobei die Hälfte seiner Semmeln herauspurzelte; aber ohne es zu bemerken, raffte er sich wieder auf, lief dem Wagen voll Wuth nach, fiel noch einmal hin, und ließ wieder eine Parthie Semmeln liegen; endlich verloren wir ihn aus dem Gesichte. In Oschatz langten wir um 9 Uhr an; der Bürstenbinder bestand darauf, weiter gefahren zu werden, und der Fuhrmann, an sein Pactum gebunden, und um nichts einzubüßen, wollte nun auch, aber wir nicht, die der Herberge froh waren. Nun ging der Zank wieder mit uns los; wir bestellten uns indessen Essen und eine Schlafstube, ohne weiter mehr auf die Propositionen des Fuhrmanns zu achten. Da er mit uns nichts ausrichtete, wollte er

noch einmal mit dem Bürstenbinder anfangen, allein dieser weigerte sich nun standhaft, den Thaler, den er mit ihm accordirt hatte, zu bezahlen, wenn er nicht weiter führe. Der Kutscher konnte nichts mit ihm machen, mußte seinen Thaler einbüßen, ärgerte sich, den Bürstenbinder umsonst von Meißen bis Oschatz gefahren zu haben und letzterer (er trieb den Handel im Großen), der ein krankes Kind zu Hause hatte, fuhr noch mit Extrapost weiter. So hatten wir nichts als Zank und Streit den ersten Tag, kamen aber den andern ruhig und wohlbehalten in Leipzig an. — Müller's Sachen haben mir dabei treffliche Dienste geleistet, und ich habe von der Kälte wenig empfunden, dagegen sie mir sonst arg zugesetzt haben möchte. Mein Examen ist nächsten Montag; früh wird eine lateinische Ausarbeitung gemacht, und Nachmittags ist das Examen selbst. Das Geld dazu habe ich.

II. Abschnitt.

Der unheimliche Freund.

Wir haben gesehen, daß der reifende Jüngling zwei Stufen innerer Entwickelung rasch hinter sich ließ: die trockene Medicin von damals mit ihrem dürftigen Apparat und ihrer methodenlosen Praxis, und dann die schwungvolle, aber auch überschwängliche, uferlose Naturphilosophie, welche gleich einem Frühlingsregen die Eisdecke des geistlosen Schlendrians durchbrechend zur heillosen Ueberschwemmung anzuwachsen drohte. Es galt nun, einen dritten Gang zu bestehen. Fechner mußte sich durchkämpfen, um für die Strömung seines Geistes ein sicheres Bett zu gewinnen und wilde Wasser zu bändigen. In Gestalt eines Gefährten seiner Neigungen war an ihn die Versuchung herangetreten, belletristischen und vielleicht auch

künstlerischen Trieben ganz sich hinzugeben und ein freies Leben ohne festen Lebensberuf zu wählen. Er selbst rechnet „die Bekanntschaft und den mehrjährigen Umgang mit einer Art verdorbenen Genies, Schulze, in den 20er Jahren“ zu den „epochemachenden Erlebnissen, welche eine Wandlung in seiner geistigen Existenz hervorgebracht“ haben und „von nachhaltigerem Einfluß geblieben sind“. In einem Briefe Fechner's an seine Mutter vom 5. November 1823 schreibt jener: „Oft und lebhaft habe ich jetzt daran gedacht, ob es nicht doch besser wäre, wenn Du nach Leipzig zögest und wir aus zwei Wirthschaften Eine machten. Dich fesselt jetzt nichts mehr an Dresden .... Wenn Du erst bei mir bist, wirst Du mich schon zur bessern Ordnung anhalten. Schulze ist für diesen Winter mein Stubenbursche.“

Martin Gottlieb Schulze, etwa 2 Jahre älter als Fechner, muß etwas dämonisch Bestrickendes im persönlichen Umgang gehabt haben. Zahlreiche Briefe des unglücklichen Freundes an jenen fanden sich in dessen Verlassenschaft; sie verrathen einen unruhigen, ziellosen, reizbaren, mit Ironie und Unzufriedenheit erfüllten, auf den Augenblick gestellten Sinn. Die poetische Ader ist ihm nicht abzusprechen, der Vers fließt ihm leicht von der Feder. In einem sehr bewegten tadelvollen Brief seiner Schwester zeigen die Worte „oder hat nicht vielmehr Deine zu hohe Meinung von Deinen Geisteskräften Dir überall wie ein Gespenst im Weg gestanden?“ daß jene Eigenschaften mit einem Zug von Hochmuth verbunden waren. Flattersinn und Hochmuth pflastern den Weg zum Irrsinn: das zeigt auch der trübe Ausgang dieses Lebens.

Im Fechner'schen Hause war oft von Schulze die Rede; später tauchte er noch einmal — ich meine, es sei i. J. 1836 gewesen — plötzlich in Leipzig auf, um alsbald ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Der unstete, blitzende, ja bohrende Blick seiner braunen Augen gehört zu meinen unheimlichsten Jugenderinnerungen. Das Letzte, was ich von seiner Hand finde, ist ein in der Zeit von Fechner's Augenschwäche an diesen (am 2. Juli 1846) gerichteter

Beileidsbrief, aus welchem ich bloß die Worte herausgreife: „es ist eine alte und wahre Bemerkung, daß die Blinden in eine Art geistigen Adelstand treten.“

Die abenteuerliche Zeit des 30jährigen Krieges, welcher die deutsche Nation hart an den Abgrund des Verderbens drängte, hatte eine Saat von Abenteurern ausgestreut. Allmählich ging diese auf und stellte dem Typus des deutschen Philisters und Stockgelehrten als Folie einen Typus ruheloser Geister, rand- und bandloser Stromer*), verdorbener Genies gegenüber. Wer von den Aelteren unter uns wüßte nicht aus der Erinnerung oder dem Hörensagen von solchen Nachkommen des Simplicissimus, welche wie Kometen die Bahn der regelrecht wandernden Sterne kreuzten, einen Schweif wundersamer, räthselvoller Eindrücke zurücklassend und stellenweisen Durchblick in romantische Regionen gewährend, aber auch im Wirbel ihres fruchtlosen Daseins den Unsegen äußerer und innerer Zuchtlosigkeit offenbarend. In unserer Zeit methodischen Lehrens und Lernens, festgeordneter Bahnen von der Kindheit bis zum Greisenalter, in der Anlage des heutigen Gesellschaftswesens auf Erzeugung von Durchschnittsmenschen werden Wucherungen jener Sorte immer seltener. Mit den „Originalen“ verschwinden auch die „fahrenden Schüler“, lebenslänglichen Studenten oder „bemoosten Häupter“ und „verdorbenen Genies“. Bald wird diese Menschengattung in der deutschen Bevölkerungsstatistik gestrichen sein. Um so mehr mag es interessiren, hier das Bild eines Prachtexemplars von kundiger und feiner Hand, derjenigen Fechner's selbst, gezeichnet zu lesen. In seinen hinterlassenen Papieren findet sich folgende Zeichnung, die zugleich als Probestück für unseres Autors Genrebildmalerei dienen kann.

„Martin Gottlieb Schulze war der Sohn eines Super-

*) Das Wort „Stromer“ soll eigentlich die unstet wandernden Müllerburschen bedeuten, welche der Strömung des Wassers folgend, und wie diese, lustige Wellen schlagend, aber immer flüssig, nirgends feste Stätte und Arbeit suchten.

intendenten; er hatte Medicin studirt und es bis zum Baccalaureus darin gebracht, aber nachher die medicinischen und strengen Studien überhaupt an den Nagel gehängt, dafür um so eifriger Geschichte, Memoiren, Poesien, überhaupt Allerlei, was ein allgemeines menschliches Interesse angeht, gelesen, sich in kleineren und größeren Reisen hier und da herumgetrieben, dabei, weil er seine von vornherein kleinen Mittel bald erschöpft hatte, mitunter die größte Noth gelitten, auf Kosten seiner Bekannten gelebt, ohne sich dadurch genirt zu finden, bis er durch Erbschaft wieder ein paar hundert Thaler in die Hände bekam, die er wieder ebenso erschöpfte, bis ihm wieder ein Bekannter aus der Noth half, u. s. f. Hatte er etwas, so verthat er es leicht; hatte er nichts, so trug er es auch leicht mit frischem Gleichmuth.

Er hat zwar mit mir zugleich studirt, doch bin ich erst nach unserer gemeinsamen Studienzeit durch Weiße mit ihm näher bekannt geworden, und hauptsächlich in den 1820er Jahren ist mein Verkehr mit ihm für mich einflußreich gewesen. Ein halb Jahr lang, wo er außer den Kleidern, die er am Leibe trug, gar nichts hatte, wohnte er sogar ganz bei mir; ich hatte selbst nicht viel, doch verhungerte er bei mir wenigstens nicht. Einige Wochen (1825) bin ich mit ihm zusammen in Dresden und von da auf einer Fußtour im Riesengebirge gewesen. Eine Zeit durch hatte ich mit ihm, dem Liedercomponisten Zöllner, einem jungen Advokaten Hentschel, und einem Cellisten, wie hieß er doch? ein wöchentliches Abendkränzchen. Am 25. Aug. 1825 bivouakirte ich einmal in einer schönen Nacht mit ihm, Zöllner und Hentschel in den Steinbrüchen bei Taucha. Das Feuer, was wir unterhielten, wobei ein Eierkuchen fertig wurde, lockte Polizei von Taucha heraus, um zu sehen, was es da gäbe; doch ohne polizeiliche Folgen. Ein engerer Verkehr bestand zwischen ihm, Weiße und mir.

Nachher ist er mir Jahre lang aus dem Gesicht gekommen, hat sich während der Zeit u. a. in München aufgehalten, ist bis Neapel gelangt, dort wieder gänzlich heruntergekommen, so daß er

aus Mangel an Kleidung nicht mehr ausgehen konnte, bis ihn ein Bekannter dort traf und wieder loslöste. In den 1830er Jahren aber, wo ich schon verheirathet war, tauchte er wieder einmal in Leipzig auf, hatte wieder einmal etwas, doch nicht viel, Geld, machte, mehrmals zu uns eingeladen, auf meine Frau einen dämonischen Eindruck, verließ aber Leipzig bald wieder und, ohne daß sich eine weitere Verbindung zwischen uns forterhalten hat, hörte ich nur, daß sein nie auf feste Ziele ernsthaft gerichteter Geist endlich allen Halt verloren, und er im Irrenhause auf dem Sonnensteine unter der Obhut eines Anstaltsarztes, eines früheren Bekannten von ihm, geendet hat.

Ueberall war es die poetische, naturwüchsige Seite der Dinge, die er gegenüber der Convention und verstandesmäßigen Betrachtung der Dinge hoch hielt, den Dingen absah und abfühlte, und zu einem verführerischen Ausdruck im Reden brachte. Dabei aber ermangelte er aller selbständigen Thatkraft. Er traute sich zwar selbst die höchsten Leistungen in Literatur und Leben zu, wenn er nur erst damit anfangen wollte; brachte es aber nie zu Anfängen; er meinte, im Bewußtsein des Einflusses, den er auf so viele Gemüther äußerte, und sprach es ganz naiv aus, es käme nur auf ihn an, eine Revolution hervorzurufen und den heutigen Stand der Dinge, den er verachtete, über den Haufen zu werfen; doch predigte er nie Aufruhr, sondern erschöpfte sich nur in Klagen und Verwünschungen über den Abfall der Welt und Zeit von der wahren Natur. —

Er machte leicht Gedichte, die auch einen leichten Fluß hatten, ohne doch bedeutend zu sein, und so viel ich weiß, ist nichts davon veröffentlicht. Es finden sich aber noch ein paar derselben in einer der größeren Kapseln bei mir, und der Arzt in der Irrenanstalt, in der er zuletzt endigte, hat privatim eine ganze Sammlung derselben zusammengebracht.

Er reiste meist zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken, das Ränzel mehr mit Büchern als mit Kleidern oder Wäsche, wovon

er nie Ueberfluß hatte, gefüllt; die Bücher meist klassische, historische, memoirenartige, poetische, von den Büchern die Einbände abgerissen, um mehr davon in das Ränzel zu bringen. Da er meist mit spärlichster Casse reiste, so hinderte ihn schon das, in Hotels einzukehren; aber es lag auch nicht in seiner Neigung; meist übernachtete er auf der Streu. Auf der Reise ließ er sich mit Personen aller Stände ein, denen er begegnete, interessirte sich bis zu gewissen Grenzen für jedes Lebensverhältniß und wußte jeden durch seine Unterhaltung zu interessiren. Trat er etwa in eine sonntägliche reinliche Bauernschenke, mit den blankgescheuerten zinnernen Tellern, dem Kachelofen, dem weißen Tische von Lindenholze, dem Bilde des Landesvaters an der Wand, dem treuherzigen Wirthe, den Bauern, die sichs nach geendigtem Gottesdienste dort wohl sein ließen, so ging ihm daraus leicht ein solches Bild und Gefühl von Einfachheit, Genügsamkeit, Gemüthlichkeit des Landlebens auf im Gegensatze gegen das eitle Treiben der Städte, daß er an solchen Orten oft tagelang sich festsetzte, sich einlebte, an allen Interessen und Geschäften der Bewohner betheiligte, und das so lange trieb, bis endlich auch der Gegensatz, durch den dies Leben im Nachtheil steht gegen das cultivirte, sich geltend machte, die Monotonie, Geistesarmuth und theilweise Rohheit desselben, was ihn dann wieder forttrieb zu neuen Zuständen. Er zog ein Stück mit dem Fuhrmann, nahm ihm die Peitsche aus der Hand, aß mit ihm Kälberbraten in der Schenke, und konnte einen halben Tag lang die einfache sorglose Thätigkeit desselben, die Freiheit desselben von allem vergeblichen Sehnen und Streben, aller Angst und Zerstreuung des Denkens, die das Gemüth des Gebildeten nie zur Ruhe kommen lassen, so beneidenswerth finden, daß er wohl behauptete, die Natur habe demselben blos zu einigem Ersatze die Plage der Filzläuse in sein fast aller Plage lediges Leben mitgegeben. Er trieb einen Tag lang die Schafe mit dem Hirten, hackte die Steine mit einem Straßenarbeiter, lagerte des Nachts im Walde mit Waldarbeitern, gewöhnlich mit der Absicht, nun zeitlebens bei

dieser Beschäftigung zu bleiben, die er freilich schon am andern Tage oder noch eher wieder verließ, besonders, wie ich bemerkte, wenn sie etwas anstrengend war. Mit gleicher Lebendigkeit aber, als das, was sich von interessirender, poetischer Bedeutung an die niedere Sphäre menschlicher Thätigkeit knüpft, empfand er auch das Schöne und Herrliche, was sich in den höheren Offenbarungen des Geistes und der Seele kund gibt. Reichthum, Glanz, Macht und Pracht, Schönheit, Stärke schienen ihm, wo Adel des Geistes und Gemüthes dabei war, etwas über alle Maaßen Herrliches, gewannen ihm eine fast religiöse Verehrung ab. Wo etwas dergleichen in seine Anschauung trat, verfiel er in eine tiefe Wehmuth über die Unangemessenheit seiner inneren und äußeren Verhältnisse zu solchen Zielen und fühlte sich zu Vorsätzen, Plänen begeistert, die freilich nur zu schnell wieder erlahmten und nie zur Ausführung kamen. Mit entsprechendem Widerwillen wandte er sich ab von Allem, was als gemein, flach, gesucht, gemacht, erkünstelt, des geistigen Inhalts baar erschien. Wie ihn der Ausdruck körperlicher und geistiger Elasticität und Lebendigkeit an einem Zigeunerknaben in eine Art Entzücken versetzen konnte, so ein greinender Junge unseres Landes, dem die Mutter die Hosen zuknöpft, in eine Art Wuth. Und so wie er überall im Menschenleben des geistigen Kernes der Verhältnisse gewahr wurde, so auch in der Natur. Ein paar Bäume mit einem Feldsteine dazwischen, einsam an einem Bache auf einer ausgedehnten grünen Wiese stehend, wobei Niemandem leicht etwas eingefallen wäre, riefen in ihm gleich lebendig die Anschauung hervor, wie jemand, in dieser freundlichen Gegend wohnend und spazierend, diesen Platz wohl gern zum täglichen Ruheplatze und Schauplatze seiner Träume hätte machen mögen, und die Träume, die zu der Scenerie paßten, fingen gleich selbst an, in ihm aufzusteigen. Vor einem Felsen stehend, rief er wohl aus: „Könnte ich doch der Fels sein!“ er fühlte in diesem Augenblicke, wie schön wäre es, wenn du in der rings um dich wechselnden Natur so groß, fest und ewig dastandest, ein Bleibendes im Vergänglichen, ein Träger und Anhalt

des Naturlebens in Wachsthum, Winden und Wolken. — Entsprechend die Weise, wie er Kunstwerke betrachtete. Er ging an hundert von den Kennern gepriesenen Bildern gleichgültig vorüber, und blieb öfters vor einem scheinbar unbedeutenden Bildchen stehen, worin aber der Sinn eines menschlichen Verhältnisses oder Gemüthszustandes so getroffen war, daß es seine Wirkung auch ohne Kennerschaft auf den äußern mußte, dem ähnliche Verhältnisse oder Gemüthszustände nicht fremd waren.

Der Einfluß, den er auf mich während unseres früheren jahrelangen Verkehrs geübt hat, war der, daß er mich der Neigung für die Wissenschaft, für die ich doch allein Talent habe, gänzlich entfremdete und mir die Beschäftigung damit, an die ich doch gebunden war, zur Last machte. Seine, mit allen realen Grundlagen des Lebens unverträglichen Grundansichten haben mir zwar nie als haltbar und für mich brauchbar imponirt und doch mich in einem inneren Zwiespalt erhalten, und erst allmählich habe ich angefangen, wieder Geschmack an der Thätigkeit, auf die ich allein angewiesen war, zu finden. Einen solchen fascinirenden Einfluß aber übte er nicht bloß auf mich, sondern auf die meisten jungen Leute aus, mit denen er näher verkehrte, und nicht alle haben diesen Einfluß überwunden."

Wer durch Fechner einiges Interesse für dessen unglücklichen Freund gewonnen hat, für den lasse ich im Folgenden einige seiner Gedichte und ein Briefchen folgen, jene von Fechner selbst abgeschrieben, dieser an Fechner gerichtet. Sie schildern uns in deutlichen Zügen das ruhelose, zerstückelte, sich in Luft und Last einhüllende, melancholische, poetische und allem Lebensernst abholde Wesen eines Menschen, welcher in zielloser Sehnsucht und Wehmuth alles Mark verzehrte und, während Fechner sich in hartem Ringen zur wissenschaftlichen Arbeit durchkämpfte, in hochmüthigem Nichtsthun verging. Frühlingsluft und Frühlingsduft in der Brust, reifte der Jüngling nie zum Mann. Sein Frühling war ein Aprilwetter, wo Sonnenstrahlen mit Schneeflocken überraschend und

regellos wechseln; seine zeitweilige Ausgelassenheit waren Wirbelstürme, sein Denken zeugte Schneeflocken, welche durch die Lüfte treiben, bis sie zur Erde sinken und im Ruhen zergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der geistreiche aber thatenlose Schulze ist ein Warnungszeichen für begabte junge Männer. Er schildere sich selbst.

I.

Liebesklage an E.

Wenn des Abends sich die Wolken röthen,
Denke ich, du Vielgeliebte! dein,
Wie der Ton melodisch weicher Flöten,
Zieht dann Sehnsucht in die Seele ein.
Und dann schwebt ein schöner Traum hernieder
Von vergangner oder künft'ger Zeit,
Da erwacht die alte Hoffnung wieder,
Es zerrinnt der Seele tiefes Leid.
Aber da regt sich das wirkliche Leben,
Rauh und feindlich faßt es mich an;
Tödtet des Traumes beglückendes Leben,
Reißt mich mächtig aus seligem Wahn.
Zu dem Irdischen zieht es mich nieder,
Zu der finsteren Wirklichkeit,
Und es erfüllet die Seele wieder
Sehnend und schmerzvoll das alte Leid!
Ach und wann wird dieses Leid sich enden,
Das des Lebens innres Mark verzehrt?
Wann der tiefe Schmerz sich von mir wenden,
Wird ihm nie geboten noch gewehrt?
Nimmer, nimmer wird sie von mir fliehen,
Dieser Liebe schmerzenvolle Macht!
Ewig stets an mir vorüberziehen,
Wie der bleiche Mond in dunkler Nacht.

Da wird des Herzens Sehnsucht wieder laut,
Und wehmuthsvoll denk' ich vergangner Tage,
Der holden Jungfrau, die ich einst geschaut,
Und die ich treu im treuen Herzen trage,
Die, vor mir schwebend, wie ein Engelbild,
Mit Lieb' und Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Du Herrliche! Kennst meine Liebe nicht,
Du fühlst sie nicht, die namenlosen Schmerzen,
Doch, du Geliebte! bis das Auge bricht,
So lange wohnst du auch in diesem Herzen;
Ach ewig, ewig wirst du vor mir stehn,
Dein leuchtend Aug' und deiner Locken Wehn.

II.

An die Ritterzeit.

Wie ein Stern aus dunkler Nacht
Blickt mit hehrer Zaubermacht
Heldenzeit herüber;
Groß und mild,
Lieberfüllt,
Schauet sie herüber.
Wundersame Heldenzeit,
Kann dich nicht erreichen,
Denn du bist gar fern und weit,
Willst noch weiter weichen!
Schöner Stern,
Bist so fern!
Fühl' ein banges Sehnen,
Weine heiße Thränen.
Drunten, tief im Erdenschooß
Schlummern deine Streiter,
Drüber wächset grünes Moos,
Wächst gar still und heiter!
Ach und euer Todtenbett
Keiner weiß zu finden;
Schlummert bald an kühler Stätt,
Bald bei grünen Linden.

III.

Klage eines Schweizerknaben.

Auf dem Felsen will ich stehen,
Sitzen an des Ufers Rand,
Nach den blauen Bergen sehen,
Nach dem schönen Heimatsland.

Könnte dort die Laute schlagen
Auf des Vaters hohem Schloß,
Und muß hier nun einsam klagen,
Ohne Tröster, heimatlos.

Stille Heerden seh' ich immer
Auf den moosbewachsnen Höhn,
Doch die Alpen kann ich nimmer,
Noch die heimschen Heerden sehn.

Rasche Züge seh' ich ziehen,
Höre, wie das Hüfthorn ruft,
Doch, wo seh' ich Gemsen fliehen
Kühn und frei von Kluft zu Kluft?

Seh' den Strom mit seinen Wellen
Ewig rein und ewig klar,
Doch wo sind die silberhellen
Fluten meiner heim'schen Aar?

IV.

Abschied.

Es zog der Sänger durch grünen Wald,
Ließ die Laute nicht erklingen;
Doch wie der Bach ihm vorüber wallt,
Da konnt' er sich nicht mehr bezwingen:
Du grüner Wald,
Muß scheiden bald,
Kann dir kein Lied mehr singen.

Ach und du Berg in der Ferne,
Den ich geliebt so sehr;
Ich blieb so gerne, so gerne,
Und seh' dich doch bald nicht mehr;
Wie oft hab' ich fröhlich gesessen
Auf deinem Gipfel so grün;
Ich sah' im friedlichen Thale
Die klingenden Heerden ziehn.

Das ist nun Alles vorüber;
Muß fort in ein anderes Land,
Wo keine Heerden und Hügel,
Wo nichts als Wüste und Sand!
Doch meine Laute soll bleiben,
Du seliges Thal, bei dir,
Und wenn sie leise erklinget,
So denke, sie grüßet von mir!

Lebt wohl, ihr Heerden und Hügel,
Leb wohl, du liebliches Thal;
Ich seh euch alle, ach alle,
Zum letzten, letzten Mal!

Doch es ward nicht, wie klagend er gesungen;
Er blieb am Quell und in dem stillen Hain;
Denn als der Saiten letzter Ton verklungen,
Da ging auch er in beſſ're Welten ein;
Schön lag er da, vom grünen Laub umschlungen;
Im Angesicht des Himmels Widerschein;
Im Buchenwald, beim Quell ward er begraben;
Er wird das Thal, das Thal ihn immer haben.

V.

Erinnerung.

Schmerzlich sehne ich mich wieder
Nach der fernen Zeit zurück,
Die mir Blumen gab und Lieder
Und der Liebe selig Glück.

Wie von Traumes Lust umfangen
War der leichte Kindessinn,
Nur nach Augen, Mund und Wangen
Der Geliebten sah ich hin.

Jedes Lüftchen, Alles tönte
Säuselnd einen Gruß von ihr,
Ach und jeder Gruß verschönte
Seltsam die Geliebte mir.

Zu ihr brachten Sonn' und Sterne,
Wind und Welle meinen Gruß,
Also reichten durch die Ferne
Liebend wir uns Kuß um Kuß.

Sonne kommt und Sterne gehen,
Die Geliebte nahet nie,
Wellen ziehn und Winde wehen,
Aber nicht mehr grüßet sie.

VI.

Dresden, 14. Mai 26.

Wahrhaftig, mein lieber Fechner! das ist ein melancholischer erster Feiertag, wenn der Zweite eine Potenz des ersten, und der dritte eine Potenz des zweiten ist, wie ich aus dem Gesetz der Progression schließe, so wirst Du uns beide, Spazieren und mich, nicht mehr unter den lebendigen Dresdnern finden, denn gewiß! am dritten Feiertag wird unser Herz von all der Melancholie aufgezehrt sein. Die leere Brusthöhle sammt Anhängseln wird dann auf dem Kirchhof der Seevorstadt zur Erde bestattet, und wenn unsere Verlassenschaft groß genug ist, um die Aufführung eines Mooshügels zu bestreiten, so hast Du ein Sopha für die Stunden, welche Du zur Beweinung der Abgeschiedenen bestimmen wirst!

Oder sage, findest Du es nicht melancholisch zum Verzweifeln, daß:

Der Wein perlt,
Die Schönheit blickt,
Das Reitpferd stampft
Immer für andre und niemals für mich.
Die Stiefeln zerreißen,
Das Halstuch zerfällt,
Die Schulden sich mehren
Manchmal bei andern und immer bei mir?

Spazier hat für diese Feiertage schönes Wetter prophezeiet — es ist schlechtes geworden — das finde ich in der Ordnung.

Wir schreiben Dir Briefe über Briefe, Du antwortest niemals, das ist außer der Ordnung. Und wenn Du nicht bald zu ihr zurückkehrst, so werden wir Mittel wissen, Dich zu ihr zu bringen. Leb' wohl.

M. G. Schulze.

III. Abschnitt.

Der Belletrist Dr. Mises.

1822—1832.

Fechner's Geistesanlage war viel zu eigenartig und gesund, als daß er sich auf lange oder gar auf die Dauer hätte durch andere Geister, durch Menschen Schulze'schen Schlags bestimmen und richten lassen. Im Herbst 1824, nachdem Fechner's älteste Schwester, Emilie, sich nach Grimma unweit Leipzig verheirathet hatte, siedelte Mutter Fechner mit den zwei anderen Töchtern, welche sich dann hier gleichfalls verheiratheten, nach Leipzig über, und nahm mit dem jungen Candidaten gemeinsame Wohnung, zuerst auf der Neugasse (jetzt Poststraße), später im weißen Adler auf der Burgstraße. Zu den mütterlichen Beweggründen der Uebersiedelung gehörte auch der, daß es galt, Fechner aus der Umgarnung einiger Freunde zweifelhaften Werthes zu erlösen und ihm eine geregelte Wirthschaft zu ermöglichen.

Allmählich bekam er festen Boden unter die Füße und gewann einen neuen Freundeskreis, welcher von solider Art war und doch auch genug des Anregenden bot. Die Freunde der Studienzeit verschwanden bald von der Leipziger Arena, nur Schulze wußte sich noch eine Weile in Fechner's Nähe zu behaupten. Zu dem neuen Kreise gehörten Alfred und Julius, Söhne des Leipziger Senator Dr. Volkmann, die später seine Schwäger wurden, Dr. Hermann Härtel, der älteste Sohn des Chefs der Firma Breitkopf & Härtel, der Philolog Raschig, später Gymnasialdirector, der Theolog Billrodt, später Professor in Halle, der Philosoph

Dr. Hermann Weiße, der Theolog Grimmer, später Buchhändler und Componist. Es war für die gleichalterigen jungen Männer eine Zeit frischen und blütenreichen Verkehrs, in welchem Fechner, der vielseitige und raschgereifte Denker und Forscher, viel gab und viel empfing. Und diese Freundschaft war von Bestand und gehört mit zu der inneren Ausstattung des ganzen Fechner'schen Lebens. Am gleichmäßigsten blieb sie mit Weiße, dem Enkel des Dichters Christ. Felix Weiße, denn der persönliche und wissenschaftliche Umgang der beiden Gelehrten erlitt bis zu Weiße's Tod keine, auch nicht die kleinste Unterbrechung, so verschieden auch ihr wissenschaftlicher Standpunkt war; gemeinsame Jugenderinnerung und gleich lebhaftes Interesse an Literatur und Kunst verband sie auf's engste, und nur Einer noch hat zu Fechner ebenso nahe und vertraut gestanden, der Mathematiker Müller, welcher als Realschuldirector in Wiesbaden starb. Des Letzteren Bekanntschaft schrieb sich noch aus der Schulzeit her. Freilich war er dann bald von Leipzig geschieden, aber die Freunde blieben in brieflichem Verkehr und inniger Verbindung. Unter allen Freunden wohl standen Weiße und Müller dem Herzen Fechner's am nächsten; sie waren seine Busenfreunde, und ihren Tod in den 1860er Jahren empfand er in tiefster Seele als eine Einbuße für's Leben.

Fechner's literarische Thätigkeit in dem ersten Jahrzehnt nach seiner Studentenzeit war eine sehr vielseitige und anstrengende. Er bearbeitete zwei größere Werke französischer Naturforscher: 1) Thénard's Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie in 6 Theilen (1825. 1826), wovon der 4. und 5. Theil unabhängig von Thénard unter besonderem Titel (Repertorium der organischen Chemie 1826—1828) erschienen; 2) Biot's Lehrbuch der Experimentalphysik in 5 Theilen (1828. 1829), wovon der 3. Theil unabhängig von Biot unter besonderem Titel (Lehrbuch des Galvanismus und der Elektrochemie, 1829) erschien. Eine Anzahl anderer eigener Schriften physikalischen Inhalts folgte in den Jahren 1829—1834, und bereitete die Berufung in die Professur der Physik vor, von

welcher im 4. Abschnitt die Rede sein wird. Die meisten dieser streng wissenschaftlichen Arbeiten (auch einige belletristische) erschienen im Verlag von L. (Leopold) Voß, der frühzeitig Gönner des jungen Gelehrten ward und zeitlebens sein treuer Freund blieb. Fechner erkannte das immer mit wahrer Freude an und verkehrte auch später mit diesem thätigen und unternehmenden Buchhändler, dessen Verlag nach seinem Tode in die Hand eines Hamburger Buchhändlers kam.

Hier soll neben Fechner vom Dr. **Mises** berichtet werden, unter dessen Namen der Gelehrte als Humorist auftrat und mit feinem Griffel sich einen Platz als Belletrist in der deutschen Nationalliteratur errang. Auf sein Erstlingsschriftchen „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht" (Germania, 1821; 2. Aufl. 1832) folgten der Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte (1822), Stapelia mixta (1824), Vergleichende Anatomie der Engel (1825) und Schutzmittel für die Cholera (1832), sämmtlich zu Leipzig erschienen. Philosophie und Medicin, Tradition und Routine werden hier, bald die eine, bald die andere, in gleicher Weise gegeißelt; der Stil ist frisch, leicht und durchsichtig.

Schon in dem allerersten Schriftchen über die Jodine (47 S.) tritt das schriftstellerische Gepräge Fechner's fertig und voll hervor; er sagt da z. B. auf S. 22: „Die alten Aegypter bauten ihre Pyramiden auf eine breite Grundfläche und setzten den spitzigsten Theil oben hin. Neuere Baumeister würden die Sache umdrehen und die Pyramide auf der Spitze zu balanciren suchen; wenigstens herrscht jetzt diese Konstruktionsmethode in allen unseren neueren Systemen. Auf der Nadelspitze eines Grundsatzes konstruirt man ein ganzes Lehrgebäude luftig ins Blaue hinein, statt daß man sonst erst eine breite Basis von Erfahrungen zu erlangen suchte, und das Resultat aus diesen als Thurmknopf oben aufsetzte. Jedermann wird mir zugestehen müssen, daß jene Art, das Gebäude stehend zu erhalten, nicht nur weit kunstvoller, sondern auch die ganze Bauart für den Lernenden weit bequemer sei, der nicht erst mühsam zur Spitze hinaufzuklettern braucht, sondern gleich dabei

steht, und der von dem Bandwurm der Wissenschaft gleich das Kopfende ergreifen kann, ohne erst ihr langes Schwanzende abgetrieben zu haben."

Der Medicin wird in dem Panegyrikus (68 S.) folgender Denkzettel gegeben: „Die Medicin war sonst eine arme Frau, in deren Küche es nicht gar zu erbaulich aussah. Jetzt müssen alle fünf Welttheile Lieferungen in ihre Küche machen. Ihre Speisekammer, die materia medica, ist jetzt so reichlich versehen, daß sie gar nicht weiß, wie sie allen Vorrath verbrauchen soll . . . Die Alten waren froh, wenn sie gegen jede Krankheit nur Ein Mittel hatten, und gegen viele hatten sie gar keins. Wie viel glücklicher sind wir! Wir besitzen nicht nur unendlich viele Mittel gegen jede einzelne Krankheit, sondern auch jedes einzelne Mittel heilt jetzt unendlich viele Krankheiten." (S. 6.) „Ich werde nächstens eine materia medica herausgeben, wo ich nicht bei jedem Mittel herzähle, welche Krankheiten es heilt, sondern bloß die, welche es nicht heilt, namhaft mache, und denke so schon jetzt in einem ganz dünnen Bändchen eben so viel sagen zu können, als andere in vielen dicken. Dies Bändchen wird mit jeder neuen Ausgabe dünner werden, indem jedes Mittel nach und nach mehrere Krankheiten heilen lernt. Denselben Gang werde ich auch bei der Therapie verfolgen, und späterhin, weil jede Wissenschaft einzeln kein Bändchen mehr ausfüllen wird, sie in eines vereinigen . . . Das Werk wird nun weiter nichts als die beiden Formeln enthalten. Materia medica. Jedes Mittel heilt alle Krankheiten. Therapie. Jede Krankheit wird durch alle Mittel geheilt. Also frisch, ihr Aerzte, rüstig fort auf der mit so viel Glück betretenen Bahn." (S. 33.)

Humoristische Einfälle verschiedensten Inhalts fanden sich in der Stapelia mixta zu einem Strauße vereinigt. Ueber den Titel sagt Fechner im Vorwort: „Ich wollte mein Buch gern die Mode mitmachen lassen und es mit einem Blumennamen taufen. Nun stand der Name fast aller Kinder Florens, die ich kannte, schon auf Büchertiteln . . . (Da) fällt mir ein auf meinem Fenster stehendes

Exemplar von Stapelia mixta in die Augen, eine Blume von sombrer Farbe mit grell untermischten lichten Flecken, die einen Geruch verbreitet, daß die Aasfliegen aus Irrthum ihre Eier darauf legen. Nun dachte ich, so wenig je ein Christ sein Kind Judas Ischarioth, so wenig wird je ein duftender Belletristiker das seine mit dem Namen einer solchen Blume benannt haben." Der eine der darin enthaltenen Aufsätze schildert eine „verkehrte Welt". „In einer solchen Welt legt man sich zu Bett, wenn man am muntersten ist, und erwacht schläfrig, so daß man sich die Augen reibt . . . Alle Gespräche werden so geführt, daß der Mensch erst nach seinen Worten bedenkt, was er sprechen will; jede Versöhnungsscene ist das Zeichen eines eintretenden Zankes; die Strafe geht allemal dem Laster voran, der Lohn der Tugend. Mancher Handwerksmann wird den Rock, den er macht, Jahre lang zuvor bezahlt bekommen. Der neue Rock wird vom Schneider in Tuchlappen zertrennt werden, dann in den Kaufmannsladen wandern, von da zum Tuchmacher, zum Wollhändler, und alle diese Menschen müßten arbeiten, um zuletzt den Rock des Menschen zu einem Kleid für das Schaf zuzubereiten, dem es der Schafscheerer anschüre. Wie wäre es, wenn einmal ein solches Gericht erginge? wenn die Welt, nachdem sie eine Weile vorwärts gelaufen ist, einmal anfinge, auf solche Weise rückwärts zu laufen? Jedes Wort, das sich vorwärts aussprechen läßt, läßt sich auch rückwärts aussprechen."*)

Eigenthümlich ist das als „eine Skizze" bezeichnete Schriftchen „Vergleichende Anatomie der Engel" (1825), welches voll humoristischer, geistvoller Einfälle und an der Hand anatomischer, physiologischer, physikalischer und chemischer Kenntnisse nicht bloß den durch das Studium der Naturwissenschaften hindurch geführten Candidaten,

---

*) Den in der Stapelia mixta gewundenen Strauß hat Fechner späterhin zerpflückt und weggeworfen, indem er die meisten der dortigen Aufsätze für „gar zu unreife Erzeugnisse einer früheren Zeit" erklärt, in der 1875 unter seiner Hand entstandenen Sammlung „Kleine Schriften von Dr. Mises" beiseite läßt, und dafür vier andere Aufsätze späteren Ursprungs einfügt.

sondern den gedankenreichen, weit über die Grenzen des Irdischen hinaus ahnenden Philosophen zeigt. Was später in Nanna und Zend-Avesta ausgebildet auftritt, findet sich dort schon hier und da angedeutet, und der Verfasser erhebt sich nicht selten auf prophetischen Standort. Er denkt sich die Engel als Bewohner des großen Lichtballs Sonne. Der Erdball ist nur ein untergeordneter, unvollkommener Körper im Kreis der Sonne, daher auf ihm auch nicht die vollkommenste Gestalt zu erwarten und anzutreffen. Die Menschengestalt ist, der Erde entsprechend, nur eine unvollkommene Gestalt, vollkommener ist die Engelsgestalt, auf welche irdische Erscheinungen nur ahnungsvoll hinzeigen. Die Kugel aber ist die vollkommenste aller Gestalten, freilich nicht die inhaltsleere, sondern die in und mit Farben spielende, sprechende, wirkende Kugel. Schon der Kopf, der wichtigste Theil des Menschen, strebt nach Kugelform; das Auge, das einzige fast vollendete Glied, ist eine Kugel; die von ihren Unebenheiten, Auswüchsen und Höckern befreite Menschengestalt, d. h. die Kugel, ist der Gipfel der göttlichen Kunst. Vom Tausendfuß bis zum Vogel nimmt stufenweise die Zahl der Beine ab, was bleibt also nach dem zweibeinigen Menschen noch für den Engel, die höhere Stufe, übrig, als die Kugel ohne Beine? „Die Erde, als auf einer niedern Stufe stehend, hatte nur noch nicht Macht genug, die Kugel als selbständiges Wesen zu zeugen, den ganzen Menschen, als ihr edelstes Glied, zur Kugel zu machen.“ „Ein Geschöpf, dem Licht das Element ist, wird den Bau des Auges haben. Die Sonnengeschöpfe, die ich als höhere Wesen Engel nenne, sind frei gewordene Augen.“ „Beim Ausdruck der Freude geht (in unserem Kopfe) eine allgemeine Expansion der Gesichtszüge von den Augen aus, beim Schmerze findet eine allgemeine Concentration derselben nach den Augen zu statt; beim Ausdruck der Liebe zieht sich das ganze Gesicht parallel zur Verbindungslinie der Augen sanft in die Breite, beim Ausdruck des Hasses oder Zornes ziehen sich die Gesichtszüge gegen die Mittellinie nach innen . . . Also wird sich die Kugel eines Engels beim Ausdruck der Freude

allseitig ausdehnen, beim Ausdruck des Schmerzes in entgegengesetztem Sinne zusammenziehen, beim Ausdruck der Liebe sich scheibenmäßig nach dem Gegenstand derselben zu erweitern, beim Ausdruck des Hasses davon zurückweichend stangenartig recken. Dem Kopfe des Menschen gelingt das nicht ebenso, da er nur einen krüppeligen und halb verknöcherten Engel darstellt, weshalb der Mensch dem Ausdruck mit seinem ganzen Leibe nachzuhelfen sucht, indem er bei der Freude außer sich geräth und nach allen Seiten strampelt, beim Schmerze ganz in sich hineinkriecht, bei der Liebe die Arme gegen den Gegenstand der Liebe ausbreitet, beim Hasse die Faust in die Höhe hebt und von hinten damit gegen den Gegner ausholt, mit all' dem freilich noch kein Engel wird." „Die Engel theilen einander ihre Gedanken durch das Licht mit. Statt Töne haben sie Farben." „Die Pflanzen theilen sich durch Geruch und Dunst — die Thiere durch Gehör und Luft mit. Auch des Menschen Sprache ist noch der Hauptsache nach der Schall. Nun fehlt noch ein höchstes Geschöpf, das sich dem anderen durch das Gesicht mittheilt, für welches Licht das Medium der Sprache sei. Dies Geschöpf ist der Engel." „Die Augensprache der Liebe ist eine Vorbedeutung der Sprache der Engel, die ja selbst nur vollkommnere Augen sind." „An sich sind die Engel zwar durchsichtig, aber sie können sich willkürlich Farben ertheilen. Was ein Engel dem anderen sagen will, das malt er auf seiner Oberfläche; der andere sieht das Bild und weiß, was in jenes Seele vorgeht." „Ich habe die Engel Augen genannt, jetzt nenne ich sie lebendig gewordene Planeten." „Ihr Sinn ist das Gefühl der allgemeinen Gravitation oder Schwerkraft, welche alle Körper in Bezug zu einander setzt. Die Gravitation verknüpft die fernsten Weltkörper auf unmittelbare Weise; die Engel empfinden die leiseste Veränderung im Weltenbau." „Und wenn die lebendigen Planeten sich rasch um die Sonne oder auch um einander drehen, so muß von selbst ein Ton dabei entstehen, und dieser Ton muß der Bewegung entsprechend sein. Wenn also Engel tanzen, so componirt sich das Musikstück von selbst dazu; sie tanzen

dessen Klangfiguren. Dies ist die wahre Harmonie der Sphären, der wunderschönen Augen, der Engel.“ Aber „wegen der ungeheuren Hitze der Sonne kann nichts Festes in ihrer nächsten Umgebung existiren, und können die Engel daher keinen gröberen Leib haben als von Luft und Dunst. Also lassen sie sich im Ganzen als mehr oder weniger große, mit Aether und Luft gefüllte Dunstblasen betrachten — und meine Geschöpfe, nachdem sie Engel, Augen, Planeten gewesen sind, haben sich zuletzt in Dunstblasen verwandelt.“

Ich wollte mit diesem Auszug den Geist des wundersamen Gewebes zeigen. Wehe, wer da nicht festere Muskeln hat als die Fliege. Wie eine Spinne die Fliege um- und einspinnt, mit immer neuen Fäden wirkend und unerschöpflich knüpfend, so umspinnt und umgarnt Mises den Leser, Gedanken auf Gedanken herbeiholend, bis der Gefangene Arme und Beine nicht mehr zu rühren, nicht mehr zu entkommen vermag und sich auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Es ist eine neue Art Sterndeuterei. Allerhand weitführende Gedanken und Bilder werden angeregt. Liebliches wechselt mit Komischem. Halb dichtend, halb sich selbst persiflirend wandelt der Autor seine gewundenen Pfade, und gern folgt man ihm durch Rosen und Stacheln vom Auge bis zur Dunstblase, wird aber auch mit Schrecken gewahr, daß dem Erfinder selbst sein Geschöpf zur zerplatzenden Seifenblase wird, und der Leser weiß, wie bei manchem der schönsten Gedichte Heinr. Heine's, nicht, ob man ihn geneckt, gefoppt hat.

Diese Mises-Engel sind freilich keine biblischen Engel, auch keine naiven Flügelengelchen der vorraphael'schen Schule. Engel sind nach der heiligen Schrift nicht höhere Wesen über den Menschen, sondern Geschöpfe Gottes zum Dienst für die Seligkeit der Menschenseelen und zum Lobe Gottes. Als solche beleben sie das Weltall und tragen den großen Haushalt des Universum nach dem Willen Gottes. Aber man kann bei den Mises-Engeln denken an die christliche Vorstellung vom Auferstehungsleib. Daß auf einer höheren Stufe unseres Daseins der irdische, schwere, mühselige Leib einem

geistigeren, freieren, im Aether lebenden, schöneren und lichteren Leibe Platz machen werde, das glaubt jeder, der an ein Fortleben im Jenseits glaubt und nicht bei dem Ende einer Seifenblase sich beruhigt. Der dem Tode unterworfene Leib wird einem unsterblichen Leibe, als der einer unsterblichen Seele erst wahrhaft entsprechenden Hülle, weichen. Aber sollte wohl da die aufrecht gebaute und wundervoll gegliederte Gestalt des Menschen, welcher als Gottes Ebenbild geschaffen ist, fallen? Sie wird in vollendeter Schöne erstehen, sie ist geweiht durch das Wort Gottes, welches in ernst-erhabener Sprache von Gottes Haupt und Augen und Mund und Ohr zeugt, das Weltall seiner Hände Werk und die Erde seiner Füße Schemel nennt.

Die eigentliche Mises-Periode schließt mit dem 1832 erschienenen (1837 neu aufgelegten) Schriftchen „Schutzmittel für die Cholera" ab. Auch dieses Erzeugniß ist eine humoristische Satire auf die Medicin. Es „enthält kein Schutzmittel gegen, sondern ein Schutzmittel für die Cholera, gegen die ungerechten Angriffe, die man auf sie macht." Der Verfasser gibt zu bedenken: „Im Grunde, worauf reduciren sich die Vorwürfe, die man der Cholera macht: sie rafft eine Menge Menschen hinweg; aber hat man nicht schon lange die zu üppige Blätterkrone der Menschheit wegen der Krankheit ihres Stammes verklagt und sogar durch heimliche Mittel, wenn nicht die gegenwärtige, doch die zukünftige Menschheit auszurotten vorgeschlagen; — sie hemmt Handel und Schifffahrt; aber haben das die Regierungen nicht seit lange durch den Schnürleib der Douanen gethan; — sie bringt Verdienstlosigkeit unter gewisse Klassen von Menschen; allein was sind die Geldbeutel der Menschen von jeher anders gewesen, als communicirende Blasen, von denen man keine leer drücken kann, ohne daß eine andere dafür anschwillt. In allen diesen Beziehungen macht sie also das Uebel zum mindesten nicht schlimmer, wenn überhaupt eins da ist; und rechnet man den Umschwung, den die Literatur durch die Cholera-schriften gewonnen hat, denn über dem Leichenfelde der Menschen

flattern sie wie zahllose flügge gewordene Psychen empor, die Entstehung der Mäßigkeitsgesellschaften, die Bereicherung, die die Medicin an neueren Theorien gewonnen hat, für gar nichts?" Und weiterhin fährt er also fort: „Ich beweise Alles, nachdem ich durch sorgfältiges Sammeln und Vergleichen der Theorien und ihrer Beweise gelernt habe, wie man dabei zu Werke zu gehen hat. Ich werde es um so besser können, da ich nie einen Cholerafall behandelt habe oder behandeln werde, mich überhaupt praktisch um sie nicht kümmern werde, mithin um so unbefangener in dem blauen Himmel der Theorie über den Feldern und Wiesen der Cholera schweben kann, in der sich die Menschen, die statt der theoretischen Flügel blos praktische Arme und Beine haben, mühsam zerarbeiten, ohne je einen umfassenden Ueberblick darüber erlangen zu können. Allerdings könnte Jemand mir einwerfen, ich müsse die Krankheit, wenn auch nicht behandeln, doch wenigstens erst beobachten, ehe ich ein Urtheil darüber fällen könnte; allein muß mir nicht das vielmehr zum Ruhme als zum Tadel gereichen, wenn ich statt durch meine eigenen Augen — was keine Kunst wäre — durch eine telegraphisch-optische Anwendung fremder Augen das innere Wesen der Krankheit zu erkennen vermag. Und wie viele von denen, die bisher Theorien über die Cholera entworfen haben, haben sie denn gesehen? Selbstbeobachtung ist ja gerade nirgends schlechter angewandt, als beim Entwerfen einer Theorie; denn da faßt man immer nur Eine Ansicht, die sich dann manchmal wider unseren Willen bei uns geltend macht und am freien Umblick verhindert. Viele Aerzte, die sich überhaupt mit Theorien befassen, haben ja auch schon ihr System und ihre nächste Ursache für alle Fälle fertig, so daß, wenn nun eine Krankheit erscheint, sie bloß nöthig hat, in die eingerichtete Wohnung einzuziehen, und die Schwierigkeit nicht sowohl darin liegt, die Theorie für die Krankheit zu finden, als die Theorie daran anzupassen."

So kämpfte in Fechner's Seele der Belletrist und der Philosoph mit dem Naturforscher und Mediciner; oft war es zweifelhaft,

ob es ihm Ernst oder Spiel sei, und man durfte auch später ihn darüber nicht befragen, denn in ihm selbst kämpften Spiel und Ernst mit einander, und noch war unentschieden, ob er werde Physiker bleiben oder Literat werden. Der Literatenberuf übte bestrickenden Reiz auf ihn und lenkte seine Blicke immer von Neuem in das Dämmerland der Phantasie, wo Dichtung und Wahrheit sich geheimnißvoll mischen. Es ist etwas von der Art Jean Paul's in ihm, und zu diesem Dichter fühlte er sich eine Zeit lang hingezogen; es war also innerlich wohl begründet, daß er eines Tags (am 6. October 1825) einen längeren Brief*) an den gefeierten Schriftsteller richtete, welcher neue Bahnen einschlagend neben der durch Alter geweihten Glorie Goethe's die Aufmerksamkeit zu fesseln und Bewunderer um sich zu sammeln wußte. In diesem Briefe, dem einige Schriftchen beigelegt waren, kommt folgendes charakteristische Selbstbekenntniß vor:

„Mich selbst anlangend, so werden Sie, wenn Sie die große Mühe bemerken, die ich mir wenigstens manchmal gegeben habe, pikant und witzig zu sein, ja zuweilen sogar ein großes Muster nachzuahmen, vielleicht nicht denken, daß ich eigentlich das harmloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden bin, der ein tägliches Leben wie ein Uhrwerk führt, wenigstens im Aeußeren, und im Inneren selbst vielleicht manchmal nicht recht weiß, was er will, es sei denn, was ich mir in der That bewußt bin, daß ich überall im Einzelnen gern ein Ganzes finden oder es dazu verarbeiten möchte, nur daß ich zu letzterem leider in der Kunst, die meine Neigung der Wissenschaft vorziehen würde, der inneren Bedingungen ermangele.“ —

Von äußerlich hervortretenden Erlebnissen ist in dieser Periode nicht viel zu berichten. Fechner führte ein ebenso stilles wie regelmäßiges Gelehrtenleben in Leipzig, wo er, wie schon gesagt ist, mit seiner dahin übergesiedelten Mutter zusammen wohnte. Zwei

*) Abgedruckt in der Nationalzeitung im November 1887, mir bis dahin unbekannt.

Reisen, eine kleinere und eine größere, gehören in diese Zeit. Die eine unternahm Fechner im J. 1825 mit Schulze, dem im 2. Abschnitt Geschilderten, ins Riesengebirge: wir ersehen daraus, daß er noch nicht aus der dämonischen Atmosphäre dieses Gefährten frei geworden war. Erst mit der anderen Reise sank die Wagschale zu Gunsten der Wissenschaft und zwar in der Gestalt der exakten Naturforschung entscheidend. Diese in das Jahr 1827 fallende Reise ging durch Bayern, Salzburg, Tirol und die Schweiz. Sie hatte Paris zum Ziel, wo Fechner einen dreimonatlichen Aufenthalt nahm, um mit Naturforschern in persönliche Berührung zu treten. Es war später nicht oft von dieser Reise die Rede, aber der Pariser Aufenthalt mag wesentlich mit beigetragen haben zu der Wendung, welche Fechner nun auf die damals noch junge Wissenschaft der Physik hin machte, denn unmittelbar auf die Rückkehr von Paris folgten die Bearbeitung der Biot'schen Experimentalphysik und andere physikalische Veröffentlichungen: Elementarbuch des Electromagnetismus (1830), Maaßbestimmungen über die galvanische Kette (1831) und Repertorium der Experimentalphysik in 3 Bänden (1832). Die Pariser Reise war zu wissenschaftlichen Zwecken und mit regierungsseitig gewährter Unterstützung unternommen worden, Fechner verfaßte darüber einen ausführlichen Bericht an den Minister Graf von Einsiedel und hat einige, meist jedoch nur fragmentarische, Niederschriften über den ersten Theil der Reise hinterlassen.

In Baireuth suchte er, durch seinen Freund Spazier, Jean Paul's Neffen, an des unlängst verstorbenen Dichters Wittwe empfohlen, diese auf. Er schreibt darüber: „Ich besuchte, schon früher dazu veranlaßt, Jean Paul's Wittwe, die mich sehr liebreich empfing. Eine hagere, ganz weiß gekleidete Frau, die in Baireuth mit einer noch unverheiratheten Tochter, wie es scheint, ziemlich eingezogen nur in den Erinnerungen an den Verstorbenen, den sie wie eine Art Halbgott verehrt und mit der Ordnung seiner zurückgelassenen Papiere beschäftigt, lebt. Sie zeigte mir einen ziemlich großen Schrank voll noch ungedruckter Schriften desselben, die sie

jedoch, wie sie sagte, nicht bei ihren Lebzeiten herausgeben wollte; wahrscheinlich mochten es auch nur Fragmente und Excerpte sein. Auch sah ich da die Büste und das Originalportrait Jean Paul's, nach welchem das Portrait desselben in Steindruck verfertigt ist, in welchem letztern freilich das, was seinem Gesichte den Hauptcharakter gibt, das blaue Auge, aus dem so viel Seele, ein so tiefes und reines Gemüth hervorleuchtet, nicht hat wiedergegeben werden können. Eigenthümlich ist, daß Jean Paul noch zwei Brüder hat ohne alle Spur geistiger Aehnlichkeit mit ihm; auch die beiden Töchter — ich lernte die andere, welche in München an den Historienmaler Förster verheirathet ist, später dort kennen — scheinen nichts vom Reichthum seines Geistes geerbt zu haben, indem sie zwar gut gebildet, aber ganz einfach sind; dagegen scheint sein ganzes empfindendes Gemüth auf sie übergegangen zu sein. Die Unterhaltung mit Jean Paul's Wittwe selbst würde mich bei der persönlichen Freundlichkeit und Herzlichkeit, die sie darin gegen mich äußerte, und den für mich sehr interessanten Schilderungen und Notizen über den Verstorbenen, die sie dabei gab, noch mehr angesprochen haben, wenn sie denselben nicht etwas gar zu viel Sentimentalität beigemischt hätte. Ihr häufigstes Beiwort war unendlich; unendliche Liebe, unendliche Sehnsucht, unendlicher Schmerz u. s. w., herrliche Menschen u. s. w."

In München widmet er den akademischen Anstalten Aufmerksamkeit, geht aber auch an der Kunst nicht vorüber und fällt über Cornelius ein Urtheil, welches Manchen überraschen wird, aber nicht weit abliegt von seinem auch später noch dem Aesthetiker Weiße gegenüber vertretenen Standpunkt. „Ich muß gestehen, daß ich nicht begreife, was man an Cornelius so Außerordentliches findet, am wenigsten, wie man in ihm einen Wiederhersteller der Kunst sehen kann. Ich urtheile hier nach dem, was ich in der Glyptothek von ihm gesehen. Einige Gesichter, in denen der Zustand einer gewissen träumerischen Innigkeit ausgedrückt ist, die mir sehr gut gefallen haben, doch ziemlich auf einen Schlag ge-

macht sind, einige wenige ganz anmuthige Stellungen, die Cassandra, die wirklich außerordentlich schön gedacht ist, und worin er gewissermaßen das Höchste, was seine Manier zu leisten vermag, gegeben, endlich die Hekuba, die einen sehr wahren und ergreifenden Ausdruck hat, ausgenommen, hat mich kaum Etwas von ihm befriedigt. Es findet eine sehr große Kälte und schlechte Gruppirung in seiner Composition statt; was für ein Knäuel ist nicht z. B. die Eroberung Troja's? — Das Helldunkel ist ganz vernachlässigt, so daß die Figuren ohne Beziehung von Licht und Schatten zu einander zu stehen scheinen; der Ausdruck der Gesichter offenbar nach gewissen Regeln studirt und manierirt; alle weiblichen Köpfe nach Einem und eben nicht dem schönsten Typus gebildet; die weiblichen Gestalten ohne Grazie, selbst die Göttinnen, so daß man recht sieht, wie sie Fleisch und Brod essen können; die Haare fast stets blond und überall, auch bei den männlichen Figuren, perrückenartig; das Colorit ohne Wahrheit und Nüancirung, namentlich das männliche Fleisch übertrieben braunroth oder braungelb; die Gewänder hart; alles Nebenwerk, Thiere, Wellen, Lyren u. s. w. unter der Kritik."

Man erkennt hier schon den künftigen Aesthetiker mit seiner Abneigung gegen alle akademische Disciplin und Manier.

Neben der Menschen- und Kunstschilderung entnehme ich dem Reisebericht eine Naturschilderung, welche zeigt, wie der Naturforscher auch Seele in die Erscheinungen der Natur zu legen vermochte. Warum sollte er, der den Pflanzen und dann auch den Gestirnen Seele zuschrieb, nicht auch Wasserfällen seelisches Gepräge verleihen können? Er vergleicht drei Wasserfälle: den Reichenbach (bei Meyringen), den Staubbach (bei Lauterbrunnen), und die Pissevache (in Wallis an der Rhone): „Der Fall des Reichenbachs hat von diesen dreien unstreitig die schönste Fassung. Es ist, als wenn eine Undine ihr weißes Gewand in eine Felsenvertiefung herabfallen ließe; in so rein weißem, wahrhaft verklärtem, wirklich (?) lebendigem Gusse stürzt das Wasser herab, daß man es anbeten

möchte. Und in dem Wasserstaube, der sich davon erhebt, erscheint ein vollendeter Regenbogen. Es ist ein wahres Naturkunstwerk. Man kann nur dann glauben, daß die ideale Schönheit dieses Wasserfalls übertroffen werden könne, wenn man die Pissevache gesehen hat, der aber die schöne umschließende Fassung fehlt, wodurch der Reichenbach zu einem so herrlich in sich abgeschlossenen Ganzen wird, indem die Pissevache ohne Weiteres von den Felsenwänden herabstürzt. Aber sie ist noch weit kühner, freier und lebendiger im Spiel ihrer Glieder; sie ist schon auf der Hälfte ihres Weges ganz in eine weiße Staubmasse aufgelöst, von der man gar nicht sagen kann, wie unendlich zart, rein, weiß, geisterartig sie erscheint, und die schon während des Falls zum Theil wieder aufwärts wogt. In diesem Fall ist Kraft, Kühnheit, Klarheit, Freiheit, Seele zu einem wahrhaft genialen Ganzen verbunden, indem die reinste, fast ins Körperlose aufgelöste Wassermasse doch so kühn und frei herabstürzt, und nicht etwa als ein einziger Guß, sondern in mannigfach durch einander wogenden Gliedern, die unter einander zu spielen, den Rang ablaufen zu wollen scheinen. Auch der Reichenbach besitzt eine sehr schöne, obwohl minder mannigfaltige Gliederung. Gewissermaßen genere (dem Genre, der Art nach) verschieden von dem Eindruck durch die anderen Wasserfälle ist der, den der Staubbach macht, den man aber durchaus ganz in der Nähe sehen muß, indem sonst ein kleiner Hügel seine untersten, sehr wesentlichen Theile verdeckt. Schade, daß auch ihm eine gehörige Fassung fehlt, indem er schlechthin von den kahlen, aber sehr hohen Felswänden herabstürzt, oder vielmehr nicht stürzt, sondern schwebt. Gleich oben ist er in Staub oder eine Art weißen ätherartigen Rauch aufgelöst. Zwei parallele Säulen dieses weißen Rauchs steigen ruhig neben einander längs des Felsens eine große Höhe hinab, bis sie, auf einen Felsenvorsprung auffallend, sich schleierartig ausbreiten, welche Schleier dann hin und her wogen, und da der Staubbach nicht alle Wasser enthält, ganz durchsichtig noch vollends in großer Höhe herabsinken, leicht und spielend und

wunderzart. Die Pissevache vereinigt gewissermaßen den Staubbach und den Reichenbach, scheint in der Ferne mehr letzterem, in der Nähe, wo man seine staubartige Auflösung bemerkt, mehr ersterem zu gleichen, indem sie aber an Reichthum beide übertrifft."

Auch über die Bayerischen und Schweizer Seen, die besucht wurden, finden sich kurze Aufzeichnungen. Vom Königssee heißt es: „Man ist wie abgeschnitten von der Welt. In diesem See sollte in der Mitte eine Insel liegen. Da müßte ein Eremit wohnen. Er könnte keinen schöneren Platz wählen." Vom Züricher See: „Er schien mit seinen Ufern, wo die weißen Häuschen auf den reich bebauten Hügelreihen wie eine Kette (?) Edelsteine sich ausnehmen, wie ein kostbar geschmückter Jüngling voll Lust und Glanz und Pracht des Lebens — wie ein blauer Aal, der sich in einem blühenden Thale lustig sonnt." Vom Zuger See: „Er schien mir wie ein in die letzten ernsten Gedanken versunkener Eremit, in dem noch einige Erinnerungen einer morgenrothen Jugend auftauchen. Wir sahen ihn Abends, wo er sich nach dem Rigi ganz ins Finstere verlor, während sich vorn das Abendroth in ihm spiegelte."

Viel mehr enthalten die vorgefundenen Aufzeichnungen nicht, aber sie genügen, die Lebendigkeit der Anschauung, Unabhängigkeit des Urtheils und plastische Gestaltungskraft des jungen Schriftstellers zu zeigen, mit welcher er als Reisender an alle Seiten des Lebens herantrat und sie sich in seinem Inneren eigenartig spiegeln ließ, immer wahr gegen sich und Andere.

Ueber den Pariser Aufenthalt finde ich in den Aufzeichnungen keine Mittheilung; aus einem an die Mutter gerichteten Pariser Briefe v. 21. Septbr. 1827 entnehme ich die Bemerkung, daß Fechner täglich den 1 Stunde betragenden Weg nach dem Jardin des Plantes machte, in dem er hauptsächlich studire, und daß er die Bekanntschaft von Biot und Thénard noch nicht habe machen können, weil sie sich vor der Hand auf dem Lande befänden.

Ueber den äußeren Lebensgang während dieses Abschnittes finde ich nur Folgendes von Fechner's Hand aufgezeichnet.

„Am 13. Februar 1823 ward ich Magister und habilitirte mich am 6. Septbr. desselben Jahres, um naturphilosophische Ideen im Schelling-Oken'schen Geiste, der mich damals noch gefangen hielt, vorzutragen, woraus aber nichts wurde. Statt dessen übernahm ich nach dem im J. 1824 erfolgten Tode des Prof. Gilbert (auf ein halbes Jahr) bis zur Anstellung des Prof. Brandes die Vorlesungen über Physik, nachdem mich die Uebersetzung des Biot etwas in dieselbe eingeführt hatte, ohne sonst sonderlich dazu vorbereitet zu sein. Hierauf fing ich nach und nach an, eigene Experimentaluntersuchungen im Gebiete der Elektricität und des Galvanismus anzustellen, auch wöchentlich zweistündige öffentliche (d. h. unbezahlte) Vorlesungen darüber zu halten, wozu ich mir den erforderlichen Apparat durch Ersparnisse vom literarischen Erwerb verschaffte. Die wichtigsten dieser Untersuchungen waren auf eine durchgreifende Bewährung des Ohm'schen Gesetzes gerichtet, welchem bis dahin noch keine Aufmerksamkeit geschenkt worden war; sie beschäftigten mich neben meinen literarischen Arbeiten zwei ganze Jahre hindurch und sind 1830 unter dem Titel „Maaßbestimmungen über die galvanische Kette" erschienen; andere handelten über verschiedene elektrische Themas in Kostner's Archiv, Schweigger's Journal und später in Poggendorf's Annalen. Mehr auf Grund dieser wissenschaftlich-experimentalen Thätigkeit, als der unbedeutenden akademischen Lehrthätigkeit erhielt ich i. J. 1831 oder 1832 eine außerordentliche Professur ohne Gehalt, nachdem ich i. J. 1827 mit Unterstützung durch ein Stipendium von 300 Thlrn. eine Reise nach Paris gemacht, um Biot, Thénard und Ampère persönlich kennen zu lernen."

Als Fechner i. J. 1827 nach Paris kam, hatte sein Bruder Eduard da bereits seinen Wohnsitz, sein Atelier aufgeschlagen. Ueber ihn noch ein Wort.

Der Maler Eduard Fechner, welcher 1820 von Dresden nach München übergesiedelt war, hatte dort ein näheres Verhältniß zu dem bekannten Hofmaler J. Stieler gewonnen, ging aber einige Jahre später (1825) infolge persönlicher Anregung durch den Marquis de Corberon, dessen Kindern er Unterricht im Zeichnen ertheilte, nach der französischen Hauptstadt. Trotz wiederholter Mahnungen Stieler's vermochte er nicht, das Pariser Band wieder zu lösen, da er durch Corberon bald in aristokratischen Kreisen Zutritt und Beliebtheit erworben hatte. Er lebte sich in dem neuen Wohnsitz dauernd ein, und nur einzelne Male kam er seitdem zu vorübergehendem Aufenthalt nach Deutschland, so 1826, wo er Mutter und Geschwister in Leipzig und Grimma besuchte. Er wiederholte diesen Besuch öfters und benutzte das zum Portraitiren der Verwandtschaft. Ein anderer Verkehr fand zwischen den Brüdern nicht weiter statt, der Briefwechsel ward allein durch Mutter Fechner geführt.

Der Maler entfernte sich in Paris mehr und mehr von der deutschen Art, seine späteren Werke nahmen französisches Gepräge an. Deutsche Sorgfalt und Feinheit der Empfindung wichen der Pariser Leichtigkeit und Zierlichkeit, und die französische Naivetät ward doch nicht völlig gewonnen. Er lebte dort sein im Ganzen stilles Junggesellenleben fort, im Sommer pflegte er einen seiner vornehmen Gönner auf's Land zu begleiten; aus seinen Plänen, ganz nach Deutschland zurückzukehren, wurde nichts; er starb i. J. 1860, ein Jahr nach seiner Mutter Tode, in Paris; Italien, welches ihm von seinem Lehrer Stieler so dringend empfohlen worden und ihm zu einer seiner Art angemessenen Schule hätte werden können, ist nur ein Mal vorübergehend von ihm besucht worden.

Die von ihm entworfenen und lithographisch vervielfältigten Genrebilder, mit denen er in Paris Glück machte, entsprachen nicht recht dem deutschen Geschmack, und die späteren Portraits zeigen keinen Fortschritt in der malerischen Technik. Von dauerndem Interesse scheinen mir dagegen seine Aquarellskizzen, Radirungen

und Rauchzeichnungen zu sein, von denen eine große Anzahl im Besitz der Verwandtschaft ist. 1) Die Aquarellskizzen sind zarte Mädchengestalten in Bleistiftzeichnung mit glücklicher, effektvoller Farbenzuthat: hier verschmilzt sich deutsche Seele mit französischer Anmuth zu einem lieblichen, freundlichen Ganzen. Unserer augenblicklichen Modeneigung zum ästhetisch Häßlichen sind sie freilich entgegengesetzt, aber recht geeignet, das Publikum wieder zu erinnern, daß Schönheit und Kunst untrennbar sind. Was thue ich mit dem Charakteristischen, wenn es bloß häßlich ist und aller und jeder Anmuth entbehrt? Ich finde solches schon im gewöhnlichen Leben hinreichend und täglich; die Kunst soll doch das Leben nicht wiederholen, sondern verklären; eine Kunst, die nicht verklärend wirkt, hat ihre Aufgabe vergessen. 2) Die kleinen Radirungen Fechner's werden vom Kenner auch heute noch werthgehalten; sie tragen etwas vom eigensten Wesen ihres Schöpfers unmittelbar in sich und reizen mehr, als Anderes, zum Vertiefen in die künstlerische Individualität. Freilich ist jetzt die Technik in diesem Fache so weit fortgeschritten, daß Fechner's kleine Versuche dieser Richtung wohl nur noch geschichtlichen Werth haben. 3) Die Rauchzeichnungen endlich sind ein Fechner'sches Specifikum. Auf rauchgeschwärzten Papierblättern sind die Linien,. Flächen und Figuren mit dem Wischer hervorgebracht, auf leichtestem Wege die kräftigsten Wirkungen und mit den einfachsten Mitteln erzielt und besonders solche Scenen gelungen, welche in sagenhafter Dämmerung oder gespensterhaftem Mondschein spielen. Beispielsweise stellte er auf diese Weise den Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, den Erlkönig, einen Alchymisten dar. Trotz alles französischen Firnisses hat Fechner's Muse doch immer etwas Eigenartiges behalten; er hat sich in keines anderen Künstlers Botmäßigkeit begeben und gleicht seinem gelehrten Bruder darin, daß er in Typen und Werken originell und selbständig bleibt.

Er hatte etwas Stilles, Bescheidenes, Sinniges; ich verdanke ihm mancherlei Belehrung über Kunst und Leben und erinnere mich, daß er mich zuerst auf den feinen Rhythmus der Bibelsprache in

Luther's Uebersetzung, die ihm fast wie Musik däuchte, aufmerksam machte. Die Mutter Fechner zeichnete und malte er in den verschiedenen Lebensaltern in allen Stellungen und Auffassungen und wußte pietätvoll ihr ganzes Wesen mit überraschender Treue wiederzugeben. Seine Kreidezeichnungen zur Ilse-Sage nannte ich bereits im 1. Abschnitt.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, aus Stieler's Briefen an Eduard Fechner einige Stellen zu erfahren.

(München, 3. Octbr. 1825.) „Paris wird Ihnen, je länger Sie da sind, immer mehr gefallen. Suchen Sie Gérard's persönliche Bekanntschaft zu machen, es wird Ihnen gewiß in jeder Hinsicht von großem Nutzen sein; ich halte ihn doch für den talentvollsten französischen Künstler. Sie werden mich unendlich verbinden, mir seine neuen Portraits zu beschreiben, ja wo möglich nur mit drei Strichen aufzuzeichnen. Ich verehre ihn so, daß mich seine Arbeiten unendlich interessiren, denn er ist doch nur der einzige, von dem ich gesehen, daß er uns von neuen Costümes sowie aus den modernen Zimmerdecorationen etwas Geschmackvolles zu bringen weiß. Daß Sie, wenn Sie einmal bekannter werden, in Paris viel verdienen werden, daran zweifle ich nicht, leicht könnte Sie dieses zu einem längeren Aufenthalt verleiten, wozu ich Ihnen aber für Ihr Studium keineswegs rathen würde. Nach einem Jahr gehen Sie nach dem classischen Boden, und kommen Sie dann nach dem lieben Vaterland zurück, damit ein so schönes Talent, wie das Ihre, den Deutschen nicht verloren geht. Reichmann läßt Sie herzlich grüßen. Weller ist in Italien, Rottmann geht in 14 Tagen, das Bild für Sie will er von dort mitbringen. Haideck und Schilper sind nach Griechenland, um Studien zu machen."

(München, 18. Mai 1826.) „Lieber Freund! Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht, da ich sehe, daß Sie noch mit vieler Sehnsucht an mich und uns Münchner denken, trotz der vielen Wunder in Paris, die um Sie herum sind. Auf Ihre Frage, ob Sie Paris verlassen sollen, antworte ich: ja, wenn nicht ein vor-

theilhaftes Verhältniß, etwas zu verdienen, wo Sie auch noch nebenbei Zeit zu Ihrem Studium verwenden können, Sie dort hält. Sollten Sie für Gérard etwas zu malen erhalten können, so bleiben Sie unter jeder Bedingung, sein Umgang wie seine Correctionen sind von der allergrößten Belehrung. Sollten Sie diesen ausgezeichneten Künstler sehen, so bitte ich Sie, ihm ja meine hohe Verehrung an den Tag zu legen. Das Beste für Ihr Studium ist nach Italien zu gehen. Reichmann hat viel zu thun, Weller hat ein schönes Bild von Rom geschickt, Martin ist vor mehreren Tagen von Berlin zurück, Cornelius hat sehr schöne Cartons verfertigt, Rauch von Berlin ein herrliches Modell für die Statue Maximilians. Eine schöne Zeit für die Kunst scheint hier Allen unter jetziger Regierung zu entstehen, nur scheint es mir unmöglich, daß die Masse Künstler, die sich hier befinden, alle zu leben finden."

(Tegernsee, 15. Septbr. ?) „Ich habe fortwährend mit großer Theilnahme und Anhänglichkeit durch von Paris Kommende erfahren, daß es Ihnen gut geht, und daß Sie große Fortschritte in der Kunst gemacht haben. Recht lieb ist es mir, daß Sie auch einmal wieder an Ihr deutsches Vaterland denken; ich hoffe, daß Sie daselbst von dem Erlernten die Früchte einernten können. Ihr schönes Talent wird überall Anerkennung und Verehrer finden. Möchte es mir nur auch vergönnt sein, etwas von Ihren neuen Arbeiten zu sehen; doch Sie geben uns ja Hoffnung, auch wieder hierher zu kommen, worauf ich mich unendlich freue. Sie werden hier ein reges Künstlerleben finden, ein jeder sucht dem anderen den Lorbeer zu entreißen, an ein Stillestehen ist nicht zu denken, und so geschieht es auch, daß ich, so gut es noch gehen will, mitkämpfe; junge Talente wachsen wie Pilze aus der Erde. In dem Portraitfach ist Dürk, mein Neveu, sehr geschickt geworden, er geht in wenigen Tagen nach Rom."

(München, 22. Decbr. 1831.) „Sehr wohlthuend war es mir, Ihrem Andenken nicht entschwunden zu sein und einmal wieder ein Lebenszeichen von Ihnen vernommen zu haben. Wenn ich

einigen Antheil, wie Sie sagen, an der Ausbildung Ihrer Kunst habe, so bin ich stolz darauf, denn Sie sind ein junger Mann, der alle Vorzüge besitzt, um ein großer Künstler zu werden und in der Welt Glück zu machen; nur müssen Sie es recht anfassen. Sie haben oft auf meinen Rath gehört, und werden es deßwegen gewiß nicht für Anmaßung von mir halten, wenn ich Ihnen nun rathe, für Ihre Kunst nicht länger in Paris zu bleiben; wenn es anders Ihre Verhältnisse erlauben, gehen Sie nun nach Italien... Von Ihrer Arbeit ist mir unterdessen nichts zu Gesicht gekommen, als eine Lithographie, zwei Kinder in ganzer Figur vorstellend, welche mir sehr wohl gefallen haben, sie sind naiv und kindlich dargestellt."

IV. Abschnitt.

Der Physiker Fechner und das Fechner'sche Haus.

1833—1839.

Als Motto kann ich über diesen Abschnitt Worte Schulze's aus einem Briefe vom 1. December 1825 setzen: „Wie ich vermuthe, hast Du die Ballschuhe nicht über den Florets vergessen, und wahrhaftig, es sollte mich nicht wundern, wenn bei Dir 2 Epochen zusammenfielen: die des Professor- und die des Verliebtwerdens." Ein prophetisch Wort, welches sich nach 5 Jahren ungefähr erfüllte.

Im Anfang des vorigen Abschnitts war von einem Kreise junger Freunde die Rede, zu welchem Fechner nach seiner Studienzeit in Beziehung trat. Der Jurist Julius Volkmann war der Vermittler gewesen. Durch diesen kam Fechner zuerst in das Haus des Vater Volkmann, und dann des ältesten Sohnes desselben, des Physiologen Alfred Volkmann, dessen Haus, als er sich mit Adele

Härtel vermählte, der Mittelpunkt eines von frischem fröhlichen Idealismus erfüllten Kreises ward. Es war eine Zeit, in welcher Freundschaft zierlich gepflegt wurde und der Schwerpunkt des Nationallebens noch in der literarischen Region gelegen war. Heutzutage ist das Gemeinschaftsleben wesentlich von politischen und kirchlichen Interessen bewegt, bis in die dreißiger Jahre des Jahrhunderts hinein bildeten Poesie und Musik die „Unruhe" in der Uhr der Gesellschaft. Ein neues Werk von Goethe war immer ein Ereigniß ersten Ranges, und die Gesellschaft lebte dann eine Zeit lang fast ausschließlich von den dadurch angeregten Empfindungen. Fechner's Wittwe erzählte mir aus jener Zeit, wie ihr noch in lebhafter Erinnerung die erste Nachricht von Goethe's Tod sei. Es war im Hause ihres Bruders Alfred, als dieser eines Tags (1832) nach Haus kommend jene Nachricht brachte. Allen habe dabei förmlich der Athem gestockt, man habe den Tod des Altmeisters wie ein Nationalunglück empfunden; es mag gewesen sein, wie uns zu unserer Zeit, als die Zeitung von dem Ableben unseres ersten Kaisers Wilhelm kam.

Welcher Geist in dem bezeichneten Jugendkreise herrschte, läßt sich aus folgendem Unternehmen schließen, welches zwei junge Damen von Jena aus wagten. Die eine war die junge Frau des Dr. Weiße, Fechner's intimsten Freundes, die andere die mit dem Professor Hase in Jena damals unlängst erst vermählte Schwester der Adele Volkmann, geb. Härtel. Jene befand sich bei Hase's in Jena zu Besuch, und in einem lebhaften Gespräch über Goethe steigerten sich die jungen Frauen zu dem gemeinsamen Wunsch, diesen Gefeiertesten der Deutschen von Angesicht zu sehen und zu sprechen. Und gesagt, gethan! Sie fuhren nach Weimar, begaben sich geraden Wegs in Goethe's Haus und stiegen die Treppe hinan, wo sie eine Pause machten. Plötzlich überkam sie ein Schauer. Wie würde das Wagniß ablaufen? Doch der Rückzug schien abgeschnitten, und als sie sich hatten melden lassen, wurden sie in ein Zimmer geführt, in welchem sich zwei einfache Stühle und ein Lehnstuhl befanden;

— und nicht lange, so stand die Gestalt des greisen Dichterfürsten vor den erwartungsvollen jungen Frauen. Goethe's Freundlichkeit löste diesen die Zunge, und die Unterhaltung muß auch zu des Dichters Zufriedenheit sich abgesponnen haben, denn seine Schwiegertochter hat nachher erzählt, ihr Schwiegervater habe ihr gesagt: Wenn ich wußte, daß Du etwas in der Küche hättest, so würde ich zwei muntere junge Damen zu Tisch gebeten haben. Das geschah nur wenige Wochen vor Goethe's Tode und ist mir aus glaubwürdigstem Munde mitgetheilt.

Dieser geniale Goethebesuch charakterisirt die beiden Damen, die ganze Zeit und den Volkmann'schen Jugendkreis, dem jene angehörten. In diesem Kreise fand auch Fechner, wie schon bemerkt wurde, mannigfache literarische und wissenschaftliche Anregung, und nicht bloß diese, sondern er fand da auch seine Braut. Im Jahre 1830 verlobte er sich mit Alfred's Schwester, Clara Volkmann, seiner noch lebenden Wittwe, welche auch heute ihre Stimmung in Schwung versetzt, wenn sie sich an die junge Häuslichkeit ihres Bruders Alfred und ihrer Schwägerin Adele, welche sie beide Zeitlebens mit gleicher Liebe umfing, und an den Jugendkreis erinnert.

Durch diesen Kreis wehten Poesie und Humor. Ich theile Einiges mit, weil es nicht bloß die Persönlichkeit Fechner's charakterisirt, sondern auch das sociale Gepräge jener Jahrzehnte zeigt. Folgende kleine Geschichte habe ich aus dem eigenen Munde meiner Tante, der Wittwe Fechner.

Im Hause des jungen Ehepaars Dr. Alfred Volkmann, wo auch Fechner, durch dessen Bruder Julius eingeführt, verkehrte und seine zukünftige Gattin zuerst sah, fand sich allwöchentlich ein kleiner Kreis fröhlicher Freunde zusammen. Eines Abends ward unerwartet festgestellt, daß die Gesellschaft immer aus dreizehn bestand. Im launigen Uebermuth beschloß man, durchs Loos entscheiden zu lassen, wer als der Dreizehnte anzusehen sei; derselbe solle sich dann schadlos halten durch das Privileg, auf Kosten eines Genossen der Tafelrunde eine Locke zu nehmen. Das Loos traf einen jungen Mediciner

aus Dresden, Küttner, welcher alsbald Fechner zum Opfer erlas. Der gelehrte Denker mußte eine Locke lassen, die im Triumph entführt wurde, dann aber aus der Hand des „Dreizehnten" in die des Frl. Alwine Eisfeld, auch einer Dame der Tafelrunde, überging.

Das Weihnachtsfest führte natürlich in diesem muntern Kreise zu einer kleinen humoristischen Bescheerung. Auf der Tafel stand manches verbergende Kästchen; auch ein größerer Karton, bestimmt für Volkmann's Schwester, Clara, welche mit Fechner geneckt wurde. In dem geöffneten Karton lag in der Mitte des großen Blattes ein kleines gefaltetes Papier, welches die Locke enthielt, und dazu folgender Vers:

Die Leber ist vom Hecht,
Und nicht von einer Dogge;
Von welchem „blonden Wesen"
Ist wohl die blonde Locke?
Herr Küttner gibt zurück
Die schöne, blonde, rare
Und hofft, daß das Geschick
Sie bring' an Fräulein Clare.

Die „rare" Locke des „blonden Wesens", so hieß der Entlockte in diesem Kreise, verräth uns, daß auch damals schon Fechner sein jugendlich volles Haùpthaar nicht mehr unverkümmert hatte; sie ward zum Herold der kommenden Verlobung.

In diese Zeit fällt auch ein scherzhaftes Gedicht, in welchem Fechner seine nachherige Braut neckt, indem er, als sie ein Gedicht machen sollte, für sie eintrat und ihr Folgendes in den Mund legte:

Ich weiß gar nicht, was ich heute soll machen,
Es gibt nichts zu weinen, es gibt nichts zu lachen;
Kein Mensch ist da, mich zu tippen und necken,
Ach und der Strickstrumpf will gar nicht schmecken.

Zusehends schläft er mir ein in den Händen,
Will Niemand mir denn die Nadeln entwenden?
Oder liefe nur 'ne Fliege hinauf an die Wände,
Damit ich ein Bischen mich ärgern könnte.

Kein Mückchen, kein Fröschchen, kein Hündchen, kein Kätzchen,
Kein Grimmerchen*) kommt, mich mit munteren Mätzchen
Und Schnurren und Knurren zu amüsiren,
Ja hätt' ich Geduld, ich könnt' sie verlieren.

Ob ich ein wenig im Kochbuch studire?
Doch gar zu fade ist diese Lektüre.
Zwar bin ich die Eierkuchen noch schuldig,
Indessen die Leute sind sehr geduldig.

Ich könnte zwar wohl ein wenig singen,
Doch will heut' Niemand mich dazu zwingen,
Und eh' ich was thu mit gutem Willen,
Da fange ich doch viel lieber noch Grillen.

Auch könnte ich sticken am gelben Kleide,
Da thät ich doch Jemand damit was zu Leide**);
Indessen was kümmern mich fremde Schmerzen?
Genug hab' ich zu thun mit dem eignen Herzen.

Das Beste, glaub' ich, ist's noch von Allen,
Ein wenig in Melancholie zu verfallen.
Wollt' nur, statt der Sonne, der Mond lieber scheinen,
Da ließe sich's doch viel hübscher weinen.

Da säß' ich beim Lämpchen in meiner Laube,
Da girrte im Abenddunkel die Taube,
Die Blumen und Zweige, sie flüstern und schwanken,
Da stürbe so schön sich's in Gedanken!

Sie stützt in die Hände das niedliche Köpfchen,
Im Auge perlten glänzende Tröpfchen,
Es wallten die Locken melodisch hernieder,
Es löste süße Schwermuth die Glieder.

Am Ende des Jahres 1830 fand die bereits erwähnte Verlobung Fechner's mit Clara Volkmann statt, aber es konnte nicht wohl sofort an die Gründung einer eigenen Häuslichkeit gedacht

*) Grimmer, ein beliebter Genosse der Tafelrunde.

**) Fechner liebte die gelbe Farbe nicht, Clara V. aber arbeitete damals an einem hellgelben Kleide.

werden. Es folgten Jahre angestrengter Arbeit: die Redaction des neugegründeten pharmaceutischen Centralblattes, von welchem jedes Jahr ein neuer Band fast nur mit Beiträgen des Herausgebers erschien, ein Elementarbuch des Elektromagnetismus, ein dreibändiges Repertorium der Experimentalphysik, sämmtlich bei L. Voß in den Jahren 1830—1833 erschienen. Am 18. April 1833, einen Tag vor seinem Geburtstag, trat er in den Ehebund ein — in welchem ihn Gott die silberne und dann auch die goldene Hochzeit erleben ließ —.

Nicht lange nachher erhielt er die ordentliche Professur der Physik an der Universität, welche er am 3. October 1834 antrat. Auf dringendes Anrathen seiner Freunde hatte er gewagt, sich um diese Stelle zu bewerben, und es war vielleicht gut, daß er zu fester Stellung gelangte; ohne sie würde er später schwer mit Lebenssorgen zu kämpfen gehabt haben. Freilich kann man die Frage aufwerfen, ob er ohne die Professur die physikalischen Experimente unternommen haben würde, die ihm dann sein langwieriges Augenleiden verursachten. Es ist, als ob er eine stille Ahnung der Folgen gehabt hätte, denn lange sträubte er sich gegen die ihm nahe gelegte Bewerbung um die Professur. Eine tief eingewurzelte Abneigung gegen allen geschäftlichen Zwang, die ihn zeitlebens nicht verlassen hat, kam hinzu; die völlige Ungebundenheit literarischen Arbeitens und Schaffens erschien ihm von jeher als ein Paradies, welches ihm der Engel der akademischen Lehrordnung verbieten würde. Aber er brachte das Opfer, sich zu binden, wo Andere nur den Himmel der akademischen Freiheit offen sehen.

Die Ehe und die Stelle gaben seinem Leben eine neue Grundlage, an Schwierigkeiten freilich fehlte es auch jetzt nicht. Seine älteste Schwester, Emilie, Mutter von sechs unerzogenen Kindern, verlor ihren Gatten, Direktor der städtischen Mädchenschule in Grimma, und zog bald nachher (im Jahre 1834) nach Leipzig, wo sie an der treuen Fürsorge ihres Bruders und der Gattin desselben den ihr so nöthigen Rückhalt suchte und fand. Den ältesten Sohn,

seinen Pathen, nahm Fechner ganz in sein Haus, wo er über 30 Jahre lang ohne Unterbrechung geblieben ist.

Arbeitsvolle Zeiten waren die ersten Jahre des Ehestands. Fechner mußte sich in die neue Lehrthätigkeit einarbeiten, er that das mit Eifer und Gewissenhaftigkeit. Es liegt nicht im Bereiche meiner Kenntnisse, die damalige Thätigkeit Fechner's als Physiker zu verfolgen; er selbst spricht sich darüber im Eingang einer autobiographischen Krankheitsgeschichte aus. Vergl. den folgenden (fünften) Abschnitt. Nebenher ging eine neu übernommene große Arbeit, die seine Zeit über die Maßen in Anspruch nahm und seine Denkkraft in den verschiedensten Richtungen anspannte: die Redaktion des Hauslexikons, welches in den Jahren 1834 bis 1838 bei Breitkopf und Härtel in 8 Bänden erschien und zu einem großen Theil Artikel der verschiedensten Fächer aus seiner Feder erhielt; ungefähr ein Drittheil des Ganzen mag eigene Arbeit sein. Es hatte damals die Zeit der encyclopädischen Handbücher begonnen und Fechner bei der Uebernahme des umfassenden Plans sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß, wenn das Werk Verbreitung fände, für ihn ein Honorar abfiele, welches ihm eine sichere ökonomische Unterlage für lange Zeit bieten könnte. Die Hoffnung aber erfüllte sich in geringem Maße, und nur die Folgen der Ueberspannung der Geisteskräfte blieben zurück. Der Gedanke war an sich wohl ein ganz gesunder, er ward allseitig mit großer Freude begrüßt. Allein es fehlte an der Lärmglocke, welche sich an große Kreise wendet; man war zu feinfühlend, um jene zu rühren, und es war eine Zeit des wirthschaftlichen Umschwungs; zahllose neue Entdeckungen und neue Gewohnheiten im häuslichen Leben ließen vielleicht das Unternehmen bald als ein veraltetes erscheinen.

Auch die Herausgabe des pharmaceutischen Centralblattes in jährlich einem Band ward fortgesetzt, und daneben manche kleinere Arbeit fachwissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, meist in Zeitschriften, z. B. über Galvanismus und subjektive Komplementärfarben, über Fr. Rückert und Heinr. Heine, sowie das Büchlein

vom Leben nach dem Tode (1836)*) — letztere drei Arbeiten unter dem Namen Dr. Mises — von Stapel gelassen. Was Wunder, daß die Nerven den Dienst zu versagen anfingen, und Schlaflosigkeit den überfleißigen Mann plagte und schwächte. Sein Körper, zwar elastisch, aber nicht auf starke Kost angelegt, die ihn vielleicht auf einige Zeit hätte widerstandsfähiger machen können, forderte Ausspannung immer deutlicher, so daß zweimal längere Kur-Reisen unternommen wurden, die eine nach Gastein (Hofgastein) im Jahre 1835, die andere nach Ilmenau in Thüringen (1839). Es waren die ersten gemeinsamen Reisen des Ehepaares, welche in das Leben desselben einen neuen Unterhaltungsstoff einführten. Fechner selbst hatte zwar nicht die Gewohnheit, sich viel in der Vergangenheit zu ergehen; Erlebtes erschien ihm abgethan, wenigstens wenn er die Erinnerungen zu Papier gebracht hatte. Aber seine Gattin kam oft und gern auf die besuchten Gegenden und kennengelernten Menschen zurück und öffnete wohl auch dem Schweiger darüber den Mund, so daß er gar Manches wiederholt an der Hand der lebhaften Reisebegleiterin durchlebte und den weiteren Bekanntenkreis dafür interessirte. Manche der angeknüpften Bekanntschaften wurden brieflich und durch Besuche von auswärts fortgesetzt, so daß diese Reiseerinnerungen wie zwei offene, den Blick in die Weite hinausweisende Fenster im engen Bau der bescheidenen Häuslichkeit waren.

Die Reise nach Gastein ward mit der Schwester des befreundeten Weiße, Marianne Weiße, unternommen. Sie führte durch das Salzkammergut und ward um so frischer genossen, als sie die erste größere Reise der Gattin Fechner's war. Eisenbahnen gab es da noch nicht, die Fahrt zu Wagen war reich an kleinen Erlebnissen und Scenen, deren später gern gedacht wurde. Einmal mußten sie vor überfülltem Gasthof im Wagen übel und böse über-

*) Hierüber ist der 6. Abschnitt zu vergleichen, wo über das größere Werk Zend-Avesta gehandelt wird.

nachten. Viel verkehrten sie mit einem Ungar, welcher dann sie einmal in Leipzig aufsuchte. An einem festlichen Ausflug, welchen der Erzherzog Johann von Gastein aus nach der Spitze des Gamskarkogel arrangirte, nahmen sie fröhlich Theil. Auch nach Venedig ward endlich die Reise fortgesetzt, und mit Entzücken erinnerte sich Fechner's Gattin eines Ausflugs auf der Gondel, den sie nach dem armenischen Kloster zu den Mönchen mit langen Bärten auf der stillen Lagunen-Insel S. Lazzaro und zu den berühmten Glasöfen auf der Insel Murano unternahmen.

Auf dieser Reise hatte das Ehepaar größere Stadtmuseen besucht und sich im Anschauen bedeutender Bilder ergangen, was den ästhetischen Sinn Fechner's von Neuem anregte. Auf der zweiten Reise in Thüringen hatte dann wohl auch das Bekanntwerden mit dem damaligen Commandanten der Wartburg, Herrn von Arnswald, einer künstlerisch angelegten Natur, dazu beigetragen, Fechner's ästhetische Ader wieder einmal in Bewegung zu setzen. Als nun im Jahre 1839 der Leipziger Kunstverein seine zweite Gemäldeausstellung veranstaltete, ward Fechner's Interesse lebhaft angezogen. Diese Ausstellung war in der einseitig musikalischen Stadt damals ein Ereigniß, Dr. Härtel, Kaufmann Lampe, Prof. Weiße und andere Freunde beschäftigten sich viel mit den ausgestellten Bildern, und in der Unterhaltung der Freunde platzten die Meinungen oft auf einander im schärfsten Gegensatz der akademisch-idealistischen und individuell-naturalistischen Anschauung. Fechner huldigte unentwegt der letzteren und machte sie mit Feuer und Witz, ohne selbst den Fachmännern zu weichen, geltend. Eine Frucht und zugleich eine neue Quelle solcher Kämpfe, in denen sich Fechner's Disputirlust und Disputirtalent oft drastisch offenbarten, war sein Schriftchen „Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung“ (L. Voß, 1839), welches zuerst die Leipziger weiteren Kreise auf den ästhetischen Kritiker recht aufmerksam und ihn zum Gegenstand des gesellschaftlichen Interesses machte. Die durch und durch originelle und mit der gerade damals herrschenden Kunst-

richtung in grellen Kontrast tretende, scharf und sprühend charakterisirende Betrachtungsweise gab der vielleicht etwas stagnirenden Gesellschaftsatmosphäre überraschende und willkommene Anregungen, und man kann behaupten, daß der Gelehrte seitdem einen Platz in dem öffentlichen Leben der Stadt einnahm, die ihm später ihr Ehrenbürgerrecht ertheilte.

Die Ilmenauer Kur fand zur Frühjahrszeit (1839) statt, im Anfang lag noch Schnee. Um so enger und vertraulicher war der Umgang mit der Hauswirthin, dem Badearzt Dr. Fitzler und einigen Badegästen, zu denen auch Herr von Arnswald gehörte. Der geistige Verkehr mit diesen überdauerte die Zeit der Kur, und Fechners erfreuten sich wiederholt des Besuchs der Letzteren, und noch viel später erwiderten jene Arnswald's Besuch auf der Wartburg. Man kann sich denken, daß Fechner's Witzader nicht selten mehr als der kalte Wasserstrahl der Bäder auf die Gemüther gesellig stimmend wirkte. In Fechner's Aufzeichnungen findet sich eine Reihe kleiner Erinnerungsbilder, aus welchen — alle mögen entweder noch in Ilmenau oder doch bald nachher geschrieben worden sein — drei hier folgen mögen.

„Der Rittergutsbesitzer Siegfried und sein Schwager, ein Oberlandesgerichtsrath, ein paar ältliche sehr gesetzte Männer, Ersterer wegen schweren Gehörs, Letzterer wegen Blindheit die Wasserkur brauchend, erzählten Folgendes. Eine alte Frau in ihrer Heimath kurirte Wahnsinnige und andere Kranke durch folgendes Mittel. Zur Zeit des abnehmenden Mondes spaltete sie eine junge Eiche, band die getrennten Theile oben zusammen und hielt sie dann (in gebogener Form) auseinander. Durch die so entstandene Oeffnung zwischen den getrennten Hälften mußte der Kranke zweimal von derselben Seite her durchspringen, dies nach vier Wochen wiederholen und nach abermals vier Wochen nochmals. Jedesmal folgte noch Handauflegen und Gemurmel. Beide versicherten ganz ernsthaft, daß auch sie diese Kur versucht hätten. Es kam mir unglaublich komisch vor, mir diese gesetzten Männer

durch die von dem alten Weibe auseinander gehaltene Eiche so gläubig durchspringend zu denken. Sie versicherten, das Mittel habe bei Verrückten oft geholfen. Ihr Uebel aber war nicht kurirt worden."

„Dr. Wenzel in Ilmenau bedurfte ein Lichtloch in seinem Braunstein-Stolln, der unter dem Grundstück eines Bauern verlief. Um ohne Kosten dazu zu kommen, verfuhr er auf folgende fein psychologische Weise. Er löste einen Schurfschein, der ihn berechtigte, im Grundstück des Bauern über seinem Stolln einzuschlagen, und that vorläufig nichts, als dies dem Bauer notificiren. Halt, dachte dieser, wo der Dr. Wenzel einschlagen will, da muß Etwas zu finden sein, und machte sich gleich selbst mit Frau und Kind darüber, ein Loch an der von Wenzel bezeichneten Stelle zu graben. Als er zur gehörigen Tiefe gekommen, fiel das Erdreich ein, und das Lichtloch war da. Dr. Wenzel bedankte sich bei dem Bauer."

„Als ich nach Ilmenau kam, erzählte man mir allenthalben von dem starken Appetit, den die Kur errege. Da war, sagte der Dr. Fitzler, als ich mich zuerst ihm vorstellte, voriges Jahr ein Herr von Türk hier, der aß 3½ Henneberger Klöße zu Mittag, welches eine Art Kartoffelklöße fast so groß, wie kleine Kindsköpfe, ist. Wir mietheten uns ein; unsere Wirthin machte mir ebenfalls zu starkem Appetite Hoffnung. Da war, sagte sie, voriges Jahr ein Herr von Türk hier, der aß 3½ Henneberger Klöße zu Mittag. So hörte ich nun von dem Badewärter, dem Gastwirth, wo wir aßen, sämmtlichen vorjährigen Badegästen und sämmtlichen Ilmenauern, mit denen wir bekannt wurden, die gute Wirkung des Bades auf den Appetit rühmen, doch nie ein anderes Beispiel anführen, als den Herrn von Türk mit seinen 3½ Klößen. Bei der Mittagstafel machte ich auf diesen Umstand aufmerksam, als gerade einer der Badegäste, Herr Richter, fehlte. Tags darauf war er da, kam ebenfalls drauf, den guten Appetit der Badegäste zu rühmen, und fügte richtig die Geschichte von Herrn von Türk hinzu; was nun großes Gelächter erregte."

Es war noch etwas Anderes, wodurch in das enge Gelehrtenhaus ein frisches Colorit kam: der Verkehr mit Bettina von Arnim. Zwei Dichtergestalten gehören in diesen Lebensabschnitt Fechner's: Bettine und Adalbert Chamisso. Letzterer besuchte das Haus des Buchhändlers Reimer in Leipzig, es war zur Zeit des beginnenden Baues der Leipzig-Dresdner Bahn und der ersten Fahrten nach den nächsten Stationen. Eine solche Fahrt ward auch von Reimer, Härtel, Fechner, Weiße und anderen Freunden mit Chamisso unternommen, doch hat sich kein dauerndes Geistesband daran geknüpft. Von ungleich nachhaltigerer Bedeutung war der Besuch Bettinens, welche von Fechner einmal in Berlin aufgesucht worden war. Die ebenso belebte wie belebende Frau, die unter dem Zeichen Goethe's am literarischen Himmel meteorartig aufgegangen war, fand an dem Gedankenreichthum Fechner's Wohlgefallen und an dessen Gattin eine der dankbarsten Verehrerinnen, wie sie sich nur wünschen konnte. Wiederholt kam sie, theils allein, theils mit ihren Töchtern durch Leipzig, und sie verfehlte nie, Fechners aufzusuchen und etwa auch einen Ausflug mit ihnen, z. B. nach der bekannten Speck'schen Gemäldegallerie in Lützschena bei Leipzig, zu unternehmen. Der erste Besuch mag noch dem Jahre 1834 angehören, aber der Verkehr, welcher damit begann, hat Jahrzehnte gewährt; es war immer wie ein Familienfest für das Fechner'sche Haus, wenn die Bettine plötzlich sich anmeldete; ein gläserner Pokal, von ihr gestiftet, wurde in erhöhter Stimmung gern benutzt, um daraus den von ihr gelehrten Trunk: Rothwein mit Pfirsichen und Zucker gemischt, zu trinken. Immer ward dabei mit lebhaftem Vergnügen der Abende gedacht, welche man mit der Stifterin verlebt hatte, denn diese war im persönlichen Umgang ebenso regsam und unerschöpflich in Einfällen und Schilderungen, wie wir sie aus ihrem veröffentlichten Briefwechsel kennen.

Ich kann daher dieses Stück aus dem Leben des Fechner'schen Ehepaares nicht verlassen, ohne Einiges hierauf Bezügliche aus dem niederschriftlichen Nachlaß mitzutheilen.

Nicht lange nach dem ersten Bekanntwerden (4. April 1836) schrieb Bettine an Fechner, welcher ihr sein Büchlein vom Leben nach dem Tode übersendet hatte, und in den Fechner'schen Papieren fand sich von ihrer Hand die Abschrift folgenden Gedichts, welches sie an den Oberbaurath Schinkel sammt jener Schrift Fechner's gerichtet hatte.

„Was nicht Früchte bringt auf Erden,
Kann doch noch zu Blüthen werden,
Die an heil'gen Zweigen glänzen,
Deine Stirne einst zu kränzen.

Was nicht in das Wort geboren,
Dringt als Lob zu Deinen Ohren,
Kann doch mit im Hymnus klingen,
Den die Geister Dir einst singen.

Geist, dem höh're Macht gegeben,
Schreitend durch das ird'sche Leben,
Sich als Genius aufzuschwingen,
Andre Geister zu durchdringen;

Daß sie dienen seinem Willen,
Alle Triebe zu erfüllen,
Die mit feurigen Gewalten
In einander sich gestalten.

Geist, der in den Fluthen brauset,
Durch das Meer der Lüfte sauset,
Geist, den keine Lande halten
In geborenen Gestalten.

Geist, der sich im Traum verlieret
In den Sinn, den er regieret,
Geist, der seine Macht versenket
In das Herz, das sich ihm schenket.

Angehaucht von neuem Wehen
Werden beide auferstehen,
Um Dir jenseits anzuzeigen,
Was hienieden sie verschweigen.

Dieses Büchlein mag Dir deuten,
Wie sie sich d'rauf vorbereiten.

aus Dresden, Küttner, welcher alsbald Fechner zum Opfer erlas. Der gelehrte Denker mußte eine Locke lassen, die im Triumph entführt wurde, dann aber aus der Hand des „Dreizehnten" in die des Frl. Alwine Eisfeld, auch einer Dame der Tafelrunde, überging.

Das Weihnachtsfest führte natürlich in diesem muntern Kreise zu einer kleinen humoristischen Bescheerung. Auf der Tafel stand manches verbergende Kästchen; auch ein größerer Karton, bestimmt für Volkmann's Schwester, Clara, welche mit Fechner geneckt wurde. In dem geöffneten Karton lag in der Mitte des großen Blattes ein kleines gefaltetes Papier, welches die Locke enthielt, und dazu folgender Vers:

Die Leber ist vom Hecht,
Und nicht von einer Dogge;
Von welchem „blonden Wesen"
Ist wohl die blonde Locke?
Herr Küttner gibt zurück
Die schöne, blonde, rare
Und hofft, daß das Geschick
Sie bring' an Fräulein Clare.

Die „rare" Locke des „blonden Wesens", so hieß der Entlockte in diesem Kreise, verräth uns, daß auch damals schon Fechner sein jugendlich volles Haupthaar nicht mehr unverkümmert hatte; sie ward zum Herold der kommenden Verlobung.

In diese Zeit fällt auch ein scherzhaftes Gedicht, in welchem Fechner seine nachherige Braut neckt, indem er, als sie ein Gedicht machen sollte, für sie eintrat und ihr Folgendes in den Mund legte:

Ich weiß gar nicht, was ich heute soll machen,
Es gibt nichts zu weinen, es gibt nichts zu lachen;
Kein Mensch ist da, mich zu tippen und necken,
Ach und der Strickstrumpf will gar nicht schmecken.

Zusehends schläft er mir ein in den Händen,
Will Niemand mir denn die Nadeln entwenden?
Oder liefe nur 'ne Fliege hinauf an die Wände,
Damit ich ein Bischen mich ärgern könnte.

Kein Mückchen, kein Fröschchen, kein Hündchen, kein Kätzchen,
Kein Grimmerchen*) kommt, mich mit munteren Mätzchen
Und Schnurren und Knurren zu amüsiren,
Ja hätt' ich Geduld, ich könnt' sie verlieren.

Ob ich ein wenig im Kochbuch studire?
Doch gar zu fade ist diese Lektüre.
Zwar bin ich die Eierkuchen noch schuldig,
Indessen die Leute sind sehr geduldig.

Ich könnte zwar wohl ein wenig singen,
Doch will heut' Niemand mich dazu zwingen,
Und eh' ich was thu mit gutem Willen,
Da fange ich doch viel lieber noch Grillen.

Auch könnte ich sticken am gelben Kleide,
Da thät ich doch Jemand damit was zu Leide**);
Indessen was kümmern mich fremde Schmerzen?
Genug hab' ich zu thun mit dem eignen Herzen.

Das Beste, glaub' ich, ist's noch von Allen,
Ein wenig in Melancholie zu verfallen.
Wollt' nur, statt der Sonne, der Mond lieber scheinen,
Da ließe sich's doch viel hübscher weinen.

Da säß' ich beim Lämpchen in meiner Laube,
Da girrte im Abenddunkel die Taube,
Die Blumen und Zweige, sie flüstern und schwanken,
Da stürbe so schön sich's in Gedanken!

Sie stützt in die Hände das niedliche Köpfchen,
Im Auge perlten glänzende Tröpfchen,
Es wallten die Locken melodisch hernieder,
Es löste süße Schwermuth die Glieder.

Am Ende des Jahres 1830 fand die bereits erwähnte Verlobung Fechner's mit Clara Volkmann statt, aber es konnte nicht wohl sofort an die Gründung einer eigenen Häuslichkeit gedacht

*) Grimmer, ein beliebter Genosse der Tafelrunde.

**) Fechner liebte die gelbe Farbe nicht, Clara V. aber arbeitete damals an einem hellgelben Kleide.

noch lebhafter hätte zu erkennen geben mögen, bin ich selbst schlecht angekommen, als ich äußerte, daß ich glaubte, in Ihrem Wesen gegen Andere laufe zuweilen auch etwas Absicht und Berechnung unter. Warum nicht? denn ich glaube, Niemand gehorcht besser dem Bibelspruche: seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Daß Sie aber das letzte gegen uns gewesen sind, daß Sie unserer Zuneigung mit so offener Freundlichkeit und Wohlwollen entgegengekommen sind, hat uns Ihnen so ganz unterthan gemacht. Sie gewähren den schönsten Beweis für den Satz, daß 10 mit 10 ebenso gut 100 als 20 geben kann. In zwei Menschen, deren einer blos gemüthvoll und der andere blos geistvoll ist, laufen die beiden Zahlen neben einander her, aber wo sich, wie bei Ihnen, Gemüth und Geist durchdringen, geben sie ein Produkt, das 10 mal mehr werth ist, als jeder einzelne Faktor, und dies Produkt ist bei Ihnen noch mit so viel anderen großen Zahlen multiplicirt. — Gleich nachdem Sie fort waren, haben wir uns unseren Freund Grimmer von Dresden verschrieben, den kleinen spitznäsigen Mann, den größten Thoren von allen unseren Bekannten, durch Gottes Zorn seit einigen Jahren Buchhändler, für den das Amt, für das er so vortrefflich gemacht wäre, leider in der Welt nicht existirt, der von allen Seiten gehofmeistert, gescholten und mit trauriger Bedenklichkeit betrachtet wird, immer mit Recht, und der doch Weißen und mir unter Allen am nächsten steht, und dem wir am meisten gewünscht hätten, an der Bekanntschaft mit Ihnen Theil nehmen zu dürfen. Da einige Liedercompositionen desselben Ihnen und den Ihrigen gefallen haben, so haben wir ihn aufgemuntert, Ihnen die vollständige Sammlung derselben zu übersenden. Gar sehr würde ich mich freuen, wenn Sie dieselben Ihres Interesses werth fänden. — Was machen die drei Fräulein? Die Max hat Allen hier das Herz mitgenommen. Wären Sie doch bis zum Schluß der Messe hier geblieben: da stand am Petersthor eine Frau aus dem Gebirge mit wohl 300 Stück kleinen Vogelbauern, in jedem ein junger munterer Kanarienvogel, was gar zu lustig anzusehen war. Da

hätte sie einen zum Andenken mitnehmen können, der ihr manchmal etwas von Leipzig vorgesungen hätte. Hat sie alle ihre Lieblinge gesund wiedergefunden? Fräulein Armgard hat das Interesse gewonnen durch die Entschiedenheit und das Adelige ihres Wesens und ihrer Neigungen und den damit in Verbindung stehenden kleinen Zug von Hochmuth, der sich jetzt in seiner jugendlichen Frische und Unbefangenheit allerliebst ausnimmt und hoffentlich ebenso sehr noch an Liebenswürdigkeit, als zuverlässig an Größe wachsen wird. Gewiß wird sie einmal ebenso allen Herzen befehlen, wie Max Allen gebieten wird. Empfehlen Sie mich doch ja ihrer Protection. Das größte Compliment aber macht man doch der kleinen Ghisel, denn man glaubt, daß sie Ihnen selbst einmal am ähnlichsten werden wird. Der Wolf hat noch immer Lust, sie zu fressen, nur jetzt fehlt es ihm gerade an Appetit, da er krank ist. — Nun erinnere ich Sie jetzt noch an die versprochene Zeichnung. Ich weiß zwar wohl, daß Sie durchaus nicht die Absicht haben, Ihr Versprechen zu halten; allein ich werde es machen, wie es ein Stubenbursche macht, um den Anderen aus dem Bett zu bringen: er wiederholt in regelmäßigen Pausen mit stets gleicher Tonlosigkeit und Trockenheit: Steh' auf! bis es jener nicht mehr aushalten kann und aus dem Bett springt, ihn durchzuprügeln . . . Ich weiß, Sie haben mehr und Nöthigeres zu thun, aber lassen Sie mich gelegentlich einmal grüßen und bleiben Sie gewogen Ihrem aufrichtigen Verehrer Fechner."

Der hier erwähnte Grimmer, Einer aus der Volkmann'schen Tafelrunde, war ein künstlerisch und zartsaitig beanlagter Geist; er hat sich immer schwer in die Alltagswirklichkeit gefunden, nur in den höheren Regionen der Empfindung gelebt und geweilt, und hat viele Lieder componirt, die bei den musikalischen Sachverständigen wenig Anklang fanden, weil man sie den Grundregeln der Composition nicht entsprechend fand. Um so melodiöser, eigenartiger und zur Seele sprechender erschienen sie dem Laien; Fechner's Gattin mußte sie Bettinen vorsingen, und diese fand an den originellen

Erzeugnissen einer höchst individuellen, urwüchsigen und feinen Phantasie entschiedenes Wohlgefallen. Grimmer's Lieder spielten aber auch sonst eine Rolle in dem Freundeskreise, der dem Componisten wärmstes Interesse und wahre Liebe bis zu seinem Tode bewahrt hat.

Ueber die Bettine hat Fechner einige Bemerkungen aufgezeichnet, welche am passendsten hier ihren Platz finden. „Erinnerung an Bettine von Arnim. Kleine untersetzte Frau mit dünnem Haar, etwas starken Zügen und mit einer Physiognomie, die ich schon anderwärts ähnlich bei ähnlichen Charakteren gefunden (z. B. einer Doctorin Heinecke).

Sie habe einen Abscheu vor allem Magnetischen. Sie habe deßhalb vor Baader ein wahres Grauen empfunden. Mit diesem sei sie in München zusammengekommen; er sei in der Stube mit gekreuzten Händen auf- und abgegangen und habe über diesen Gegenstand gesprochen. Ihr sei ganz beklommen geworden, immer übler und übler, und endlich habe sie das Zimmer verlassen müssen. Später bei einem ähnlichen Gespräch sei ihr dasselbe begegnet.

Sie habe zu viel produktive Phantasie, die Bilder drängten sich in ihrem Kopfe, aber oft Alles unter einander und ohne Sinn und ließen ihr keine Ruhe, und manchmal steigere sich das fast zu einem fieberhaften Zustand. — In der Nacht von Goethe's Tode, von dem sie doch nichts gewußt, habe sie nicht schlafen können. Ihr ganzes früheres Verhältniß mit Goethe sei ihr da auf einmal in der Vorstellung vorübergegangen, so daß auch die kleinste Kleinigkeit wieder in ihr wach geworden, die sie schon lange ganz und gar vergessen. Sie habe das Alles wieder vor Augen gesehen, wie in der Wirklichkeit, und habe beschlossen, an ihn, das erste Mal nach langer Zeit, wieder zu schreiben, ihm ihre ganzen inneren Verhältnisse darzulegen, ihre Beziehungen mit ihm wieder anzuknüpfen. Auch sei sie gleich aus dem Bett gesprungen, habe sich ohne Strümpfe und Schuhe an den Schreibtisch gesetzt und die ganze Nacht geschrieben. Bald nachher habe sie Goethe's Tod erfahren; aber sie habe dessen ungeachtet sechs Wochen lang nichts weiter gethan,

als an Goethe geschrieben; es sei ihr gar nicht gewesen, als wäre er todt, und sie sei überzeugt, daß er noch im Tode mit ihr versöhnt gewesen.

Sie habe sich lange den Kopf zerbrochen über das Räthsel zum Schluß des ersten Bandes (?), und es nie herausbringen können. Einmal aber habe sie im Halbschlaf mehrere frühere Erlebnisse mit Goethe durchträumt, die alle ganz licht und wach in ihr sich dargestellt; wie Goethe gesagt, sie solle in der Dämmerung zu ihm kommen, und sie dann um sein Haus herumgeschlichen, und habe weder zu früh noch zu spät kommen wollen; und wie Goethe, da sie endlich hineingetreten, gesagt, sie sei viel zu spät gekommen. Und darauf habe er ihr dies Räthsel geschickt. — Und bei dieser Erinnerung habe sie plötzlich, wie aus dem Traum erwachend, ausgerufen: Abendlicht! welches die Lösung des Räthsels sei."

Ich bemerkte bereits, daß die älteste Schwester in Grimma verheirathet, dann als Wittwe nach Leipzig übergesiedelt war; auch die anderen zwei Schwestern hatten sich, und zwar beide in Leipzig und beide in zweiter Ehe des Gatten, die eine an den Postsekretär Kietz, die andere an den Musiker Friedrich Wieck verheirathet. Kietz und Wieck, mit einander befreundet, führen uns in die Region der Kunst. Kietz hat zwar selbst da nichts geleistet, aber sein erregbares Gemüth hatte eine ästhetische Ader, er war Kunstfreund und in erster Ehe mit einer Schauspielerin verheirathet gewesen. Vier seiner Kinder, drei erster und der Sohn zweiter Ehe, waren von ausgesprochen künstlerischer Begabung. Der älteste, Ernst Kietz, lebte lange Zeit in Paris, nach dem Jahre 1870 in Dresden und zeichnete sich als Portraitmaler wie als Zeichenlehrer mit ebenso origineller als erfolgreicher Methode aus; eine Schwester ward Gesanglehrerin, sein Vollbruder Gustav Kietz, ein ausgezeichneter Schüler Rietschel's, ward einer der ersten Portraitisten im Felde der Bildhauerkunst, machte sich u. A. durch seine Statuen Fr. Liszt's, Uhland's und Rietschel's bekannt und hat am großen Wormser Lutherdenkmal, wo mehrere Standbilder und Reliefs von seiner Hand

sind, mitgearbeitet. Auch der Jüngste, Theodor Kietz, einziges Kind der Schwester Fechner's, ward Bildhauer und hat Portraits von vollendeter Aehnlichkeit geliefert.

Während Mathilde ihren Mann Kietz bald wieder durch den Tod verlor und dann als Wittwe mit der Mutter Fechner bis an deren Ende in Leipzig zusammen wohnte, zog Clementine mit ihrem Manne Wieck im Jahr 1840 von Leipzig nach Dresden. Bis dahin verkehrten Fechners und Wiecks mit einander freundschaftlichst, und die älteste Tochter Wieck's, weltbekannt als Frau Dr. Schumann, besuchte öfters das Fechner'sche Haus. Friedr. Wieck war eine der originellsten Gestalten, die je in meinen Gesichtskreis gekommen sind. Musiker durch und durch, verband er mit feinster Kennerschaft ein ungewöhnliches Maß pädagogischer Gaben. Mit magnetischer Kraft und bewundernswerther Unermüdlichkeit lockte und fesselte er, von dem allezeit mildfreundlichen Walten seiner Gattin im gastlichen Hause unterstützt, in seine Bahn tretende Talente, aus denen er zu machen verstand, wenn etwas und was etwa daraus zu machen war. Ich habe selbst vielen seiner Unterrichtsstunden zuhören dürfen und immer mit neuem Interesse seine musikalische Erziehungsmethode bewundert, welche vor Allem in seinen Töchtern hervorragende Früchte zeitigte.

„Ich finde in dem Schriftchen „Die 13jährige Pianistin Alwine Ohm“ (Hamburg 1860) S. 92—97 eine ziemlich zutreffende Charakteristik dieses grundeigenthümlichen Musikpädagogen, aber dabei die Bemerkung, daß die Musik „die bildendste der Künste“ sei. Ich halte dies für eine irrige Behauptung. Keine Kunst ist so voraussetzungslos, wie die Musik; keine nöthigt so wenig, wie diese, zum Studium des Lebens und der äußeren Lebenselemente; keine kann so von Geschichte und Natur absehen, wie diese; keine ist so wenig charakterbildend und so wenig geistige Reife verlangend und zeugend, wie diese. Die einseitigsten Künstler gibt es unter den Musikern, denen oft nichts, gar nichts im Leben gilt, als Musik und nur Musik, und die unersättlich sind in Musik bis zu

nervöser Ueberreiztheit. Die Musik ist die Kunst, welche Genuß fast ohne Arbeit reicht, und dem Musiker, wenn er nicht gerade von der schweren Geschützart eines Beethoven, Schumann oder Rich. Wagner ist, verrinnt das Leben und Schaffen in lauter Spiel, welches dem wuchtvollen Ernst des Lebens nur zu oft gänzlich entrückt scheint. Einseitig war auch Wieck, obschon nicht so, wie viele seiner Fachgenossen, denn er bewahrte sich Interesse für andere Künste, Belletristik und Politik und die landschaftlichen Schönheiten der Natur. Ich danke es ihm, daß er mich zuerst auf die Schönheit des Zwingers und der katholischen Kirche in Dresden und auf die oft südliche Abendfärbung der Umgebung von Elb-Florenz aufmerksam machte. Allein eigentlich ging doch sein Leben in der Musik auf, diese allein war seine Heimath, da fühlte er sich als ein Potentat ersten Ranges. Er hatte etwas Souveränes, Unwidersprechliches in Haltung und Gesinnung. Nur als er anfing, die Gesangskunst in sein Gebiet aufzunehmen, fügte er sich fremder Autorität und Erfahrung, indem er an Miekſch und Teſchner lernte, um wieder zu lehren. Auch in der Gesangspädagogik bewährte sich seine Originalität, aber, daß der Clavierunterricht seine klassische Domäne war, beweisen die beiden Virtuosinnen Clara Schumann und Marie Wieck, von welchen die ältere an genialem Vortrag und tiefer Empfindung, die andere an feiner Technik und origineller Unterrichtsgabe ihres Gleichen suchen. Clara, mit dem Leben des bedeutendsten Komponisten nach Beethoven verknüpft, ist in der europäischen Künstlerwelt unseres Jahrhunderts ein Stern erster Größe; wir dürfen es aber nicht vergessen, daß dieser Stern aus Wieck's geheimnißvollem Laboratorium hervorgegangen ist, wo das Talent mit Meisterhand aus- und umgeprägt, das Genie hervorgelockt und mit congenialem Sinn gepflegt ward. Man streitet, ob dieser Pädagog ein Tyrann gewesen sei. Nein, Pädagog und Tyrann sein, ist unvereinbar; Wieck war nicht ein Tyrann im gewöhnlichen Sinne, nicht gegen seine Schülerinnen, auch nich gegen seine Töchter; er war überaus wohlwollend, ja zart und

freundlich, trotz manchen Undanks immer von Neuem bereit zu aufopfernder Förderung junger Talente; aber allerdings immer nur für die Ziele der Kunst; hart zeigte er sich daher ab und zu, indem er den Töchtern allen unkünstlerischen, unmusikalischen Umgang abschnitt und gegen freie Gemüthsbedürfnisse laienhafter Art äußerst wenig nachsichtig war. Der Mensch sollte immer Musik hören, immer nur gute Musik hören, und immer nur gut vorgetragene; beim Weihnachtsfest wußte er mit Musik nichts zu machen, darum ignorirte er dasselbe gänzlich. Für das Hören empfahl er nicht zu große Nähe, damit die falschen, unreinen Töne in der Menge der guten besser verschwänden, wie auf einem Bilde die kleinen Flecken und Fehler in demselben Maaße zurücktreten, als der Beschauer sich vom Bilde entfernt. Seine Kunst war sein Leben; noch im Alter, wo er halb taub geworden, unterschied er sicher alle musikalischen Töne, und in den letzten Jahren kehrte ihm merkwürdiger Weise das Gnadengeschenk leichteren Gehörs zurück. Der originelle Musiker Wieck war der ebenbürtige Schwager des originellen Denkers Fechner, und Beide hielten hoch von einander.

Es ist hier der Ort, über die damalige „Gesellschaft" Leipzigs etwas zu sagen. Die Stadt war noch klein, ihre Umfassung — der Stadtgraben, ein Ueberbleibsel von der mittelalterlichen Festung — eng und die Bevölkerung räumlich zusammenfassend, so daß die Entfernungen innerhalb der Stadt denen einer ganz kleinen Stadt glichen. Man ging „ums Thor" spazieren, d. h. auf der, seit Kriegsrath Müller Bürgermeister war, sorgsam gepflegten Promenade, welche den ehemaligen Stadtwall und Theile des Stadtgrabens einnahm; die Straßen außerhalb der (inneren) Stadt kamen wenig in Betracht; die vornehmeren Familien hatten etwa Garten und Villa außerhalb, und nur einzelne solche begannen in den 30er Jahren sich da fest anzusiedeln. Zu diesen gehörten die Häuser des Kammerrath Frege, des Kaufmann Preußer und des Buchhändler Härtel, bez. seines ältesten Sohnes, des Dr. Härtel.

Diese drei Häuser können zugleich als die Hauptrepräsentanten der damaligen vornehmen Gesellschaft der Stadt genannt werden.

Der eigentliche Krystallisationskern der „Gesellschaft" jener Zeit war das alte, auf Privatkraft beruhende und europäischen Ruf genießende Institut der Gewandhausconcerte, welche jeden Winter allwöchentlich (Donnerstag Abend) im Saale des Gewandhauses, eines altersgrauen städtischen Hauses, welches noch andere Säle enthält, abgehalten wurden und eine Art Stelldichein der „gebildeten Kreise" waren. Ich weiß von Hörensagen, daß in diesen Concerten eine familiäre und doch feinceremonielle Sitte herrschte, eingebürgert wohl unter dem Einfluß der französischen Emigrantenfamilien, deren sich Leipzig erfreute. Während der Hauptpause wurden Erfrischungen bei den Damen herumgereicht, und die aufmerksamen Cavaliere im Frack und mit dem Hut unterm Arm machten den Damen ihre Aufwartung. Alles, was in der Stadt auf Bildung Anspruch machte, trieb oder hörte Musik, und in vielen Familien ward Musik wirklich und eifrig studirt. Das musikalische Urtheil war sehr entwickelt, alle reisenden Virtuosen mußten die Kritik Leipzigs bestehen, um allgemeine Anerkennung zu finden, sie trafen hier auf eine consolidirte Tradition; es war nicht bloßer Zufall, daß dann Mendelssohn Bartholdy hier seine musikalische Heimath fand. Auch er verkehrte vorzugsweise in dem Frege'schen, Preußer'schen und Härtel'schen Hause, wo Rob. Schumann, Clara Schumann, die Lind und Novello wiederholt Gäste waren. Der alte Kammerrath Frege, der Kaufmann Preußer und Dr. Härtel gehörten zu dem Directorium der Gewandhausconcerte. Mendelssohn war Kapellmeister derselben, ihm folgten Gade, Rietz und Reinecke.

Die Musik also führte in diesen Kreisen das Scepter. Aber man suchte auch andere Bildungsziele und erweiterte seinen Blick. Viele der hervorragenden Handelshäuser sandten ihre Söhne ins Ausland, die dann von der Welt draußen zu erzählen wußten und Länder und Menschen, ihre Sitten und Gesinnungen kennen gelernt hatten. Rom ward mancher Familie ein Reiseziel und eine Bil-

bungsstätte: all' das erweiterte den Leipziger Horizont, und der mit Gelehrten der Universität und Buchhändlern gepflogene Umgang vergeistigte und befestigte diese Richtung, die man einen Abglanz und Nachschein der Goethe'schen Periode zu nennen befugt ist. Feine Sitte und vornehmer Ton herrschten in den Cirkeln dieser Gesellschaft, und es möchte kaum ein zweites Beispiel, das ebenbürtig wäre, unter den kleineren Städten des damaligen Deutschland aufzufinden sein.

Daß das Haus des Dr. Härtel mit an die Spitze dieser Cirkel gehörte, stand seit dem Bau des „Römischen Hauses" fest, in welchem der Erbauer sich der Schöpferkraft eines Genelli und eines Preller bediente und dann seine Hochzeit feierte. Härtel war nach Erlangung der juristischen Doctorwürde und einem längeren, künstlerischen Studien gewidmeten Aufenthalt in Rom an die Spitze des Breitkopf & Härtel'schen Geschäfts getreten und in Berührung mit den tonangebenden musikalischen Kreisen gekommen. Sein neues, im großen Stil erbautes Heim war die Verwunderung und der Ruhm der Leipziger, die seit Jahrzehnten kein neues Gebäude von Bedeutung hatten erstehen sehen, und Dr. Härtel selbst, in Beziehung zu den Gelehrten der Universität stehend, war sehr geeignet, in seinem Hause Kaufleute und Gelehrte zu mischen, besonders seitdem sein Schwager, Prof. Wächter aus Tübingen, ein eminenter Gesellschafter, welcher die Leipziger bezauberte, obwohl er gar nicht musikalisch war, an die Leipziger Universität berufen ward.

Auch Fechner nahm an dem regen Verkehr der Musiker, Kaufleute und Gelehrten, denen sich das Härtel'sche Haus gastfrei erschloß, genießend Antheil und wußte es dem Freunde aufrichtig Dank, daß ihm so ein Genuß bereitet war, welchen er sich selbst nicht hätte verschaffen können, denn er hatte weder die Mittel noch die Art, glänzend aufzutreten und glänzend zu empfangen. Aber Fechner trat mit Verständniß in diese ihm so bequem dargebotenen Beziehungen, empfing und gab darin, und er kam so in persönliche Berührung mit vielen Geistern, welche zu den Notabilitäten zählten.

Das Härtel'sche Haus ward für das Fechner'sche Haus das, was in einer Wohnung etwa der Salon neben der Wohnstube ist. Im Fechner'schen Hause gab es kleine geistreiche vertraute Kreise, im Härtel'schen Hause zogen sich die Kreise ins Weite, Stattliche und Elegante. Ob es Mendelssohn oder Gade, Robert oder Clara Schumann, Frau Livia Frege, die Schwiegertochter des alten Kammerrath Frege, oder Frau Preußer geb. von Gutschmid, Prof. Wächter, oder Prof. Hase aus Jena, der andere Schwager des Dr. Härtel, ob es der junge Geiger Joachim oder der alte stille Cantor Dr. Hauptmann, der geschätzte Sänger Behr oder die Maler Preller, Grosse, Gärtner waren: zu allen wußte Fechner als geistreicher Kritiker in ein conversatorisches Verhältniß zu treten, durch welches sich beide Theile angeregt fanden; und manches Band treuester Freundschaft hat sich von da aus gesponnen, hineinragend bis in den Lebensabend Fechner's: ich will hier nur die zwei Töchter des musikreichen Salomon'schen Hauses nennen, deren eine die Gattin des Componisten von Holstein ward, und daneben die Gattin des Cantor Hauptmann, eine durch und durch künstlerisch angelegte Natur, welche nicht lange nach Fechner starb. Was das innere und äußere Leben gebildeter Menschen zu schmücken und zu erfreuen vermag, das verdankte das Fechner'sche Ehepaar dem Härtel'schen Hause in besonderem Maße. Viele solche Häuser gibt es wohl in unserer Zeit überhaupt nicht, wie das Härtel'sche Haus eines war, in welchem es immer stattlich herging, aber nie auf Prunk und Gleißnerei abgesehen war, Capacitäten jederzeit willkommen waren, Solidität mit Treue gepaart blieb, alles Excentrische und alles Zweideutige verbannt war, und in der Region höherer Gesittung alle Berufsunterschiede ausgeglichen schienen.

Ich darf an dieser Stelle nicht das Haus des großen Philologen Gottfr. Hermann ungenannt lassen, welcher lange Zeit zu den Berühmtheiten Leipzigs zählte und als eine Zierde der Universität galt. Mit diesem Hause war das Alt-Volkmann'sche Haus eng befreundet; als der alte Dr. Volkmann seine Doctordisputation

hielt, war der junge Dr. Hermann unter seinen Opponenten, und die beiden Freunde verkehrten nachher noch längere Zeit in einem wissenschaftlichen Kränzchen, wo die Unterhaltung in lateinischer Sprache geführt ward. In den Niederschriften des alten Dr. Volkmann, welche im Familienarchiv aufbewahrt werden, findet sich auch eine Mittheilung über den Kränzchenabend, wo darüber berathen ward, daß jeder Theilnehmer der Tafelrunde sich den Namen eines antiken Gottes beizulegen habe, mit welchem er fortan zu benennen sei; da habe sofort Hermann in seiner kühnen, raschen und selbstbewußten Entschlossenheit in den Kreis hineingerufen: „Ich bin aber der Jupiter!“ In der That, er war der Rede gar mächtig und schleuderte die Worte wie Blitze. Sein lateinischer Vortrag auf dem Katheder war berühmt. Man merkte es dem raschen Temperament und Wort an, daß (von Mutterseite her) etwas Franzenblut in seinen Adern war. Seine exakte Methode des grammatischen Forschens war mit einer für jene Aera ungewöhnlich frischen und geistreichen Auffassung des Alterthums verbunden. In seinem Auftreten im Leben lag etwas Cavalierartiges. Ich sehe ihn noch, den kleinen, beweglichen, freundlich-ernsten Mann, wie er im blauen leichten Reitfrack mit blanken Knöpfen, in Reitstiefeln und die Reitgerte mit der Rechten schwingend, Mittags seiner Gewohnheit gemäß „ums Thor“ ging, um von der metrisch-grammatikalischen Arbeit des Studirtisches auszuruhen. Er war ein fast leidenschaftlicher Reiter; zur Kur nach Karlsbad legte er immer den Weg zu Roß zurück.

Hermann also war mit Volkmann eng befreundet und verkehrte auch später zuweilen noch in Gesellschaft des Philosophen Clodius und des Mediciners Heinroth im Alt-Volkmann'schen Hause. Dann setzte sich die Verbindung der beiden Familien in den Kindern fort: Die Tochter Volkmann — nachher Fechner's Gattin — verkehrte viel mit den zwei Töchtern Hermann's, deren ältere den Pastor, später Oberkatechet Naumann (in Leipzig), die jüngere den Philologen Professor Haupt (später in Berlin) heirathete; der eine Sohn

Hermann's, welcher dann beim Baden ertrank, verkehrte mit dem ältesten Sohne Volkmann's aus zweiter Ehe; der andere Sohn Hermann's nahm später an Fechner's Schachkränzchen lange Zeit treulich Theil und setzte so die alte Familienfreundschaft thatsächlich fort.

Es war die romantische Periode des Fechner'schen Ehepaares, trotz aller Arbeitsnoth des überlasteten Schriftstellers und Professors. Die Reisen nach Gastein und Ilmenau bildeten den großen Hintergrund der täglichen Unterhaltung und Erinnerung; traute Freunde umgaben die junge Häuslichkeit, in welche interessante Gäste von auswärts wie leuchtende Meteore hineinstrahlten. Im Vordergrund stand der Härtel'sche Garten mit den Blicken auf das schattige, rauschende, geheimnißvolle Wäldchen darin und auf das stolze römische Haus am anderen (westlichen) Ende des Gartens. In einem Nebenhause daselbst hatten Fechners nach mehrmaligem Umzug einen überaus freundlichen und erwünschten Hafen gefunden. In einen sorgsam gepflegten Garten versetzt, die nächsten Nachbarn der eng befreundeten Familie des Dr. Härtel, unbehelligt durch das Geräusch der Straße, erfreute sich das Ehepaar eines beschaulichen, durch mannigfachen Verkehr gewürzten Daseins.

Fechner's Gattin genoß das Alles mit vollen Zügen, und das Blüthenleben blieb nicht ohne Frucht. Seit 1837 weilte ihr Bruder Alfred Volkmann als Professor der Physiologie mit seiner Familie in Dorpat; er schrieb von da einmal an die Leipziger Schwester, daß seinen Kindern die geliebte Tante, welche ihnen so oft fesselnde Märchen erzählt habe, gar sehr fehle; sie möchte ihnen doch manchmal brieflich ein Mährlein zum Besten geben. Das geschah, und so entstand ein Kreis anmuthiger phantasievoller Erzählungen für's Kindergemüth, welche dann unter dem Titel „Die schwarze Tante" im Buchhandel erschienen, ein Lieblingsbuch Alter und Junger wurden und mehrere Auflagen erlebten. Die Volkmann'schen Kinder hatten der Märchenerzählerin den Namen der

schwarzen Tante beigelegt, weil an deren lebhaftem und mit dunklem Haar überschatteten Gesicht ihre aufmerksamen Blicke so oft gehangen hatten. Aus den mündlichen Erzählungen waren Briefe, aus den Briefen Druckbogen geworden, und die kinderlose Erzählerin lebt nun als Tante, in weiten Kreisen der Kinderwelt bekannt und geschätzt.

Es war eine schöne Zeit des Umgangs mit den Blumen und Bäumen, den Vögeln und anderen Thieren des Gartens, den Kindern des Härtel'schen Hauses, welche gleichsam an die Stelle des Volkmann'schen Hauses traten, und den Märchen, welche zwischen diesem wonnigen Natur- und Kinderleben als Früchte entsprangen. Es war fast ein Schmetterlingsleben und ging von Blume zu Blume.

Im Frühling sangen die Vögel des Wäldchens, im Sommer blühten auf den Beeten die Blumen, im Herbst senkte der Corneliuskirschbaum vor den Fenstern des Wohnzimmers seine freigebigen Zweiglein wie Granatenketten, und im Winter stellte sich an dem Fenstersims der Wohnstube im Erdgeschoß ein Eichhörnchen zaghaft-zutraulich zum Füttern ein. Täglich vom Frühling bis in den Herbst lustwandelte das Härtel'sche und Fechner'sche Ehepaar die Gartenwege entlang, und den Härtel'schen Kindern wurden Märchen erzählt, ihre Spiele belauscht, die den Vögeln auflauernden Katzen verjagt, der Heißhunger und Kampf des Krähenvolks um ausgeworfene Knochen beobachtet, den Stimmen der Singvögel in den Zweigen gelauscht und das Wachsthum der Pflanzen verfolgt.

Aber über dem Paradiese begann eine schwere Wolke zu drohen; es ward gar schwül, und ein Gewitter, grausig und anhaltend, zog sich zusammen, um das Glück zu knicken und dem Leben des Fechner'schen Paares eine andere Wendung zu geben.



Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin.

Clara Fechner
geb. Volkmann

V. Abschnitt.

Die Krisis.

1840—1843.

Wir treten in einen Abschnitt von eigenthümlichem Interesse ein; es ist wesentlich pathologischer Art. Dem stillen Gelehrten war beschieden, Zeiten körperlichen und zugleich seelischen Leidens zu durchleben, wie sie nicht oft vorkommen mögen. Ich will davon wahrheitsgetreu, so gut ich es vermag, berichten; mir zur Seite stehen eigene Aufzeichnungen Fechner's und ergänzende Mittheilungen seiner Wittwe aus ihrer Erinnerung, die sehr lebendig geblieben ist.

Fechner hatte sich überarbeitet. In 4—5 Jahren war von ihm mit ungeheurer Anstrengung die Riesenaufgabe des achtbändigen Hauslexikons bewältigt, daneben waren die fortlaufenden Jahrgänge des pharmaceutischen Centralblattes besorgt und überdies die ihn drückende und nicht befriedigende Aufgabe academischer Lehrthätigkeit zu erfüllen gesucht worden. In Verbindung mit der letzteren führte Fechner experimentelle Arbeiten aus, welche weniger den Kopf, um so mehr aber die Augen in Anspruch nahmen. Es ist darüber von ihm in einer Reihe von Aufsätzen in Band 41 bis 64 der Poggendorf'schen Annalen der Physik und Chemie (1837—1845) berichtet. Insbesondere ward ihm das Experiment der Erzeugung subjektiver Farben verderblich. Er selbst erzählt von dieser Zeit in einem zusammenhängenden Schriftstück vom Jahre 1845 unter der Aufschrift: „Krankheitsgeschichte" Folgendes:

„Meine Neigung trieb mich schon frühzeitig zu Grübeleien in

der Philosophie; ich glaubte, kaum den Studentenjahren entwachsen, auf dem Wege zu sein, das Geheimniß der Welt und ihrer Schöpfung zu entdecken, und im Sinne der damals unter Naturforschern sehr herrschenden Schelling'schen und Oken'schen Naturphilosophie Grundlagen für die Gesammtheit des menschlichen Wissens legen zu können. Ein mir von Natur inwohnendes Streben nach Klarheit ließ mich indeß bei meinen Bemühungen nie zu rechter Befriedigung kommen. Ich glaubte stets auf dem Wege zu sein und gelangte doch nie zu einem sichern Ziele. Ich zerbrach mir, mißhandelte den Kopf von Morgen bis Abend und in manchen Nächten, um festen Fuß zu gewinnen, und konnte mir doch nie selbst dabei genügen. Nichts aber ist angreifender, als ein solches vergebliches Abarbeiten und Abmühen immer um denselben Punkt. Auch fing mein, von Natur im Denken rüstiger, Kopf schon damals an, einigen Nachtheil von diesen Anstrengungen zu spüren; ich vermochte meinem Gedankenlauf nicht mehr willkürlich Einhalt zu thun, immer und unter jeder Umgebung kehrte er zu denselben Gegenständen zurück, und weder Spaziergänge, noch Gesellschaften, noch sonst andere Arten der Zerstreuung gewährten mir eine Erholung.

Endlich ließ ich denn doch diese Bestrebungen fallen, theils, weil sie zu nichts führten, theils, weil ich Anderes zu thun bekam. Die Nothwendigkeit, meine Subsistenz durch literarische Arbeiten zu sichern und der Wunsch, in den Naturwissenschaften vorwärts zu kommen, veranlaßten aber übermäßige Anstrengungen anderer Art, die den Anfang des Schadens fortsetzten. Insbesondere hat die Mühe, die ich mir gegeben, es in der Mathematik zu etwas zu bringen, wobei ich namentlich die schwersten Sachen von Cauchy studirte, mir viel Nachtheil gebracht, da es mir zur Mathematik gänzlich (?) an Talent mangelt; während ich doch einsah, daß ohne sie sich in meinen Fächern nichts leisten lasse. Auch befolgte ich beim Studium, wie ich jetzt wohl einsehe, eine ganz falsche Methode, und zerbrach mir, um das rechte Verständniß zu gewinnen, den Kopf wieder oft so, daß er mich zu schmerzen anfing; habe aber

mit allem Fleiß und aller Anstrengung doch nur verhältnißmäßig sehr wenig vorwärts kommen können. Als sich mir durch den Tod des Professor Brandes die Aussicht auf die Professur der Physik in Leipzig eröffnete, war der Zustand meines Kopfes schon so schlimm, daß ich lange Bedenken trug, mich um diese Stelle zu bewerben, und selbst, nachdem ich schon dazu ernannt worden, nur durch einen besonderen Umstand verhindert wurde, sie wieder aufzugeben; so wenig fühlte ich mich fähig, den Obliegenheiten, die mir dadurch erwuchsen, zu genügen. Dazu kam noch, daß ich kurz vorher, aus ökonomischen Rücksichten, die Redaction des Hauslexicon übernommen, welche mir um so mehr zu schaffen machte, als ich auch einen großen Theil der Abfassung zu übernehmen hatte. So ward es mir sehr schwer, nur nothdürftig das zu leisten, was meine Stelle von mir forderte. Inzwischen verheirathete ich mich um diese Zeit, da der Vollziehung meines, ungefähr 2 Jahre vorhergegangenen, Verlöbnisses keine wichtigen äußeren Hindernisse mehr entgegenstanden. Dabei verschlimmerte sich mein Zustand immer mehr; mein Schlaf wurde schlecht; Anfälle gänzlicher Abspannung, die mich zu jedem Nachdenken unfähig machten, mit völligem Lebensüberdruß traten ein. Das Collegienlesen wurde mir sehr schwer; alle mathematischen Studien und Betrachtungen mußte ich ganz vermeiden; daher auch meine Vorlesungen nur einen ganz populären Charakter erhalten konnten. So schleppte ich mich einige Jahre fort. Als das Hauslexicon beendigt war, fing ich an, mich mit Experimentaluntersuchungen zu beschäftigen, theils, weil mich meine Stellung dazu aufforderte, theils weil der Kopf hierdurch weniger in Anspruch genommen wurde, als durch theoretische Untersuchungen; das Kopfübel, die gänzliche Unfähigkeit, es zu froher Stimmung zu bringen, ein Gefühl völlig mangelnder Lebenskraft dauerten dabei fort, als ein neuer schwerer Schlag mich traf.

Meine Augen waren von Jugend an sehr gut gewesen, ich sah gut in Nähe und Ferne, aber mein Nervenleiden fing an, auch auf sie einen nachtheiligen Einfluß zu erstrecken; entfernte Gegen-

stände umgaben sich mit einem Saume, doch führte dies noch keine weitere Unbequemlichkeit mit sich, als daß nur die Schärfe landschaftlicher Contouren dadurch verloren ging. Eine stärkere Schwächung der Augen wurde durch Versuche über subjective Farbenerscheinungen herbeigeführt, die ich mit großer Andauer fortsetzte, und wobei ich oft Veranlassung hatte, durch gefärbte Gläser in die Sonne zu sehen. Sie äußerte sich besonders dadurch, daß die Nachbilder heller Gegenstände sehr lange in meinen Augen blieben und das Lichtchaos im Dunkel des geschlossenen Auges, was selbst bei gesunden Augen nie ganz fehlt, sich sehr vermehrte. Zwar ward ich auch hierdurch noch an keiner Beschäftigung gehindert, doch mußte ich in der Besorgniß, mir noch mehr zu schaden, diese Versuche vor völligem Abschluß abbrechen. Sie sind in dieser Unvollendung in Poggendorf's Annalen erschienen. Was ich indeß solchergestalt zu vermeiden suchte, ward auf eine andere Weise herbeigeführt. Ich hatte eine gewisse Reihe Versuche vor, bei denen zahlreiche elektrometrische Messungen nöthig waren. Theils um die wahren Werthe der Elektrometerscala an dem dazu gebrauchten Elektrometer zu ermitteln, theils bei den Versuchen selbst war scharfes Hinblicken auf die Scala durch ein enges Diopterloch nöthig. Diese Beobachtungen setzte ich tagelang ununterbrochen fort, öfters bis in die Dämmerung. Hierdurch erhielt die Kraft meines Auges den letzten Stoß. Es war im Jahr 1840.

Lichtscheu und Unfähigkeit, das Auge zum Lesen und Schreiben zu gebrauchen, trat ein. Anfangs war diese Lichtscheu mäßig; durch nicht hinreichende Vorsicht gegen das Licht aber stieg sie immer mehr; ich mußte mich immer mehr auf das Zimmer beschränken; der Gebrauch blauer Brillen wurde nicht vertragen; bald konnte ich nur noch mit einer Binde vor den Augen ausgehen, und (ich glaube etwa $1\frac{1}{2}$ Jahr nach Eintritt des Uebels) trat auch noch ein beständiges Lichtflackern in den Augen hinzu, was selbst jetzt (Juni 1845) noch in einigem Grade fortbesteht, trotzdem daß ich wieder schreiben und etwas lesen kann.

Meine, schon vorher trübe, Lage ward nun noch viel trauriger. An geistige Beschäftigung gewöhnt, wenig geschickt zum Umgang mit Menschen und zu geselliger Unterhaltung, zu nichts geschickt, als eben mit der Feder und dem Buche in der Hand zu arbeiten, empfand ich bald alle Qualen tödtlicher Langeweile. Vorlesen genügte mir wenig; denn bloße Unterhaltungslectüre wird man bald überdrüssig, und das Lesen anderer Schriften hat mich überhaupt von jeher nur zu beschäftigen vermocht, insofern sie in Zusammenhang mit von mir zu verarbeitenden Ideen traten. Aber diese Verarbeitung war mir nach der Anlage meines Geistes eben nur mit der Feder in der Hand möglich, welche mir gestattete, den Gedankengang zu fixiren und beliebig darauf zurückzukommen; auch machte das Vorlesen kein Vergleichen und Auswählen der Quellen möglich. Ein Anderer hätte sich leichter in alles das gefunden, und ich kenne genug Beispiele der Art; aber ich war geistig zu unbeholfen dazu. Auch das Dictiren fiel mir sehr schwer, wie es noch heute der Fall ist. Ich hatte meine bestimmte Art zu arbeiten, in deren engen Kreis ich durch meine Anlagen gebannt war, und da mein Uebel mich hinderte, in dieser Weise fortzuarbeiten, so war ich ganz rathlos. Es kam noch dazu, daß der Zustand meines Kopfes zwar nicht mein geistiges Combinationsvermögen benachtheiligt hatte, aber es mir sehr erschwerte, den Ueberblick und Fortschritt eines Gedankenganges längere Zeit festzuhalten, ohne schriftliche Unterlage zu haben oder mir zu machen, welche Ruhepunkte und Rückblicke gestattete. Da ich nun doch Manches in mir zu verarbeiten suchte, so schadete die Anstrengung, die es mir verursachte, jetzt ohne solche Hülfsmittel ein Ganzes und seine Theile im Auge und Gedächtniß behalten zu müssen, um es nachher geordnet dictiren zu können, mir mehr, als die nothgedrungene Muße, zu der ich mich jetzt verdammt sah, mir nützte, und meine Kopfschwäche nahm vielmehr zu als ab. Ich ging, so lange die Lichtscheu es noch gestattete, bei trüben Tagen, und später, wo auch dies nicht mehr mit offenen Augen möglich war, doch Abends oder mit verbundenen Augen sehr viel

spazieren, und suchte mich dabei im ersten Jahre meines Uebels besonders dadurch zu unterhalten, daß ich lyrische Gedichte machte. Der größere Theil meiner Gedichtsammlung hat hiervon seinen Ursprung genommen. Später machte ich manche Versuche, über einzelne Gegenstände von ästhetischem oder philosophischem Interesse meiner Frau etwas in die Feder zu dictiren; doch kam nie etwas Ganzes und mich selbst Befriedigendes dabei heraus. Verschiedene Versuche, meinem Augenübel beizukommen, waren fruchtlos. Einer fortgesetzten ärztlichen Behandlung habe ich mich freilich nicht unterworfen, weil ich nach Erfahrungen Anderer in analogen Fällen und nach der Weise, wie die Aerzte, welche ich consultirte, die Sache auffaßten, mit Entschiedenheit die Fruchtlosigkeit davon voraussah, doch versuchte ich auf eigene Hand Allerlei, wie ableitende Mittel, Elektricität, Augenwässer und Dämpfe an die Augen verschiedener Art, die Andern in einigermaßen ähnlichen Fällen genützt hatten, thierischen Magnetismus, alles sehr anhaltend, kurze Zeit selbst Homöopathie; Alles ohne allen Erfolg. Professor Günther und Professor Braune redeten mir endlich zu, die Moxa zu versuchen. Ungeachtet nur geringen Zutrauens dazu, entschloß ich mich doch ohne Widerstreben dazu, hauptsächlich mit aus dem Grunde, daß man höheren Orts die Anwendung energischer Mittel zur Herstellung meiner Gesundheit verlangen durfte. Im December des Jahres 1841 wurden mir nach einander, an drei verschiedenen Tagen, Moxen auf den Rücken gesetzt, deren unverlöschliche Brandmale ich noch jetzt trage. Sie hatten die beabsichtigte Wirkung auf das Uebel nicht, wohl aber eine andere sehr schlimme Wirkung. Die starke Eiterung, welche sie nach sich zogen, schien alle Lebenskräfte, welche mir übrig waren, in Anspruch zu nehmen und nach sich abzuleiten. Wenigstens kann ich es keinem andern Umstande zuschreiben, daß meine allerdings seit Jahren schon schwache Verdauung jetzt gänzlich in Stillstand gerieth. Ich konnte auch nicht das Kleinste mehr genießen, weil ich es nicht mehr verdaute; es schien sich Alles in Blähungen aufzulösen. Eben so wenig vertrug ich Getränke. So

habe ich, ich weiß nicht mehr wie viele Wochen lang, ohne Speise und Trank zugebracht*), hatte auch keinen Hunger. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch so lange ohne Nahrung und Trank aushalten könne. Dabei ging ich anfangs noch herum, indeß ich immer mehr abmagerte und ermattete. Endlich war ich nur noch wie ein Skelet und mußte mich vor Schwäche legen. Mein Geist war dabei vollkommen frei; aber ich kam dem Verhungern nahe und man hielt mich für einen aufgegebenen Mann. Später fing ich doch an, etwas säuerliches Obst, als saure Gurken und eingemachte Kirschen, zu vertragen, und lange war dies Alles, was ich zu mir nahm. Aber der Organismus hätte hierbei nicht lange bestehen können, und jeder Versuch, andere Nahrung, selbst solche, die man sonst für die leichtverdaulichste hält, zu mir zu nehmen, schlug fehl.

Da ward ich auf eine ziemlich wunderbare Weise gerettet. Eine Dame von entfernter Bekanntschaft mit meiner Familie (Frau Hercher), welche inzwischen viel Theil an meinem Geschick genommen, träumte von der Zubereitung eines Gerichtes, welches mir zusagen würde. Diese Zubereitung bestand in sorgfältig von Fett befreitem und gewiegtem, stark gewürztem rohen Schinken, mit etwas Rheinwein und Citronensaft befeuchtet. Sie machte selbst das Gericht, brachte es mir, und man überredete mich, etwas davon zu kosten, was ich nur mit Abneigung und ohne alles Vertrauen dazu that, da jeder Versuch, etwas von Fleisch, Ei, Brod u. s. w. zu genießen, seither immer nur Nachtheile gehabt hatte. Ich fand, daß die Probe mir nicht nur nichts schadete, sondern wohl zu bekommen schien; nahm nun jeden Tag ein paar Theelöffel von dieser Zubereitung und stieg allmählich damit. Längere Zeit habe ich nichts als dies genossen; dabei nahmen meine Kräfte wieder etwas zu, und ich lernte allmählich auch andere stark reizende und gewürzte Fleischsachen und säuerliche Getränke vertragen, nur nichts Reizloses und Mildes. Bloßes Wasser, Brod und alles Mehlige wurden

*) Vergl. unten meine Bemerkungen hierzu.

noch lange Zeit durchaus nicht vertragen, während ich schon Fleisch aller Art, namentlich stark gepfeffert, gut vertragen konnte. Während so meine Kräfte allmählich wieder wuchsen, aber doch noch nicht hinreichend waren, mich außer Bett dauern zu lassen, befand sich mein Geist fortwährend in einer Art heiterer Aufregung, wie ich sie sonst niemals gekannt habe. Allmählich kehrte Alles wieder in das alte Gleis zurück. Der Zustand meiner Augen hatte im ganzen Verlaufe dieser Krankheit keine wesentliche Veränderung erlitten; besserte sich jedoch im Laufe des Sommers etwas, so daß ich ein wenig mehr Licht als sonst vertrug. Volkmanns kamen um diese Zeit zum Besuch von Dorpat; auch fing ich an, mit Hülfe einer Vorrichtung, welche ohne Gebrauch der Augen die Richtung der Zeilen einzuhalten gestattete, ein Tagebuch zu führen, was beides beitrug, mir die Zeit zu kürzen. In letzterem notirte ich die kleinsten Ereignisse, um nur Stoff zum Schreiben zu haben. Inzwischen blieb mein Kopf schwach, und dieser Zustand verschlimmerte sich allmählich.

Im Nov. 1842 stieg die Schwäche meines Kopfes so hoch, daß ich nicht nur mein Tagebuch schließen mußte, da es mir nicht mehr möglich war, die Gedanken und Erinnerungen dazu genügend zu sammeln, sondern auch weder Vorlesen noch Erzählungen mehr vertrug, ja selbst Gespräche konnte ich weder anhaltend anhören, noch selbst führen, ohne daß lästige Gefühle im oder am Kopfe eintraten, die mich vor weiterer Fortsetzung warnten; und bei Nichtbeachtung dieser Warnung verschlimmerte sich der Zustand noch mehr. Auch mit mir selbst durfte ich mich nicht unterhalten wollen. Jedes Besinnen auf etwas Vergangenes, jedes willkürliche Verfolgen eines Gedankenganges, brachten ebenfalls lästige Gefühle hervor, die mir die gänzliche Zerstörung meiner geistigen Kraft zu drohen schienen, doch merkwürdigerweise (wahrscheinlich wegen einer Art Reflex nach Außen) mehr äußerlich als innerlich ihren Sitz zu haben schienen.

Dieser Zustand nöthigte mich zu einer gänzlichen Absperrung

von allem Umgange mit anderen Menschen; ich durfte keine Bekannten mehr zu mir lassen, da ich mit keinem sprechen durfte. Selbst Gespräche mit meiner Frau mußten sich auf das Nothwendigste beschränken; nur selten und abgebrochen konnte ich auf etwas Weiteres als die dringendsten häuslichen Anordnungen eingehen; und doch schadete ich mir hierbei manchmal und verschlimmerte meinen Zustand.

Meine Mutter und Schwestern besuchten mich wohl zuweilen, aber das Gespräch mit ihnen mußte sich fast ganz auf Erkundigungen nach dem wechselseitigen Befinden beschränken. So war mir jedes Mittel der Unterhaltung abgeschnitten, und die schon früher so peinigende Langeweile, die in der letzten Zeit durch häufiges Vorlesen und Führen des Tagebuches doch etwas weniger lästig geworden war, überkam mich nun mit neuer Macht und drohte unerträglich zu werden. Denn wie schwach auch mein geistiges Vermögen geworden, so wohnte ihm doch noch die frühere Klarheit bei, das Bedürfniß der Beschäftigung war immer noch dasselbe, als das Vermögen, ihm zu genügen, gänzlich verschwunden war.

Andere Umstände trugen bei, meinen Zustand zu erschweren. Die Lichtschen meiner Augen, die im Laufe des Sommers ein mäßiges Dämmerlicht hatten vertragen lernen, nahm aufs Neue zu, so daß es fast finster in der Stube sein mußte; mitunter stellten sich in Augen und Zähnen Schmerzen ein, die rheumatischer Natur zu sein schienen, die Nächte waren ohne ruhigen Schlaf und das schon ältere Kopfübel, was mir die letzten 10 Jahre meines Lebens verbittert hatte, kehrte nicht selten wieder; meine Verdauung kam immer mehr herab, so daß ich nur höchst wenig Speise genießen konnte; auch machten sich Sorgen für die Subsistenz in der Zukunft geltend, da meine Stelle anderweit vergeben worden und keine Hoffnung vorhanden war, daß die mir auszuwerfende Pension selbst den bescheidensten Bedürfnissen genügen könnte, wiewohl damals noch nichts darüber entschieden war. So war meine Lage höchst traurig; ich dankte Gott, wenn ein Tag vorüber war, und war

eben so froh, wenn eine Nacht vorbei war, die ich größtentheils schlaflos zubrachte.

Die Art, wie ich meine Zeit verbrachte, war nun in der Hauptsache folgende: ich ging täglich mehrere Stunden, in verschiedenen Absätzen, im Garten spazieren, während der Tageshelle natürlich mit verbundenen Augen. Dabei beschäftigte ich mich innerlich mit fast weiter nichts, als mit aller Kraft meines Willens dem Gange meiner Gedanken Zaum und Zügel anzulegen.

Ein Hauptsymptom meiner Kopfschwäche bestand nämlich darin, daß der Lauf meiner Gedanken sich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenstand mich nur einigermaaßen tangirte, so fingen meine Gedanken an, sich fort und fort um denselben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten sich gewissermaßen in mein Gehirn ein und verschlimmerten den Zustand desselben immer mehr, so daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geist sei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenstemmte. Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise packten, und es kostete mich oft stunden-, ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen.

Diese Arbeit, die ich fast ein Jahr lang den größeren Theil des Tages fortgesetzt, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollsten, die sich denken läßt; indeß ist sie nicht ohne Erfolg geblieben, und ich glaube der Beharrlichkeit, mit der ich sie getrieben, die Wiederherstellung meines geistigen Vermögens zu verdanken, oder wenigstens halte ich sie für eine Vorbedingung, ohne welche diese Wiederherstellung nicht hätte zu Stande kommen können. Es schied sich mein Inneres gewissermaßen in zwei Theile, in mein Ich und in die Gedanken. Beide kämpften mit einander; die Gedanken suchten mein Ich zu überwältigen und einen selbstmächtigen, dessen Freiheit und Gesundheit zerstörenden Gang zu nehmen, und mein Ich strengte die ganze Kraft seines Willens an, hinwiederum der Gedanken Herr zu werden, und, so wie ein Gedanke sich festsetzen und fortspinnen wollte, ihn zu verbannen und

einen andern entfernt liegenden dafür herbeizuziehen. Meine geistige Beschäftigung bestand also, statt im Denken, in einem beständigen Bannen und Zügeln von Gedanken. Ich kam mir dabei manchmal vor, wie ein Reiter, der ein wildgewordenes Roß, das mit ihm durchgegangen, wieder zu bändigen versucht, oder wie ein Prinz, gegen den sich sein Volk empört, und der allmählich Kräfte und Leute zu sammeln sucht, sein Reich wieder zu erobern.

Demnächst suchte ich mechanische Beschäftigung, aber da ich sie ohne den Gebrauch der Augen und des Kopfes treiben mußte, war die Wahl derselben sehr beschränkt. Ich drehte Schnürchen, zupfte Fleckchen, schnitt Spähne, schnitt Bücher auf, wickelte Garn, und half bei den Küchenvorbereitungen mit Linsenlesen, Semmelreiben, Zuckerstoßen, Schneiden von Möhren und Rüben u. dgl., theils zu Hause, theils bei der Mutter, wo ich gegen Abend einige Stunden zuzubringen pflegte. Früher freilich hielt ich solche Beschäftigungen für schlimmer als die Langeweile selbst, doch fand ich jetzt einige Erleichterung darin und war nur froh, wenn es nicht daran fehlte, was allerdings nicht selten der Fall war. Auch konnte ich manche Beschäftigungen, wie Fleckchenzupfen und Schnürchendrehen, abgesehen von ihrer Monotonie, nicht zu anhaltend fortsetzen, weil meine Fingernerven dadurch gereizt wurden. In der späteren Zeit fing ich auch an, etwas Klavier zu spielen; aber es waren nur einige wenige Stückchen, die ich auswendig konnte und täglich wiederholte; außerdem machte ich Fingerübungen. Da ich die Nacht immer schlecht schlief, so legte ich mich auch gewöhnlich einige Nachmittagsstunden aufs Sopha, um zu schlafen, was freilich keineswegs immer gelang.

Zur Verbitterung meines Zustandes trug noch bei, daß sich mir in dieser Zeit Vieles darbot, was ich in besseren Zeiten mit Freuden genossen hätte und nun vorübergehen lassen mußte. Müller aus Gotha, Alwine Franke aus Dresden wollten uns zur Weihnachtszeit besuchen; wir mußten es ablehnen; Bettine v. Arnim kam, ich konnte ihren Besuch nicht annehmen; Schulze, Rüffer boten mir

die Hand zu einem neuen willkommenen Verkehr; Härtels kamen aus Italien, Volkmanns aus Dorpat zurück; Alles das und so vieles Andere mußte ich abweisen oder an mir vorübergehen lassen, um meinen Kopf nicht in Aufruhr zu bringen.

Zweierlei war es hauptsächlich, was mich in dieser harten Zeit, wenn nicht aufrecht hielt, doch vor dem Versinken in gänzliche Trostlosigkeit bewahrte, die treue Anhänglichkeit und Pflege meiner Frau, und religiöse Gedanken, die ich freilich nicht absichtlich entwickeln konnte und durfte, die sich aber bis zu gewissem Grade von selbst in meiner Seele entwickelten und sie durchzogen. Der Glaube an eine Ausgleichung aller hier erduldeten Leiden in einem künftigen Leben und die Ueberzeugung, daß alles Leiden und Uebel im Grunde nur ein Mittel sei, ein neues Gute, sei es in diesem oder jenem Dasein, hervorzubringen, gewannen immer mehr Kraft und Lebendigkeit in mir; und der Vorsatz, mein Leiden zu tragen, so lange die Kräfte dazu mir nicht geradezu ausgingen, blieb durch meinen ganzen Leidenszustand fest. Tausendmal wünschte ich mir den Tod; ich hätte mir ihn gern gegeben, aber ich war überzeugt, daß ich durch diese Sünde nichts gewinnen würde, vielmehr in einem künftigen Leben dann die Leiden nachholen müßte, denen ich hier hatte entgehen wollen.

Zuweilen dachte ich auch wohl daran, mein jetziger abgeschiedener Zustand sei nur eine Art Puppen-Zustand, aus dem ich verjüngt und mit neuen Kräften noch in diesem Leben hervorgehen könnte, doch wenn ich dann wieder die gänzliche Zerstörung meiner edelsten Kräfte fühlte, fühlte ich zugleich das Vergebliche einer solchen Hoffnung. Inzwischen, so sehr auch die Nervenkraft in allen meinen Organen und Functionen daniederlag, hatte ich doch immer das Gefühl, daß mein Leben hierbei noch lange bestehen könne, ja bestehen werde, ein Gefühl, das mich mit Schrecken durch die Voraussicht erfüllte, daß mein Leiden noch jahrelang dauern würde.

Ein paar Monate nach meiner Abscheidung aus der Welt gegen Ende Januars 1843 trat ein Umstand ein, der mich eine

Zeit lang mit der Hoffnung täuschte, es könne sich doch Alles zum Bessern wenden. Ich fing an, die Speisen sorgfältiger als früher zu kauen, und fand, daß ich von da an mehr und gesündere Kost als vorher vertrug, namentlich Brod und Fleisch, von denen ich fast gar nichts genossen hatte. Die bessere Nahrung schien eine günstige Veränderung in meiner Constitution hervorzubringen; ich fühlte mich kräftiger, und der Zustand meines Kopfes selbst schien Hoffnung zu einiger Besserung zu geben. Doch versprach der fernere Erfolg den anfangs gehegten Erwartungen nicht. Der Appetit ging wieder mehr zurück und der Zustand meines Kopfes ward allmählich schlimmer als je. — Dr. Braune magnetisirte mich zu Anfang dieses Jahres in einigen 30 Sessionen mit Strichen à grands courants, doch ganz ohne Erfolg.

Als Härtels um Johannis aus Italien zurückkamen, zogen wir aus ihrem Logis wieder in unser Häuschen. Jetzt stand mir die härteste Zeit meines Lebens bevor. Die Lichtscheu meiner Augen wuchs so sehr, daß ich merklich gar kein Licht mehr vertrug; verschlossene Läden, Rouleaux und doppelte Vorhänge reichten kaum hin, das Dunkel am Tage in meiner Stube so herzustellen, daß ich mich darin aufhalten konnte, da jedes Ritzchen schon zu viel Licht durchließ; nur durch Herumtappen konnte ich mich finden.

Mein Zustand war bei Weitem schlimmer, als der eines wirklich Blinden, der sich frei und ungehindert in freier Luft und durch alle Räume bewegen kann; wogegen ich, um dies zu können, die Binde vor den Augen haben mußte. Ihr Druck aber ward wegen ihres jetzt so sehr vermehrten Gebrauches allmählich den Augen lästig, ja unerträglich, daher ich mir allerhand Masken theils von Zeug, theils von Blech mit geschlossenen Wölbungen vor den Augen, machen ließ, um diese ohne Druck und Lichtzutritt hinter der Maske öffnen zu können; aber die Wärme und Absperrung der Luft von den Augen machte auch den längeren Gebrauch dieser Vorrichtungen peinlich. Der Aufenthalt in meiner ganz finstern Stube, worin ich freilich die Augen frei öffnen konnte,

war mir aber auch grauenvoll. Ich hatte den Wunsch, die Augen ganz zu tödten, da ich doch an keine Wiederherstellung derselben mehr dachte, und fragte an, ob dies nicht vielleicht durch starkes Sonnenlicht geschehen könne, was mir freilich aufs Entschiedenste widerrathen ward.

Von meiner Frau war ich fast ganz geschieden, da sie sich theils nicht in demselben dunkeln Raume aufhalten konnte, als ich, theils alles anhaltende Gespräch mit mir vermeiden mußte. So saßen wir bei Tische, wo ich mit der Maske Platz nahm, oft fast stumm zusammen, und was ich verlangte, verlangte ich oft mehr durch Zeichen als Worte.

Der schlimmste Monat von allen war für mich der August. Ich hatte täglich mit Verzweiflung zu kämpfen, und der fürchterliche Gedanke, dieses Leiden werde sich noch in eine ferne Zukunft hinausziehen, ja vielleicht durch Schmerzen und Lähmungen, wovon ich schon Anwandlungen zu spüren glaubte, noch vermehrt werden, kehrte selbst in meinen Träumen unter allerhand Bildern wieder, wie z. B. dem eines Folterknechts, der die Marterinstrumente für mich zubereitete. Doch gelobte ich mir immer, auszuhalten bis auf das Aeußerste. Ich sagte mir: entweder wird dein Leiden auszuhalten sein, dann mußt du es aushalten, weil du nichts besseres thun kannst; denn sich ungeberdig oder fahrlässig dabei benehmen, würde dir nichts helfen, vielmehr deinen Zustand hier nur schlimmer machen; und deinen Leiden selbst ein Ende machen würde nur mit sich bringen, daß du sie im jenseitigen Leben in irgendwelcher Form nachholen müßtest. Oder du kannst es nicht mehr aushalten; nun dann hört es von selbst auf, aber du bist wenigstens von Verantwortung frei.

Während ich so einsam in meiner finstern Stube Möhren oder Bohnen schnitt, oder mit der Maske vor den Augen im Gartengange am Hause auf- und abging, hörte und fühlte ich, wie um mich die Luft und das Leben der schönen Jahreszeit wogte; die Kinder spielten im Garten; Härtels, Volkmanns, allerhand Besuch

von Freunden bewegten sich in meiner Nähe; Emil sang vom Balcon in die mondhelle Nacht hinein; das Leben schien mir so wunderschön in allen Anklängen, die zu mir drangen, aber auch nicht den kleinsten Theil ihrer Lust war mir vergönnt zu genießen. Und dabei kamen mir immer vor allen die Eichendorff'schen Lieder, deren ich noch viele von früher her auswendig wußte, in den Sinn; und ich sang sie, die am meisten in Widerspruch mit meiner Lage waren, am liebsten, wenn ich einmal einsam im Garten ging. Wiewohl auch solche, die etwas auf meine Lage Bezügliches enthielten, mir oft durch den Sinn gingen. Wie oft fiel mir die Stelle aus dem Gedicht vom kranken Kinde ein: „möcht' auch spazieren gerne!" oder das Lied: „ich kann wohl manchmal singen, als ob ich fröhlich sei" u. s. w. Auch mein eigenes Lied, „Wenn Alles sich verdunkelt", das ich schon vor einigen Jahren, als es mit meinen Augen eine immer schlimmere Wendung zu nehmen anfing, gemacht hatte, hat mich oft in dieser viel schwereren Zeit wahrhaft erbaut und getröstet.

So ging es fort durch den September, der mir nur deßhalb etwas milder erschien, weil die Furcht, es könne und müsse noch schlimmer werden, die ich hatte, nicht in Erfüllung ging, vielmehr das Uebel sich ungefähr auf demselben Stande fortgehends erhielt.

Eine neue Epoche aber begann mit dem October. Es war am 1. October, als ich in Folge einer Alteration einmal rasch und rücksichtslos auf die in meinem Kopfe sonst immer beim Sprechen sich geltend machenden übeln Empfindungen rasch und lebhaft zu sprechen anfing. Aber diese übeln Empfindungen traten diesmal nicht ein; ungeachtet Tags vorher wenige Worte Sprechens mir schon zu viel erschienen. Ich maß diesen Umstand der stattfindenden Aufregung bei, ward indeß dadurch ermuthigt, auch wiederholt mit einer gewissen desperaten Schonungslosigkeit gegen meinen Kopf zu sprechen, und fand, daß es ging, wenn ich nur immer Pausen dazwischen machte. Ich fand, daß, wenn ich furchtsam sprach, der

Kopf litt, sprach ich aber so zu sagen drauf los, ohne es zu übertreiben, so litt er nicht. Ich fand in Folge dessen, daß es sich mit Besinnen und Nachdenken ebenso verhielt. Freilich viel durfte ich dem Kopfe in allem diesen noch nicht zumuthen; aber es war doch ein Anfang, der weiter führte. Ich bemerkte nämlich, daß die Functionen des Kopfes durch mit Selbstvertrauen und Vorsicht zugleich unternommene Uebungen anfingen, sich wiederherzustellen, der Kopf an Kraft dadurch gewann, das stete Brachliegen seiner Functionen aber seine Schwäche nur unterhielt.

Diesem ersten Fortschritt zum Bessern, welcher den Kopf betraf, folgte bald ein zweiter, welcher den Augen galt. Hiermit verhielt es sich so: Man hatte mir von jeher ärztlicherseits empfohlen, meine Augen ja nicht zu sehr vom Lichte zu entwöhnen, weil dies die Lichtscheu nur steigern würde; vielmehr sie immer so vielem Lichte als möglich auszusetzen, um sie allmählich wieder an einen höhern Lichtgrad zu gewöhnen. Es bedurfte dieses Rathes bei mir nicht, da der Trieb, so viel Helligkeit als möglich zu genießen, ohnehin stark genug bei mir war; aber statt den Augen damit aufzuhelfen, brachte ich sie dadurch nur immer mehr herab; das Auge wollte sich eben an keinen höhern Lichtgrad gewöhnen, und wenn es eine kurze Zeit einen solchen vertrug, so wurde es durch eine längere Einwirkung desselben so gereizt, daß jedesmal eine dauernde Verschlimmerung die Folge davon war. Die Anmahnungen, das Auge doch dem Lichte zu öffnen, wiederholten sich auch jetzt, namentlich von Seiten des Prof. Günther, als das Auge so gut als gar kein Licht mehr vertrug. Aber ich scheute mich, ihnen Folge zu geben, in der Besorgniß, Entzündung, Schmerzen und einen Zustand des Auges dadurch herbeizuführen, der ihnen den Gebrauch der Binde und Maske unerträglich machte, wo ich dann in meiner finstern Stube wahrhaft lebendig begraben gewesen wäre.

Indeß, ohne daran zu denken, daß hierdurch für das Auge etwas gewonnen werden könnte, wagte ich es doch einigemale, bei einem mäßigen Lichte einen Blick in das Gesicht meiner Frau oder

auf einen Blumenstrauß zu werfen, so jedoch, daß ich das Auge schnell wieder schloß, noch ehe das Gefühl der Reizung eintrat, was stets Verschlimmerung nach sich zog; denn ich fand, daß es einige Augenblicke währte, ehe sich dasselbe einstellte. Da ich keinen Nachtheil von solchen Versuchen bemerkte, fing ich an, sie öfter zu wiederholen, und bald dies, bald das anzusehen, indem ich dabei die wenigen Augenblicke, die es mir gestattet war, das Auge zu öffnen, möglichst gut zu nutzen suchte, und mit einer Art Gier die Gegenstände, die ich betrachten wollte, mit den Augen gleichsam verschlang, diese theils weit aufriß, theils abwechselnd öffnete und schloß, da ich hierdurch den Zeitraum der Betrachtung etwas zu verlängern vermochte.

Es kam mir fast vor, als ob das Auge durch solche Versuche eher gestärkt als geschwächt würde, obschon ich Anfangs hierüber nicht recht ins Klare kam. Auch stellte ich diese Versuche Anfangs nur selten an, da ich doch nicht recht traute. Am 5. October indeß, nach einer übel zugebrachten Nacht, Morgens noch im Bette, fing ich in einer Art verzweifelten Stimmung, welche Alles wagen läßt, an, dergleichen Versuche hinter einander anzustellen, indem ich in die Kammer ein mäßiges Dämmerlicht einließ und die vor mir befindlichen Gegenstände auf obenerwähnte Weise betrachtete, so lange es ging, dann die Augen eine Zeit lang schloß, darauf den Versuch wiederholte und so sehr als möglich durch Anspannung meines Auges zu verlängern suchte. Nach mehrmaliger Wiederholung gelang es mir auf einmal, das Auge dauernd offen zu behalten, ohne daß sich das Reizgefühl einstellte. Ich konnte das Auge ruhig umhergehen lassen.

Ich ließ nun etwas mehr Licht in die Kammer, wiederholte die Versuche und brachte es so dahin, daß das Auge schon eine ziemliche Helligkeit zu vertragen anfing. Ich rief meine Frau herbei, und es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen wir beide diese Besserung begrüßten.

Worin lag es, daß diese Versuche das Auge stärkten, während

früher jeder starke Lichteinfluß nur Verschlimmerung herbeigeführt hatte? Der Unterschied lag unstreitig in der Art, wie ich das Licht mit den Augen auffaßte oder ihm begegnete. Früher setzte ich das Auge dem Lichte nur passiv oder selbst mit Furcht und Aengstlichkeit aus, und der Reiz des Lichtes überwältigte dann ohne Weiteres das furchtsame Organ. Bei den jetzigen Versuchen trat das Auge mit einer gewissen Desperation, die alle Lebenskraft dahin trieb, dem Lichte entgegen, mit Energie und Spannung, und die Ausübung seiner Thätigkeit stärkte es jetzt. Auch bemerkte ich bald Anschwellung, Härte, ein Gefühl von Druck und Völle in demselben, ganz entgegengesetzt allen früheren Empfindungen. Unbedingt setzte mich der glückliche Erfolg dieser Versuche, die ich immer weiter zu treiben suchte, bald in eine Art fieberhafter Aufregung; ich konnte weder essen noch trinken, und lebte gewissermaßen nur für die Augen und mit den Augen, und dies war gewiß ein günstiger, den Erfolg unterstützender Umstand.

Ungeachtet es gewiß ist, daß sowohl an der Besserung des Kopfes als der Augen die Kühnheit ihres Gebrauchs einen Hauptantheil hatte, ist doch möglich, daß überhaupt eine günstige Veränderung in meinem Organismus sich schon längere Zeit vorbereitete, die nur hierdurch ihre Entscheidung erhielt, da ich schon mehrere Wochen vorher von Morgens bis Nachmittags einen ungewöhnlich schnellen Puls an mir verspürte, den ich damals freudig als ein Zeichen von Hektik glaubte deuten zu können, von der ich hoffte, sie würde meinen Leiden ein Ende machen. Dieser schnelle Puls dauerte auch noch längere Zeit nach erfolgter Wiederherstellung fort und verlor sich nur später allmählich.

Ich blieb nun, nachdem ich den Gebrauch meiner Augen in so weit wiedergewonnen, zuvörderst den größten Theil des Morgens im Bette liegen und ließ mir ein Paar mit schönen Farben gestickte Kissen vor das Bett stellen, die ich nicht müde wurde, zu betrachten.

Hierbei kam ich bald auf eine neue Methode, das Auge gegen

das Licht zu kräftigen. Ich bemerkte nämlich, daß, wenn ich einen der vor mir befindlichen Gegenstände mit großer Aufmerksamkeit und mit der Intention betrachtete, recht kleine Details darin zu unterscheiden, Druck, Spannung und Völle des Auges bis zum Lästigwerden wuchsen und sich nur durch Zulassung von mehr Licht wieder zu einem bequemen Gefühle minderten. Dies Licht wurde jetzt nicht nur vom Auge vertragen, sondern sogar für die bezweckte Thätigkeit gefordert. Während also sonst dem Auge die geringste Licht-Anregung zu viel war, fing es jetzt sogar an, Lichthunger zu spüren, wenn ich ihm eine Thätigkeit zumuthete, für welche das vorhandene Licht eben nicht genügte. Wiederholte ich bei dem erhöhten Lichtgrade, den das Auge solchergestalt hatte ertragen lernen, die scharfe Betrachtung des Gegenstandes, so trat abermals ein Bedürfniß von noch mehr Licht ein, und so vermochte ich die Energie des Auges in raschen Abstufungen immer mehr zu steigern, so sehr, daß ich, wenn ich nicht irre, noch desselben Tages, an dem ich Morgens so gut als gar kein Licht vertragen konnte, Nachmittags in die lichten Himmelswolken zu sehen vermochte.

Inzwischen ward ich und Andere ängstlich, daß der Fortschritt zu rasch sein möchte; ich brachte daher das Auge geflissentlich wieder mehr in die Dämmerung zurück, und ließ es nur zuweilen ein stärkeres Licht genießen. Doch ging ich diesen (5. October) und nächsten Tag Morgens und Abends in den Garten, und ich kann es schwer beschreiben, welchen Eindruck auf mich die Pracht der Georginen und anderer Blumen machte. Alle Farben und Umrisse erschienen mir viel reiner und schöner, als ich sie je gesehen, und ich glaubte schon, ganz neue Kräfte in meinem Auge zu entdecken, die es in weiterem Fortschritte selbst über gewöhnliche gesunde Augen stellen würden.

Inzwischen war mir das Licht doch noch nicht bequem; bald war Druck und Völle, bald wieder Reiz im Auge überwiegend; ich wußte es nicht recht zu behandeln, that bald zu wenig, bald zu viel; das Auge verlor sein Selbstvertrauen und hiermit seine Energie

immer mehr wieder, und es trat ein Zeitpunkt ein, wo ich mich wieder zu völliger Dunkelheit verurtheilt sah. Ich fürchtete eine Zeit lang, nicht bloß das gewonnene Sehvermögen, sondern auch die Fähigkeit, es wie das erstemal wiederherstellen zu können, verscherzt zu haben, so groß war das Gefühl von Schwäche und Reizbarkeit, was sich in den Augen eingestellt hatte, und es fiel mir sehr schwer, den Verlust aller Hoffnungen wieder zu verschmerzen. Nach einigen Tagen indeß nahm ich einen neuen Anlauf, begann die früheren Operationen, die das Auge so rasch gefördert hatten, von Neuem, und sie hatten den früheren Erfolg. Ich lernte die Augen allmählich besser behandeln; ich fand, daß zu viel Licht schädlich war, wenn die Augen nicht Muth und Kraft genug äußerten, um dem Lichte energisch entgegenzutreten; daß aber Furchtsamkeit und große Schonung des Auges, geflissentlicher Aufenthalt in der Dämmerung u. s. w. von einer andern Seite schadeten und den Fortschritt der Besserung nicht nur aufhielten, sondern selbst Rückschritte herbeiführten.

Fast gleichen Schritt mit Besserung der Augen hielt die Besserung des Kopfes bei analogem Verfahren mit seinem Gebrauche.

Während der ersten Tage, nachdem die Besserung der Augen eingetreten war, genoß ich nichts als Milch, fügte allmählich etwas Semmel hinzu, und stufenweise wuchs mein Appetit zu einem staunenswerthen Grade. Mein ganzes Aussehen und meine Körperkräfte verjüngten sich hiermit, ich ward, während ich früher sehr mager war, von sehr völligem Aussehen. Sowohl jener starke Appetit als diese leibliche Zunahme haben sich später wieder verloren.

Die so rasche günstige Umwandlung, die in meinem physischen und psychischen Lebensproceß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Octobers und theilweise Novembers in einen eigenthümlichen überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern vermöchte, zumal mit dem Vorüber-

gehen desselben auch die klare Erinnerung großentheils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet worden zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte theils schon wähnte, theils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem andern Lichte erschien, als früher und als jetzt; die Räthsel der Welt sich zu offenbaren schienen; mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe; doch hat sich allmählich Alles ins Gleichmaß gesetzt.

Meine Augen und mein Kopf sind seitdem doch immer schwach und leicht reizbar geblieben. Jetzt, wo ich die letzten Bemerkungen zufüge (27. Juni 1847), verhält es sich damit so:

Nachtrag 1847.

Ich kann die Augen zwar jetzt jedem, auch dem hellsten Tageslichte aussetzen, zum Lesen und Schreiben und sonst benutzen; auch sind sie nicht kurzsichtiger als früher; aber ich muß, wenn es sich mit dem Tage neigt, zu einer Stunde, wo Andere mit gesunden Augen noch lange fortfahren, zu lesen und zu schreiben, schon damit aufhören, bin jedoch nicht gehindert, bei Lampenlicht damit zu arbeiten. Auch muß ich mich sehr in Acht nehmen, daß mir beim Lesen und Schreiben nicht die Sonne auf's Papier scheint. Vernachlässigte Vorsicht in diesen Beziehungen hat mich schon mehrmals genöthigt, den Gebrauch der Augen während mehrerer Wochen ganz wieder auszusetzen, ja selbst Anfänge von Lichtscheu traten wieder hervor; doch ist dies Alles immer glücklich wieder vorübergegangen. Das Flackern von Licht vor den Augen, wenn ich dieselben schließe oder ins Dunkel richte, besteht noch fort.

Meinen Kopf anlangend, so hat derselbe vollkommene Klarheit des Denkens; aber immer noch fällt es mir schwer, die Gedanken

zu bannen; und anstatt daß Andere die Gedanken suchen, ist es immer noch bei Spaziergängen und zu Zeiten, wo ich nicht arbeiten will, meine stete Uebung und Mühe, das Fortspinnen der Gedanken, mit denen ich mich bei der Arbeit beschäftigt habe, zu verhindern, mich immer von Neuem auf gleichgültige oder in's Leben greifende Gegenstände abzulenken, da ich theils den Nachtheil spüre, den dieses Fortspinnen der Gedanken für meine geistige Selbstmacht und Kraft hat, theils dadurch unfähig werde, an den Interessen des Lebens Theil zu nehmen. Aber trotz der täglichen Arbeit und Mühe, die ich mir in dieser Beziehung gebe, scheint es, daß ich mehr den Fortschritt des Uebels hindere, als einen wirklichen Rückschritt darin bewirken kann.

Nachtrag 1860.

In meiner, im Jahre 1860 erschienenen Abhandlung, „Ueber einige Verhältnisse des binocularen Sehens"*), hatte ich Anlaß, über den damaligen Zustand meiner Augen, als möglicherweise einflußreich auf den Erfolg mancher Versuche, mit zu berichten, worin zugleich manche, wie ich glaube, nicht uninteressante ergänzende Bemerkungen über den früheren Zustand enthalten sind.

Fechner selbst war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die ungewöhnlichen Zustände, welche ihm während dieser schweren Jahre zu durchleben beschieden waren, von allgemeinerem physiologischen und psychologischen Interesse seien. Diese Ueberzeugung hat ihn zu so ausführlicher denkschriftartiger Aufzeichnung veranlaßt, und es ist derselbe Gesichtspunkt, welcher es mir nahe legt,

*) Abhandlungen der Königl. sächs. Soc. der Wiss., math.-phys. Cl. Band VII. S. 340 (von S. 345 an).

aus der Erinnerung und auf Grund eigener Niederschriften aus jener Zeit, wie sie in meinem damals geführten Tagebuch enthalten sind, Einiges zur Vervollständigung des Seelenbildes hinzuzufügen. Ich lebte in meines Onkels Hause und nahm folglich an den geschilderten Erlebnissen nächst der Gattin, meiner Tante, am engsten und innigsten Theil, und kann es bezeugen, daß die niedergeschriebenen Erinnerungen des stillen Dulders nichts Uebertriebenes oder falsch Gefärbtes enthalten. Lebendig und wahrheitsgetreu schildern sie die Zustände, soweit der Beobachter es zu controliren vermag.

Leipzig, damals noch nicht eine Großstadt, nahm gern Theil an Erlebnissen einzelner hervorragender Bürger; Fechner's Krankheit erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man hielt ihn für erblindet, für geisteskrank; alle Aerzte interessirten sich für die da gestellten Probleme, und Legenden begannen sich zu bilden. So erklärt sich auch das lebhafte Interesse, welches Frau Hercher an dem Schicksal des Gelehrten nahm, mit welchem sie bis dahin so gut wie gar nicht verkehrt hatte.

Ich habe diesen Abschnitt „Die Krisis“ überschrieben, aber es war eigentlich keine einfache, sondern eine doppelte Krisis, die eine, welche den Kranken dem Verhungern nahebrachte, und die zweite, in welcher er vor dem Abgrund der Geisteskrankheit stand. $1^1/_2$ Jahre liegen zwischen beiden Zeitpunkten; die Art, wie die Krisis überwunden ward, grenzt in beiden Fällen an's Wunderbare, und man muß Alles mit durchlebt haben, um den vollen Eindruck des Außergewöhnlichen zu haben. Noch jetzt, 50 Jahre später, bin ich nicht weiter gekommen in den Erwägungen darüber, wie sich die plötzliche unerwartete und fast unvorbereitete Rettung hart am Rande des Abgrunds vollzogen hat. Fechner hatte keinen Wunderglauben. Er suchte Alles nachträglich möglichst natürlich und einfach zu erklären, und je länger je mehr entschwand ihm der Eindruck des Plötzlichen, Unerwarteten und Unerklärlichen, unter welchem damals nicht bloß seine Umgebung, sondern er selbst gleichfalls stand. Die autobiographische Schilderung, sonst ganz getreu

und sorgfältig, gibt doch jenen Eindruck nur sehr unvollkommen wieder. Der entscheidende Umstand in dem Besserungsverlauf lag zweifelsohne in einer nervösen Umstimmung des ganzen Organismus, wofür sich schwerlich ausreichende Erklärungsgründe therapeutischer Art nachweisen oder nur vermuthen lassen. Der in das Verhungerungsschicksal eingreifende Traum einer Dame und die der zweiten Genesung vorausgehenden Trostzeichen, welche Onkel und Tante selbst zu Theil wurden, sind begleitende Umstände, welche das Wunderhafte des ganzen Erlebnisses nicht mindern, sondern steigern.

Neben dieser Verdauungskrisis ging das Augenübel nervöser Lichtscheu her. Bald zeigten sich Merkmale leichter Besserung, bald trat ein Rückgang ein; Hoffnungsstrahlen und Wolkendunkel wechselten, wie aus kurzen weiteren Bemerkungen in meinem Tagebuch 1842 und 1843 hervorgeht. Von den die erste Krisis begleitenden merkwürdigen Umständen ist Nichts darin berichtet, aber ich kann aus meinem Gedächtniß bestätigen, was in Fechner's Selbstbiographie über das Eingreifen der Frau Hercher, ihren Traum und ihr Schinkenpräparat mitgetheilt ist. Mir steht es noch heute in lebhaftester Erinnerung. Die Dame, eine Bekannte meiner Mutter, war eine zart und nervös angelegte, schüchterne Persönlichkeit, ihr Eingreifen in das Leben eines ihr persönlich fast fremden Mannes trat ganz aus ihrer Art und Gewohnheit heraus. Das heilbringende Gericht fertigte sie selbst, wie sie sagte, mit größter Sorgfalt und schickte es täglich dem Kranken, bis im Hause die eigene Zubereitung gewagt wurde. Der Kranke selbst und wir Alle datirten von diesem durch einen Traum gespendeten Gericht die eigentliche Wiedergesundung des schon aufgegebenen, bis zum Verlöschen geschwächten Mannes, in dessen Körper alle Organe ihren physiologischen Dienst gänzlich versagt hatten, so daß alle Aufnahme- und Ausscheidungsvorgänge nur linienweise wieder ermöglicht und gelernt werden mußten. Vielfach, auch von Aerzten, ward es ausgesprochen, daß man eine solche wochenlang andauernde

Ernährungslosigkeit gar nicht mit dem Fortleben eines Menschen für verträglich gehalten hätte. Der Kranke selbst meinte, das sei nur durch die Fieberhaftigkeit des Zustandes ermöglicht worden.

In meiner Hand sind noch das erste Briefchen der Frau Hercher und ein auf den Vorfall bezügliches kurzes Gedicht, jedenfalls von ihrer Hand geschrieben, und auch von ihr selbst gefertigt. Das Briefchen lautet: „Geehrter Herr Professor! Vor einigen Tagen träumte mir, ich befände mich bei Ihrer Frau Mutter und unterhielt mich mit ihr von Ihrem Leiden. Da bereitete ich Ihnen eine Speise, von der wir beide guten Erfolg hofften; als ich sie aber absenden wollte, erwachte ich. Nun bin ich bisher, dadurch, daß Sie dieselbe nicht wirklich erhalten haben, so beunruhigt gewesen, daß ich es heute wage, sie Ihnen ganz so, wie mich der Traum gelehrt, zu überschicken, in der Hoffnung einer gütigen Aufnahme und mit dem innigen Wunsche, daß sie etwas zu Ihrer Genesung beiträgt. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin mit warmer Theilnahme. Ergebenst Doris Hercher. Den 28/2. 1842.“ Unter einer zweiten Adresse ohne Datum, aber mit „Doris Hercher“ unterzeichnet und offenbar von derselben Hand, wie jenes Briefchen, finde ich daneben folgende Verse:

„Dem Herrn allein verdanken Sie der Jahre Frist! —
Sein Arm hat mächtig Sie umfangen,
Er sah der Ihren schmerzlich Bangen,
Treu blieben Sie an seiner Hülfe hangen,
Und gnädig er erhörte Ihr Verlangen. —
Erfahren sollten Sie, daß in dem Schwachen stark Er ist.

Von Ihm empfingen Sie aufs neu des Lebens Glück. —
Daß er mich wählte, Sie zu speisen, —
Ich glaube fest, nur zu beweisen,
Daß, wo ein Wunder seine Macht soll preisen,
Auch schlechte Mittel müssen sich erweisen. —
Dem Herrn allein gebührt Ihr Dank, ich gebe ihn zurück.“

Wahrscheinlich sind diese poetischen Zeilen eine Antwort auf den durch seine Gattin vermittelten Dank Fechner's. Des Hercher-

schen Schinkengerichts aber ward in unserem Familienkreise oftmals gedacht.

Diese Krisis war überwunden, aber die Lichtscheu geblieben. Ja diese steigerte sich allmählich. Gemildert ward die Langeweile durch Vorlesen. Die Gattin, der Neffe, die Mutter Fechner, die ihre täglichen Besuche nie unterließ, wechselten ab. Fechner saß dabei entweder hinter einem schwarzen undurchdringlichen Schirm, oder mit verbundenen Augen, dann, als der Schirm nicht mehr hinreichenden Schutz gab, ward eine trichterartige Oeffnung in der Stubenthür angebracht, und Mutter Fechner saß im Nebenzimmer an der Oeffnung vorlesend mit erhobener Stimme. Dieses Bild neben anderen ähnlichen steht noch lebhaft vor meiner Seele.

Ausführlicher berichtet mein Tagebuch vom Jahre 1843 über die zweite Krisis. Das Magenleiden war im Wesentlichen überwunden, statt dessen gesellte sich im Laufe des Jahres 1842 zu der Lichtscheu eine eigenthümliche Kopfschwäche mit Gedankenscheu, welche dem Kranken schwere Seelenpein bereitete.

So lange er noch etwas nachdenken durfte, beschäftigte er sich mit den Kindern seiner Schwester Emilie, die in der Nähe wohnte. Diese besuchten ihn mehrmals in der Woche, erhielten kleine Aufgaben, z. B. Räthsel, und mußten sie dann, das Bett oder den Stuhl umstehend, aufsagen, wofür sie Prämien empfingen. Die Erinnerung an solche Scenen im halbdunklen Zimmer ist ihnen lebendig geblieben.

Zu seinem trostlosen Zustande kam noch die gemüthliche Erregung darüber, daß er (mein Tagebuch sagt) am 7. Mai seinen Trauring verlor oder zuerst vermißte. Das Elend steigerte sich merklich bis Anfang October (1843). Da, am 5. October, beginnt eine Wendung, worüber mein Tagebuch vom 26. October aussagt: „Donnerstag, den 5. October, nach einer schlaflosen Nacht, in welcher ihn der periodische Kopfschmerz wieder einmal recht gepeinigt hatte, fühlt er sich aufgeregt, aber merkwürdiger Weise verlangen seine Augen nach Licht; er bittet die Tante (seine Gattin), während

er selbst im Bette liegen bleibt, die Bettvorhänge etwas zu lüften. So muß sie nach und nach immer mehr Licht einlassen, und am folgenden Morgen früh 5 Uhr wagte er einen Spaziergang mit unverbundenen Augen in den ans Haus stoßenden Garten, wo er sich unsäglich an der Blüthenpracht erfreute. Um 6 Uhr war er dann wieder hereingekommen, seiner Frau, die noch im Bette lag, ein Röslein mit den Worten überreichend: Siehst Du, da kann auch ich Dir wieder Blumen bringen! Später an demselben Morgen trat er wieder recht vergnügt mit den Worten ins Zimmer: „Nun, damit ihr seht, daß auch mein Geist wieder sich beschäftigen kann, will ich ein eben ersonnenes Räthsel aufgeben: Die erste Silbe kommt nur einmal, die zweite gewöhnlich nur zu Paaren verbunden und das Ganze gar nicht vor."

Zunächst erfolgte wieder ein recht niederdrückender Rückgang des Befindens. Da, an einem Sonntag, den 15. October, wiederholte sich die plötzliche Wandelung. In meinem Tagebuch vom 27. October heißt es darüber: „Schon früh hatten seine Augen, während er noch im Bette lag, etwas mehr Licht verlangt, auch mit seinem Kopfe ging es etwas besser. Nach 12 Uhr kam ich herunter in den Gartensaal, die Tante war ausgegangen. Den Onkel fand ich in der Mitte des Wohnzimmers stehen, seine Augen empfanden einen förmlichen Heißhunger nach Licht. Ich mußte die Vorhänge immer weiter zurückziehen. Zitternd bemerkte er: wenn er den Heißhunger nicht stille, so wäre ihm, als müßten die Augen springen; ihm sei, als könne er jetzt das strahlendste Licht vertragen. Dann verband er sich die Augen, um ihnen eine Weile Ruhe zu gönnen. Nach Tisch kam Besuch; er besah uns alle, jeden einzeln, und freute sich unendlich, wieder des Tageslichts genießen zu können. Er freute sich jedes Gegenstandes, der ihm im Glanze des Tages tausendmal so schön erschien. Ein Paar Tage aß er vor Aufregung gar nicht. Dann stellte sich Hunger ein, und wie ein neugeborenes Kind fing er mit Milch an, von der er eine ziemliche Quantität zu sich nahm. Es schien in seinem Geiste

wie in seinem Körper eine mächtige Revolution, eine Wiedergeburt vor sich gegangen zu sein. Die fortschreitende Besserung hofft er durch eine sorgfältige Gewöhnungsmethode zu erlangen, die ihm, wie er sagt, der Himmel für die Geduld, mit der er die langwierige Krankheit getragen habe, eingegeben habe, und von deren Ausbildung er die wichtigsten Resultate erwarte. Er sei ihr noch nicht ganz auf den Grund gekommen, hoffe dies aber durch Versuche zu erreichen; die Augen habe er durch diese Methode nach und nach ans Licht, den Kopf zu einer freieren Bewegung des Geistes, den Magen zur allmählichen Vertragung der Speisen gewöhnt; sie könne also auf gleiche Weise auf die verschiedenen Theile des Körpers, insofern die Nerven dabei betheiligt seien, mit Erfolg angewendet werden."

An diese Schilderung schließt sich Folgendes im Tagebuch unmittelbar an: „Die Tante erzählte mir: Anfang August habe der Onkel still auf dem Sopha sitzend zu ihr gesagt: Ich weiß nicht, wie mir ist; stets erscheint, wenn ich die Augen schließe, die Zahl 77; wie ein Bild steht sie mir immer vor; wenn mir der Himmel nur nicht dadurch anzeigen will, daß ich noch 77 Jahre in meinem Elende bleiben werde, das wäre doch fürchterlich. Es hätte ihn ordentlich geschaudert bei diesem Gedanken. Sie selbst, die Tante, sei auf den Gedanken gekommen, es würde nach 77 Tagen mit ihm zu Ende gehen; er würde entweder seinem Leiden erliegen oder sein Augenlicht gänzlich verlieren. Der Onkel habe darauf dieser Sache gar nicht wieder gedacht, der Tante selbst aber habe es immer vorgeschwebt und viel Angst verursacht. Nun war es aber der 77. Tag, an welchem seine Augenkrankheit eine so günstige Wendung nahm, daß er und wir Alle uns eine dauernde Verbesserung versprechen konnten, während sie die Woche vorher so schnell wieder verschwunden war. Nicht weniger merkwürdig ist Folgendes.

Ungefähr 14 Tage vor Eintritt der ersten Besserung habe sie (Tante Fechner) einmal früh noch im Bett in einer Art Halbschlaf

gelegen, und da seien ihr folgende Zeilen ganz unbewußt vor die Seele getreten:

Ich weiß, wer es gewesen,
Der Hülfe hat geschafft,
Daß er mir ist genesen
In frischer Jugendkraft.
Die Welt sagt: 's ist ein Wunder,
Daß solch' ein kranker Mann
Jetzt lebt als ein Gesunder,
Man sieht ihm gar nichts an.
Er saß mit Nacht umfangen,
Jetzt wandelt er im Licht;
Man sah schon Todesbangen
Auf seinem Angesicht.
Wie mag der Arzt wohl heißen,
Der also war geschickt,
Ihn aus der Noth zu reißen,
Dem Großes ist geglückt?
Ich kann ihn euch wohl nennen,
Den Arzt von großer Macht,
Ich hab' ihn lernen kennen
In mancher schweren Nacht.
Es ist der Herr gewesen,
Der einst zu Mosen sprach:
Dich hab' ich mir erlesen,
Zu führen aus der Schmach
Das Volk, das ich erkoren,
Vor allem Volk der Welt,
Daß aus ihm werd' geboren
Der größte Siegesheld.

Hier sei sie erwacht und das Gedicht so abgebrochen worden, obgleich ihr noch ein ganzer Gedankenzug vorgeschwebt habe. Sie habe sich diese Verse angemerkt, sie hätten ihr dazumal noch wenig Trost gegeben, bis sie ihr jetzt, wo das Uebel eine so schnelle günstige Wendung nahm, wieder eingefallen seien und ihr Gemüth durchdrungen hätten."

Spätere Aufzeichnungen in meinem Tagebuch berichten von langsamem Fortschritt in der Kräftigung des Kopfes und der Augen,

vom Erblassen des Lichtflackerns und der Nachbilder in den Augen, die im höchsten Punkte der Krankheit zu fast unerträglicher Stärke angewachsen gewesen waren. Schon in der ersten Hälfte des November (1843) vermag Fechner bei Sonnenschein auszugehen, Abends sitzt er wieder beim vollen Lampenschein ohne Gebrauch des Lichtschirms; er macht kurze Besuche bei Freunden, weiß nun bei Tische wieder von (kleinen) Erlebnissen zu erzählen, z. B. daß er mit dem kleinen Wilhelm Volkmann, seinem Neffen, zum Conditor Steinert gegangen sei. Mit der wiederkehrenden Kraft des Geistes macht sich auch der alte Drang nach produktiver Thätigkeit von Neuem geltend, der Genesende ergreift wieder von seiner Studirstube Besitz; des Abends lese ich ihm $^3/_4$ Stunden lang leichte Lesestoffe vor. Seine Frau, die ihm mit ungeschwächter Treue zur Seite gestanden, die greise Mutter, welche alles Schwere mit wie eigenes Leid durchlebt hatte, athmen auf, und das Hauswesen gewinnt allgemach wieder seinen normalen Gang. Er sieht sich den Lichterbaum am heil. Abend drüben im Härtel'schen Hause an und nimmt auch am folgenden Morgen frühzeitig an der Bescheerung in der Kuntze'schen Familie Theil. Am 3. März 1844 wagt er mit seiner Gattin einen kurzen Ausflug zu Volkmanns nach Halle; ein Freitagskränzchen mit Freunden, gesellige Abendzusammenkunft, beginnt.

Wir stehen am Ende der zweiten Krisis, am Ende einer mehrjährigen, ungewöhnlichen, an Merkwürdigkeiten reichen Leidenszeit, in welcher leidenschaftlichere und minder zähe Naturen als Fechner zweifellos erlegen sein würden. Ich weiß nicht, ob die ausführliche Krankheitsgeschichte, abgesehen von dem Manne, den sie betrifft, pathologisches Interesse für Fernerstehende hat; aber der Betroffene selbst war dieser Ansicht, darum habe ich nicht angestanden, ihr einen besonderen Abschnitt zu widmen. Solche, denen die pathologische Seite des Lebens fern liegt, mögen beim Lesen nur ein allgemein menschliches Interesse geweckt fühlen; auch dieses ungewöhnliche Schicksal des Gelehrten hielt sich gleichsam im Rahmen

der Poesie, wie sein ganzes Gelehrtenleben eingefaßt war von einem poetischen Zuge seines innersten Wesens. Träume und Gedichte spielen in die erste wie in die zweite Krisis hinein und winden sich spielend um den Ernst des Leides, wie leichter Epheu um den knorrigen Eichstamm.

Daß Leid und Lied verwandt sind, zeigte sich auch bei Fechner, dessen poetische Ader unter dem Druck der Augenkrankheit zu fließen begann. Noch in die erste Zeit derselben fällt die Herausgabe der kleinen Gedichtsammlung, welche unter dem alten Pseudonamen Dr. Mises i. J. 1841 bei Breitkopf & Härtel erschien, nachdem das weit reichhaltigere Manuskript auf des Autors Bitten von einigen Freunden (Haupt und Klee) mit kritischen Augen durchmustert und Vieles ausgeschieden worden war. Die Gedichte hätten wohl eine größere Verbreitung verdient, als sie gefunden haben. Aber die „Gesellschaft" begann damals mehr politisch als ästhetisch gestimmt zu sein, die Fechner'sche Muse war immer mit einer ziemlichen Dosis Verstandesschärfe versetzt, und die Gedichte tragen vielleicht zu viel von den Empfindungen unbefriedigenden Seelenkampfes in sich, welche den Autor in jener Zeit natürlicher Weise erfüllten, und welche der erquickenden Wirkung für Andere ermangeln. Solche nicht sofort eingängliche Stimmung spricht z. B. aus den Gedichten „Das Gefühl" und „Gedankenflug". Aber viele dieser Gedichte sind ansprechend, ja ergreifend und in poetischen Duft getaucht. Sie sind alle dem Quell wahrer Empfindung entsprungen und bilden einen interessanten Commentar zu dem viel verschlungenen Seelenleben und Seelenkampf des Dichters, welcher bald in Humor, bald in Satyre, in romantischen wie in melancholischen Bildern, auch in genreartigen, fast burlesken Scenen seinem Pegasus den Lauf ließ.

Volksliedartiger Humor durchweht Gedichte, wie „Die Kanne", „Die Bachstelze", „Die Pappeln", „Der Mäusehimmel", „Radieschen" und „Rettig". Satyre spricht in dem Gedicht „Der Streit der Blumen" und in manchem der „Herzensverse" ihr Wörtlein mit.

Frischeste Morgen-Alpenluft athmen die „Berglieder". Der Duft zartester und lebendigster Phantasie liegt wie Thau auf manchem der Räthsel, wie die fünf Sinne und das Distichon (Nr. 5. 10.). Romantik umrauscht die Gedichte „Die Nacht im Ahnensaal", „Die Botschaft von der Jagd", „Des Räubers Sohn". Ein anderes Gedicht, eines der längeren sogar, „Die sechs Kleckse, ein Schwank", zeigt des Dichters Gabe, Scenen aus dem Alltagsleben launig zu behandeln; die Scene war eine erlebte. Manche der Gedichte sind Reminiscenzen früherer Reisen, andere sind Kinder der von der beginnenden Krankheit geweckten Stimmung, z. B. „Der geblendete Vogel", „Der schwarze Vogel", „Das Lied in Trübsal", „Der Augenkranke". Sein wissenschaftliches Streben nach den höchsten und allgemeinsten Wahrheiten verräth „Der gefangene Adler", die Art seines dichterischen Flugs „Dichters Aufgabe", sein Urtheil über die Spekulation idealistischer Philosophen das Epigramm, welches den Philosophen mit dem Krebs vergleicht.

Der Krebs hat äußerlich ganz gut gebaute Augen,
Doch was er innen trägt, zum Sehen will's nicht taugen.
Bei Philosophen ist das inn're Aug' das klare,
Die äußern Augen meist nur ungebrauchte Waare.
So hab' ich euch gezeigt in diesen wen'gen Strophen:
Verkehrte Krebse sind, sonst nichts, die Philosophen.

Trotz solchen Urtheils über die Philosophen ward Fechner selbst ein Philosoph, oder er wurde es im Grunde nicht erst, sondern war es von jeher; es begann nur die philosophische Seite seines Wesens erst nach der Krankheit hervorzutreten. So führt uns jenes Epigramm vor die Schwelle der philosophischen Zeit Fechner's, welche im folgenden Abschnitt zu schildern ist und uns eine schwierige Aufgabe stellt, ja manches Räthsel aufgibt. Um so näher liegt es, uns dazu noch durch einen Blick auf „Das Räthselbüchlein von Dr. Mises" (1850, bei Breitkopf & Härtel), das letzte pseudonym veröffentlichte, dann noch in weiteren Auflagen (1858, 1865, 1876) erschienene Schriftchen, vorzubereiten. Auch dieses gehört größern-

theils noch zu den süßen Früchten jener bittern Zeit der Krankheit und folglich in den 5. Abschnitt, welchen wir damit schließen wollen. Er selbst sagt darüber im Vorwort: „Das Büchlein enthält eine Sammlung der Räthsel und Charaden, welche in meinen „Gedichten", in mehreren Jahrgängen (1846, 1847, 1849 und 1850) von Nieritz' Volkskalender und in der Brockhausischen illustrirten Jugendzeitung (1847 und 1848) von mir erschienen sind, vermehrt um einige neue. Zuerst geselliges Spiel, dann die Muße einer langen Krankheit, welche ernstere Beschäftigung ausschloß, endlich eine Art Gewöhnung an diese leichte Selbstunterhaltung hat den Stoff zu diesem Büchlein anwachsen lassen."

Mit Recht haben diese Blüthen der Fechner'schen Poesie viel Anklang gefunden; ich möchte sie mit Wiesenblumen, zu einem kühnen Strauß gewunden, vergleichen, weil der Poet sie auf seinen Gängen durch Wald und Flur pflückte. Sinniges paart sich darin mit Launigem, Niedliches mit Kühnem, Geist mit Gemüth, leichter Einfall mit tiefem Gedanken, Scherz mit Ernst. Diese Räthsel folgten auf die Gedichte, wie der perlende Champagner auf den funkelnden Wein bei dem Bankett, welches unser gelehrter Autor seinem Publikum angerichtet hat. Manchem der Räthsel — jedes ist ein Gedicht — steht die Zeit seines Ursprungs an der Stirn geschrieben: Das „Geld", unbekümmert um den heutigen Streit über Silber- und Goldwährung, gehört der Zeit vor der deutschen Goldwährung an, der „Dreier" derselben Vergangenheit, denn jetzt ist der deutsche Dreier grausam in drei Pfennige parcellirt. Wie selten ist heute das runde rothe Siegel auf dem verschwiegenen Grabe, womit der „Brief" verglichen wird, indem das Siegel bald als rundes Denkmal (Nr. 49), bald als rother Schnabel (Nr. 66) bezeichnet zu werden sich gefallen lassen muß. Manches hebt wie mit dem Zauberstab alltägliche Dinge, z. B. die fünf Sinne (Nr. 8), in romantische Region. Manches klingt bald näher, bald entfernter an tiefere Räthsel des Lebens an und reizt den, der denken will, zu weiterem Nachdenken, z. B. „Schönheit, Wahrheit und Güte"

(Nr. 7), oder „Glaube, Liebe, Hoffnung“ (Nr. 19). Bald liegt der Schwerpunkt der Verse im geistigen Gehalt, bald im Gleichklang und Widerhall der Worte nach Rückert'scher Weise. Fechner's unerschöpflicher Gedankenreichthum erschließt sich nirgends so unmittelbar und begreiflich dem Leser, wie in seinen Räthseln.

VI. Abschnitt.

Der Philosoph Fechner.

1844—1852.

Die schwerste Zeit des Lebens ist vergangen. Wir treten mit dem Genesenen in eine Periode regsten literarischen Schaffens ein, wo das Gefühl überwundener Noth sich mit dem Bewußtsein der Befreiung von der Last amtlicher Pflichten verbindet und der alte Wunsch, ganz nach innerer Neigung schaffen zu dürfen, in Erfüllung geht. Da die Professur der Physik inmittels anderweit besetzt worden war, so konnte Fechner, als er Vorlesungen zu halten wieder sich fähig fühlte, auch hierin seiner Neigung freie Folge geben. Er selbst bemerkt darüber in einer seiner Niederschriften, welche in der überstandenen Leidenszeit einsetzt: „Im ersten Jahre dieses Leidens unterhielt ich mich noch damit, Gedichte zu machen, die im Jahre 1841 erschienen sind; allmählich aber versagte diese Produktionsthätigkeit, mein Kopfleiden nahm immer mehr zu, ich ertrug nicht einmal Vorlesen, endlich auch die gewöhnlichste Unterhaltung nicht mehr, und war bis auf bruchstückweises Sprechen mit meiner Frau von der Welt geistig, wie vom Lichte physisch abgeschnitten, was mich schrecklicher Langeweile preisgab.

„So lange der Zustand noch nicht so schlimm war, hatte ich, außer mannigfachen anderen Besuchen, insbesondere dem damals

noch in Leipzig als Docent lebenden Lotze für den mir durch täglichen Besuch und Vorlesen gewährten Beitrag zur Unterhaltung zu danken. Meine Vorlesungen wurden während der ersten Jahre meiner Krankheit von dem Sohne meines Vorgängers im Amte, dem jungen Brandes, versehen, der nachher — noch sehr jung — verstorben ist. Nachdem aber alle Aussicht zu meiner Besserung verschwunden schien, ward die physikalische Professur an Wilhelm Weber, der damals als einer der Göttinger Sieben noch ohne Stellung war, übertragen, und ich auf ein Wartegeld von 850 Thalern als Aequivalent für Gehalt und Nebenemolumente der verlorenen Stelle angewiesen. Inzwischen trat im Herbst 1843 unter eigenthümlichen Umständen ziemlich rasch, fast plötzlich eine Besserung, wenn auch nicht Wiederherstellung zu völliger Integrität meiner Augen und meines Kopfes ein, wodurch ich dem Lichte, der Gesellschaft und geistigen Thätigkeit zurückgegeben wurde.

„Hiernach beschäftigte ich mich mehrere Jahre für mich mit allerlei philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien, ohne die Physik dabei vorzugsweise zu berücksichtigen, machte auch bei Wiederabgang des Professor Weber nach Göttingen keine Ansprüche, in die frühere Stelle wieder einzurücken, der ich mich von Anfang an wegen Mangels an mathematischem und praktischem Talent nicht recht gewachsen fühlte, wünschte mir vielmehr um so mehr Glück, derselben enthoben zu sein, als das Halten vieler Vorlesungen mir stets Anstrengung gekostet hat. Um jedoch den so liberal fortgewährten Gehalt, der später noch zweimal um je 200 Thaler erhöht worden ist, nicht ganz ohne Gegenleistung für die Universität zu verzehren, begann ich vom 6. Juni 1846 an wieder wöchentlich zweistündig öffentliche (d. h. unentgeltliche) Vorlesungen an der Universität zu halten, aber nicht mehr über Physik, sondern über andere Fächer, die ersten über „das höchste Gut“, später über Naturphilosophie, über „die letzten Dinge“, über Anthropologie, über den Sitz der Seele, über die Beziehungen von Leib und Seele, über Psychophysik und über Aesthetik.

„Im Uebrigen betrachtete ich mich fortan nur als einen Beiläufer der Universität, und nahm, außer in Ausnahmsfällen, an den Sitzungen des Senates und der Fakultät nicht mehr Theil. Mit der Veröffentlichung meines Schriftchens Ueber das höchste Gut (1846) begann ich auch wieder eine literarische Thätigkeit, wonach später noch zahlreiche andere Schriften und Abhandlungen hauptsächlich philosophischen, psychophysischen, religiösen und ästhetischen Inhalts gefolgt sind."

Wir sehen: mit der Wiedergenesung begann ein neues Leben. Es war, wenn auch keine geistliche, doch eine geistige Wiedergeburt. Fechner's Geist war ein Phönix, welcher der Asche entstieg, und das Uebermaaß beglückender Empfindungen, entbundener Kräfte trieb höchste Wogen. Eine Schwester Fechner's äußerte nachmals, er sei ihr dazumal zuweilen wie in einem Zustande des Entrücktseins von der Erde befindlich und erfüllt von extatischen Erregungen erschienen. Sein Geist rang nach Gedanken und Denkformen, in denen das Höchste, Freieste, Allgemeinste, Herrlichste Ausdruck fände. Keine der bekannten Philosophien genügte ihm, er suchte sich seine ureigene lichte Bahn. Die Spekulation reichte nicht aus, ihr wurden die Schwingen der Poesie geliehen, das Metrum drängte sich ihm oft unabweisbar in die Prosa des forschenden Denkens. Es war Frühling in seinem Wesen geworden, Licht und Wärme trieben alle Säfte ans Tageslicht, daß Triebe, Blätter, Blüthen und Früchte sproßten und prangten. Der Strom war lange gestaut gewesen, nun brach er mit elementarer Vollkraft zur Freiheit durch. Der Unterdrückung der Kräfte folgte Steigerung, der unnatürlich verengte Horizont erweiterte sich im Nu zum unbegrenzten. Dem entfesselten Pegasus Zügel anzulegen, Rand und Band für alle Gefühle und Gedanken zu finden, ward daher nicht leicht. Vielerlei wogte chaotisch durcheinander, und der Schwung, in welchen die Seele versetzt war, fand nicht immer Maaß und Bahn.

Dennoch wage ich, der nun folgenden Lebensperiode eine inhaltliche Ueberschrift zu geben. Allgemeinere Weltideen sind es zu-

nächst, welche des Denkers Seele füllen, nachdem er sich Jahre lang hatte von aller Einzelnheit des menschlichen Lebens und Webens zurückgezogen halten müssen. Der fast auf einen Punkt zusammengezogene Gedanke breitet sich mit einem Mal zu mächtiger Weite, zu Horizontlosigkeit aus, durchbricht, die Pflanzen wie die Gestirne beseelend, die ganze moderne Weltanschauung und nimmt seinen Flug fast über das Weltall hinaus, um Alles mit Allem verbunden zu sehen und von oberster Höhe aus in die untersten Tiefen räthselvollen Daseins zu dringen.

Zwei Philosophen waren es, welche neben der Verwandtschaft am treuesten zu dem kranken Fechner gestanden hatten: Weiße der alte Jugendfreund, und Lotze der jüngere Freund. Der Letztere, noch unverheirathet und wenig gesellig lebend, besuchte Fechner während dessen Krankheit ziemlich regelmäßig, oft fast täglich. Meist still und in sich gekehrt, blieb er auch bei solchen Besuchen, wenn er nicht vorlas, äußerst wortkarg. Die Wirkung des auf dem Hause liegenden Druckes auf ihn selbst gab er durch Schweigen kund. Wir nannten ihn den „Hausgeist". Ich sehe das kleine hagere Männchen mit dem großen durchgebildeten Haupte lebendig vor mir. Lautlos trat er in die verdunkelte Stube Fechner's ein, setzte sich auf einen bestimmten Stuhl bei der Thür, und selten öffnete er die Lippen, gleich einem der drei Freunde Hiobs, welche, neben dem so ungewöhnlich heimgesuchten Manne tagelang auf der Erde sitzend, nichts mit ihm redeten, „denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war." Es kam vor, daß Lotze eintrat und wieder fortging, ohne andere Worte als den Gruß und Abschied hören zu lassen. Er ward im Jahre 1844 (März) auf den Philosophen-Lehrstuhl nach Göttingen berufen, aber der Busenfreund Weiße blieb Fechner zur Seite als weiterer Lebensgefährte, und wie er dessen Leid treulich getheilt hatte, so theilte er nun auch die Freude des wiedergegebenen literarischen Schaffens. Er war schier unermüdlich, im anregenden und mittheilsamen Gespräch philosophische, ästhetische, metaphysische und physikalische, religiöse und politische Fragen aufs Tapet zu

bringen, und Fechner mußte ihm immer und immer wieder Rede und Antwort stehen. Der philosophische Antagonismus Beider belebte die Innigkeit des Umgangs, statt sie zu beeinträchtigen.

Fechner, Weiße und Lotze, ein merkwürdiges Kleeblatt! Der Erste war von Schelling, der Zweite von Hegel, der Dritte von Herbart ausgegangen, und jeder der Drei hatte dann in freier Selbstentwickelung eigene Bahn, jeder eine von den Anderen ganz verschiedene Bahn eingeschlagen. Finden wir wohl für sie einen gemeinsamen Berührungspunkt in der Geschichte der Philosophie? Wir haben unten auf diese verwickelte Frage einzugehen; hier möge nur die vorläufige Bemerkung fallen, daß wir in der Arbeit dieser drei Denker die Auflösung der deutschen Philosophie sehen. Wir haben alle drei als Epigonen zu bezeichnen, wenn wir an die vorausgehende große Kette reiner abstrakter Philosophie in Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und Krause denken; wir haben sie aber zugleich als Bahnbrecher einer neuen wissenschaftlichen Richtung, als Vertreter derjenigen Stufe zu würdigen, auf welcher Philosophie und Fachwissenschaft, freie Spekulation und exakte Forschung einander angenähert und in einander geschlungen werden. Herbart als Psycholog hat diese Richtung inaugurirt, und unser Kleeblatt zeigt den Fortschritt derselben, Weiße mehr encyclopädisch, Fechner mehr kritisch, Lotze mehr skeptisch an die bisherigen Theorien und an das Wesen der Dinge herantretend.

Fechner selbst hat uns erzählt, wie er nach der Krankheit die Vorlesungen im verkleinerten Maaßstab mit Abkehr von der Physik und auf neue allgemeinere Ziele gerichtet wieder aufnahm. Er las nun Jahre lang ein zweistündiges Kolleg über die Beziehungen zwischen Leib und Seele, welches nicht eine größere Zuhörerschaft sammelte, aber immer einen Kreis treuer Verehrer fesselte. Ich hatte zu jener Zeit meine akademischen Studien beendet, war im praktischen Dienst beschäftigt, außer Stand, unter Fechner's Zuhörern zu sein, so viel ich auch daheim von ihm über seine Themata vernahm, und kann daher nicht aus eigener Beobachtung über seinen

Vortrag sprechen; aber ich habe aus dem Munde eines seiner damals von ihm angeregten Zuhörer, eines jetzt hoch gestellten Theologen, folgende Beschreibung.

Fechner's Vortrag war nicht eigentlich lebendig, aber überzeugend, und wenn auch die Stoffbehandlung eine naturalistische war, machte sie doch den Eindruck einer idealen Gesinnung, eines edlen Geistes. Seine großen Augen spiegelten den Ernst der Sache wider und leuchteten über die Zuhörer hin, so daß sie das Auditorium zu beherrschen schienen und die Wirkung des Vortrags auf die Einzelnen mächtig unterstützten. Interessant war es auch, die lebhaften und charakteristischen Händebewegungen des Redenden und ganz in seiner Rede Aufgehenden zu beobachten, wie sie unter dem hoch geschraubten Lesepultchen sichtbar den Vortrag begleiteten, ein Merkzeichen dafür, wie völlig sich der Vortragende, in den Stoff versenkt, von aller Außenwelt abgeschlossen hatte. In der Betrachtung von Leib und Seele seien Physiologisches und Aesthetisches in einander geflossen, und darin hätte viel Anregendes gelegen.

So ungefähr die Mittheilung. Jenes Ineinanderfließen des Physiologischen und Aesthetischen mag wohl auf manche Studenten den Eindruck des Unmethodischen und Dilettantischen gemacht haben, auch pflegt der Student von heute, an das System fester Fächer gewöhnt, neue und noch nicht rubricirte Collegien nicht leicht ernstlich zu würdigen. In der That waren wohl in jener Periode Fechner's die Physik bez. Physiologie und die Aesthetik noch nicht klar und bewußt in ihm geschieden, vielleicht überhaupt in seiner Anschauung nicht recht scheidbar. Auch will mir dünken, als wäre Fechner nach der einschneidenden Krisis gewissermaaßen in seinen ursprünglichen Indifferenzzustand zurückgefallen, aus welchem er sich nach der Pariser Reise so schwer losgerungen, und wo er lange zwischen ästhetisirendem Literatenthum und exakter Naturforschung hin und her geschwankt hatte. Jetzt, nach der Krankheit, wiederholte sich das in neuer und höherer Form, und die noch unbestimmten Anschauungsziele lagerten sich zunächst als flackernde Bilder und

schäumende Wogen in jenem Colleg ab, welches seine Reize auf denkende Köpfe ausübte, aber dem Durchschnitt der akademischen Jünger zu wenig feste Wissenschaft zu bieten schien und jedenfalls dem Fachmenschen nichts zum unmittelbaren Gebrauch versprach.

In den Werken Nanna und Zend Avesta, welche dieser Periode angehören, nahm Fechner's Welttheorie ihren höchsten Flug. Der Gelehrte ward zum Baumeister. Er zimmerte einen phantastischen Bau; sein Weltplan war pantheistischer Art: freilich nicht ein Pantheismus gewöhnlichen Schlags, er selbst protestirte dagegen immer lebhaft, es war eine neue, originelle Art pantheistischer Weltideen. Für den aber, welcher Fechner's Wesen kennt, war es etwas Neues und Besonderes, daß er jetzt — nach der Krankheit — in seine Interessen und Anschauungen ethische Momente aufnahm und den religiösen Fragen näher trat. In den Tagen, die ihn der Verzweiflung nahe gebracht, hatte ihm das Seelenweh die Ueberzeugung verschafft, daß die letzten, tiefsten, innerlichsten Fragen der menschlichen Persönlichkeit Gewissens- und Gesinnungsfragen seien, und der endliche Mensch in bewußte Beziehung zu dem Willen des ewigen Gottes treten müsse. Aus solchem Bewußtsein tauchen unvermeidbar, unausweichlich moralisch-religiöse Fragen und Antworten auf, und Fechner zog in der That nun solche in sein fast theosophisch zu nennendes Gedankensystem herein.

Nicht viele Schriften Fechner's haben mehrere Auflagen erlebt, das Büchlein vom Leben nach dem Tode drei (1836, 1866, 1887). Es erschien zuerst (noch vor der Krankheit) im Verlag seines Freundes, des Buchhändler Grimmer, und gehörte folglich der Zeit nach noch dem vorigen Lebensabschnitt an. Allein die darin niedergelegte Lebensansicht hat, wie er selbst im Vorwort zur 2. Auflage bemerkt, in einer Reihe späterer, unter seinem wahren Namen erschienener Schriften weitere Entwickelung gefunden, und diese gehören größtentheils der im 6. Abschnitt dargestellten Lebensperiode an. Was vor der Krankheit nur als Knospe da war, kam nun zum

Aufblühn. Es sind zunächst vier Schriften (1846—1851)*), zu denen noch vier aus späterer Zeit, nicht sehr umfangreiche, hinzukommen**). Fechner's Philosophie, die nun auf Grund dieser Schriftthätigkeit darzustellen ist, reicht also mit ihren Wurzeln in frühere Zeit zurück und mit ihrer Krone in spätere Zeit hinauf.

Die erste Auflage des Büchleins vom Leben nach dem Tode war noch unter Mises' Namen erschienen, die folgenden Auflagen erhielten des Autors wahren Namen, die dritte gehört dem Todesjahr desselben an, und ihr Erscheinen war eine seiner letzten Autorfreuden. Die Entstehung des Büchleins, dessen Schluß im August 1835 in Gastein niedergeschrieben ward, verband ihn mit jener poetischen ersten Frühlingszeit literarischen Schaffens, wo ihm die Misesthätigkeit als Erholung von der schweren Berufsarbeit besonders lieb war. Er widmete die zweite Auflage den Töchtern seines Freundes und Verlegers Grimmer und schrieb im Vorwort dazu: „Hat er (Grimmer) doch zum früheren materiellen ein immerwährendes geistiges Anrecht daran; denn hauptsächlich auf Anlaß von Gesprächen mit ihm über eine von unserm gemeinschaftlichen Freunde Billroth flüchtig ausgesprochene und ebenso nur flüchtig festgehaltene, im Verfasser aber festgewordene, Idee ist es entstanden. Hierzu noch ein Wort des Wunsches: Daß den Liedern des Freundes (Grimmer), so schön und so vergessen, ebenso eine Wiederauferstehung bevorstehen möge, wie sie diesem halb vergessenen Büchlein hiermit wird. Ging doch die Entstehung seiner Lieder mit der Entstehung dieses Büchleins in einer Zeit täglichen Beisammenseins so Hand in Hand, daß sie mir in der Erinnerung noch fast wie Melodien dazu klingen und in dasselbe hineinklingen***). Einfachen Zaubers

*) 1846: Ueber das höchste Gut — vier Paradoxa. 1848: Nanna. 1851: Zend-Avesta.

**) 1861: Ueber die Seelenfrage. 1863: Die drei Motive und Gründe des Glaubens. 1873: Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen. 1879: Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht.

***) Vergl. oben 92. 93.

wie sie sind, mögen sie eine Zukunft noch nach der Zukunftsmusik haben; denn das Laute übertönt das Schöne, doch Dieses überdauert das Laute, und was laut anfängt, kann ja nicht laut enden." — Was den anderen Freund Billroth anlangt, welcher dann Professor der Theologie in Halle ward und frühzeitig starb, so bemerkt Fechner in der zur zweiten Auflage hinzugefügten kurzen Nachschrift, der Freund habe die von ihm angeregte Idee, daß die Geister der Gestorbenen als Individuen in den Lebenden fortexistiren, seinerseits nicht verfolgt, sondern wie in der Religionsphilosophie überhaupt, so namentlich in der Unsterblichkeitslehre, eine von der hier verfolgten ganz verschiedene und sich directer an das kirchliche Dogma anschließende Richtung genommen, welche ihn sogar von jener Grundidee großentheils wieder abgeführt habe. In der That, jene Idee, die ihren Vorgang in dem altrömischen Manen-Glauben hat, ist heidnischen Wesens und konnte von dem christlichen Theologen nicht auf die Dauer festgehalten werden; wie Billroth, ihr erster Vater, so stand auch Fechner in seinen späteren Jahren anders, als anfangs, zu ihr, der Grundidee ebenso, wie zu der weiteren Ausführung, welche sie im dritten Theil des Zend-Avesta erfuhr: wir erkennen das aus den späteren Schriften „Die drei Motive und Gründe des Glaubens" (1863), und „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (1879). Man darf immerhin dem zum Motto gewählten Schiller'schen Wort „Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt und seine Existenz in Andere eingreifen sieht" zustimmen, und man hat in den vererblichen Anlagen und der Erbsünde Vieles, was einen genealogischen Seelenzusammenhang zeigt und gegen die absolute Getrenntheit der Individuen spricht, — ohne daß man sich von einer ästhetisirenden Lebensphilosophie umgarnen zu lassen braucht, welche in Bezug auf das Fortleben großer Geister in den kommenden Geschlechtern Christus mit Goethe und Napoleon gruppirt (2. Aufl. S. 9), „Himmel und Hölle im gewöhnlichen Sinne der Christen" verwirft (S. 11), den Tod nur eine natürliche Durchgangsstufe nennt (S. 11), und bei der

phantastischen Vorstellung anlangt, daß „die Geister der Todten" und auch Geister höherer Ordnung unmittelbar mitwirkten bei den Gesellungen und Kämpfen der Lebenden (S. 25), daß wir durch lebhaftes Gedenken an Verstorbene diese wirklich zu persönlicher Gegenwart heraufzubeschwören vermöchten (S. 30, 67), daß diese wirklich um jede Statue schweben, die wir ihnen setzen (S. 31), daß auch die Schlechten durch den Mißklang ihres Wesens inmitten der Harmonien des Jenseits „endlich genöthigt" werden würden, ihr Wesen umzukehren und Gute zu werden (S. 21, 51), und daß die Erde ein höheres einheitliches Geschöpf sei, als der Mensch (S. 58). Wir sträuben uns dagegen, und doch, wollten wir der ersten Menschen Dasein im Paradiese, das Weben und Leben der auferstandenen Seelen im Jenseits malen, fürwahr, unser Pinsel könnte manche liebliche Farbe und manchen zarten Strich den Bildern Fechner's entlehnen (z. B. S. 3). Wie Schiller in seiner Glocke das Schönste aus dem Schatze des Christenglaubens entnommen hat, ohne daß das Ganze christlich gerichtet und geläutert ist, so klingt auch Fechner's sinnige Vorstellung vom Leben im Jenseits in ihren schönsten Stücken an christliche Forderungen und Verheißungen an. So, wenn er S. 37 sagt: „es sollte in jeder Stadt einen Tempel ihrer größten Todten geben, angebaut an den Tempel Gottes oder in ihm eingebaut, indeß man Christus wie bisher mit Gott selbst im selben Zimmer wohnen lasse;" oder (S. 41): „hätte ein Kind nur einen Augenblick gelebt, es könnte in Ewigkeit nicht wieder sterben; der kleinste Moment bewußten Lebens schlägt schon einen Kreis von Wirkungen um sich, wie der kürzeste Ton, der im Moment erloschen scheint . . . denn keine Wirkung erlöscht in sich selbst;" — oder (S. 73): „wie die Erinnerungen in Deinem Haupte, verkehren die Geister des Jenseits im göttlichen Haupte;" — oder (S. 21): „gern kehren die reinen Geister in eine reine Seele ein, und an dem Bösen in uns faßt uns das Böse außer uns an." Interessant sind auch diejenigen Stellen, in welchen Fechner's Loosung für sein Verhalten zu den Fragen des

Somnambulismus und Spiritismus, wovon unten (8. Abschnitt) die Rede sein wird, zu Tage tritt.

Die beiden Schriftchen aus dem Jahre 1846 waren die ersten bedeutenderen Erzeugnisse der wieder auflebenden Kraft Fechner's nach seiner langen Krankheit. Das eine ist ernsthaft und trifft die moralische Seite des Lebens, es wendet sich an Willen und Gesinnung des Menschen; das andere ist humoristisch-satyrisch und greift nach der intellektuellen Seite des Lebens, es wendet sich an das philosophische Denken des Menschen.

Unter dem „höchsten Gut", von welchem das erstere der Schriftchen handelt, versteht Fechner die vollkommenste und allgemeinste Lust in der Welt. Allem Lebenden sei der Trieb nach Lust eingepflanzt, alle Philosophen haben mit Recht nach einem obersten Lustprinzip gesucht, und nur darin gefehlt, daß sie ein zu enges aufstellten. Berechtigt und befriedigend sei nur das Prinzip, welches die Lust des Einen von der Lust Aller nicht trenne, jeder Lust überhaupt gleiches Recht gebe, und zwar dadurch, daß es ihr Recht nach ihrem Beitrage zum Größten der Lust im Ganzen abmesse (S. 26).

Die Philosophie substituirt hier dem christlichen Worte Seligkeit das bedenkliche Wort Lust, welches so vieles Unreine mit begreift; kein Philosoph ist im Stande, diesen Zusatz auszumerzen. Und was, so fragt man zuerst, ist denn überhaupt unter Lust zu verstehen? Es gibt gar vielerlei Vorstellungen unter dieser Decke, während „Seligkeit" die eine klare und feste Vorstellung vom völligen Einklange der geschaffenen Seele mit dem Wesen und Willen des ewigen und heiligen Schöpfers enthält. Ich vermisse in Fechner's Lustprinzip festen Inhalt des Denkens, klares Ziel für das Handeln, sicheren Boden unter den Füßen und fühle mich mehr oder weniger mit formalen Leitmotiven abgefertigt. Die Christenlehre hat ein anderes Grundprinzip, als den Trieb nach Lust. Ihr zufolge ist Gott (seinem innersten Wesen nach) die Liebe; er hat uns aus Liebe

geschaffen; „er hat uns zuerst geliebt, darum sollen wir ihn wieder lieben," „Du sollst Gott lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst." Wir sollen also gesinnt sein, wie Gott, und Liebe ist der Inhalt dieser Gesinnung. Da haben wir das Grundgebot und seinen Inhalt; alles Andere folgt daraus. Die Liebe baut und zeugt, alles Andere ist zerstörend. Ich lese in einem Briefe des Halleschen Philosophen Ulrici an Fechner (2. October 1847): „In der That scheint mir durch Ihre Abhandlung der Weg zur Verständigung zwischen uns so weit angebahnt zu sein, daß wir ihn nur zu betreten brauchen: der Differenzpunkt scheint nur noch zu sein, ob die Liebe in ihrem eigensten Wesen und letzten Grunde erfaßt, die Mutter der Lust, oder umgekehrt die Lust die Mutter der Liebe sei."

Wo, so fragt man, wenn man sich auf Fechner's Standpunkt stellt, billig weiter, ist der Blick, welcher alle Einzelnen und die Gesammtheit umspannt, um von der Höhe aus dem in der Niederung pilgernden Individuum Richtschnur und Maaßstab des Wollens und Handelns zu geben? Die psychologisch-ethische Seite ist nicht die stärkste an Fechner. Er sieht sich genöthigt, dem rechnenden Verstand, welcher das Einzelne und das Ganze überschlägt, zu Hülfe zu kommen mit anderen Potenzen: er nennt die auf Erfahrung gegründeten Gesetze und Regeln, Sitten und Gebräuche und neben dem Gesetz das Gewissen (S. 34—39), aber er verzichtet auch damit auf die Centralität seines Lustprinzips und zieht es in die Sphäre des Erfahrungsmäßigen herab, welches doch von ihm beherrscht sein sollte. Er führt die Strafe auf den Gedanken zurück, daß es gelte, den im bösen Menschen fließenden Quell der Unlust zu verstopfen, aber er sagt nichts über die Berechtigung zum Strafen; er führt endlich auch das Gewissen auf den Lusttrieb zurück und macht so den Zweck des Wohlbehagens, den Wunsch der Seligkeit zum eigentlichen Agens der Rechtschaffenheit.

Fechner sagt ziemlich am Anfang (S. 9): „Was der Mensch thun soll, ist, mit Gebet sich zur Arbeit zu erheben, im Schweiße

seines Angesichts den Garten zu graben, mit Bedacht den Strauch zu wählen, zu pflanzen, zu veredeln, mit Geduld zu pflegen, mit Hoffnung die Knospen zu grüßen, mit Freudigkeit die Rosen zu pflücken, wenn sie am schönsten erblüht sind, mit Jauchzen den Becher und die Liebste damit zu kränzen, sie zum Reigen zu führen mit den gleichbekränzten Nachbarpaaren, und endlich Gott zu loben, der den Garten, den Strauch, die Rose, die Rebe, das Mädchen und ihn selbst mit der Kraft zur Lust und Lust zur Kraft geschaffen." Wie seine Vorstellung des Lustprinzips auf einer lieblichen Stufenleiter bis zu Gott hinansteigt, um hier erst Ruhe zu finden, so sucht er auch ziemlich am Schluß (S. 61) das Verhältniß seines Prinzips zu den obersten christlichen Sittengeboten festzustellen. „Es bezeichnen nur die christlichen Sittengebote vielmehr die Gesinnung, aus der unser Handeln hervorgehen soll, unser Prinzip den Zweck, worauf es sich richten soll, was sich natürlich nicht widerspricht und ausschließt, sondern zusammenhängt und bedingt. Denn um den Zweck zu erreichen, wird auch die Erzeugung der Gesinnung gefordert, die zur Erreichung dieses Zweckes gehört; und ist die Gesinnung da, wird sie auch auf den Zweck gehen, dem sie entspricht. Nur läßt sich eine Handlungsweise bestimmter durch den Zweck charakterisiren, auf den sie geht, als durch die Gesinnung, von der sie abhängt." Man sieht, Fechner's Standpunkt ist der teleologische, den wir auch in seinen späteren philosophischen Werken antreffen. Ich meinerseits halte denselben für unzulänglich und unbefriedigend; die tiefer gegründete Ethik wird sich nie dabei beruhigen. Auch kann ich nicht zugeben, daß der Zweck eine sicherere Richtschnur gebe, als die Gesinnung; das Handeln ist nicht bloß „abhängig" von der Gesinnung, sondern wurzelt in ihr und empfängt von ihr Maaß und Ziel, Weg und Methode.

Ein Zweites ist das so ungemein wichtige Moment der Sünde, welche von Adam her das ganze Leben der Menschheit mit bestimmt. Nur der oberflächliche Psycholog kann die Sünde ignoriren. Fechner leugnet sie keineswegs, aber er läßt sie bei seinem Lustprinzip außer

Rechnung. Wie soll der Mensch in seiner Sünde, Leidenschaft und Verblendung von sich aus den Maaßstab und Leitstern der wahren, höchsten und allgemeinsten Lust im Ganzen und im Einzelnen finden und Kraft und Verstand haben, dem vielleicht wahrgenommenen Stern im Labyrinth des Lebens zu folgen? Für die heillosen Tiefen und die gottfeindliche Natur der Sünde fehlte Fechnern das Verständniß. Es lag das theils an der rationalistischen Grundlage seiner Gottesanschauung, theils an der kindlich einfältigen Art seines Wesens, das ohne harte Charakterkämpfe und ohne heftige Leidenschaften blieb.

Trotz meines Gegensatzes muß ich aber aussprechen, daß es ein Genuß ist, das Schriftchen zu lesen, zu studieren. Die Gewandtheit und Durchsichtigkeit der Sprache, die farbenreiche Plastik der eingestreuten Bilder, die Unermüdlichkeit, mit welcher das vertheidigte Lustprinzip von allen Seiten, in mannigfachster Beleuchtung gezeigt, gedreht und gewendet wird, verräth den reichen und für seinen Stoff begeisterten Denker; man braucht nur die letzte Seite des Schriftchens zu lesen (S. 67), um inne zu werden, daß der Denker zugleich ein Dichter ist. Auch hier erweist er sich als einen in allen Stellungen wechselnden Fechter, der sich nie zum Rückzug entschließt und jede Blöße zu verdecken weiß. Vor Allem aber thut die Lauterkeit der Denkweise wohl, in welcher man als Leser gleichsam reine Luft athmet; man vergleiche diese Arbeit mit der eines Schopenhauer, um den Abstand einer kindlichen Seele von der Lebensluft eines genußübersättigten, verdrießlichen und mit der Welt zerfallenen Geistes wahrzunehmen.

Fechner's Jugenderziehung ruhte auf dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts. Der persönliche Gott steht ihm, obgleich er ihn später pantheistisch in die Welt hereinzieht, doch ziemlich kalt und äußerlich neben der Welt und ist nur halb lebendig. Aber Gott ist die Liebe und liebend greift er mit freiem Walten in die Seele und das Geschick der Menschen ein. Der Mensch ist nicht bloß von Gott, sondern auch auf ihn hin erschaffen; als Gottes

Ebenbild ist er zur Gottähnlichkeit berufen. Nicht ein abstractes Zweckprinzip, sondern nur der lebendige Gotteswille kann ihn erfüllen und wahrhaft richten. Der Mensch als erschaffene Person findet nur in einer höheren, der höchsten Person, der Person des ewigen Schöpfers, Ruhe, Genüge, Maaß und Richtschnur. Also soll unsere Gesinnung ausgehen vom heiligen Wesen Gottes und wieder einmünden in diesem; die ewige Seligkeit wird dann als Frucht geerntet. Die Gottseligkeit also ist die christliche Fassung des Lustprinzips, diesem weit überlegen durch die Kräfte des persönlichen Willens und des persönlichen Gehorsams. Im praktischen Leben geben nicht die Prinzipien, sondern die Personen den Ausschlag, darum ist für das Leben der Menschheit oberste Richtschnur nicht irgend welches abstracte Prinzip, sondern Gottes heilige Person, sein Wesen, welches die Liebe ist, und sein Wille, welcher die Gottes- und Nächstenliebe will. Im freien Einklang des menschlichen Wollens mit dem göttlichen liegt das oberste Moral- und Lustprinzip; alle anderen Fassungen werden auf die Dauer unbefriedigt lassen.

Die vier Paradoxa bilden ein Gegenstück. Man braucht nur die Ueberschriften der vier hier vereinigten Aufsätze zu lesen, um die Geister des Humors und der Satyre, die hier aus jeder Falte des lustig flatternden Philosophengewandes blinken, gewahr zu werden. Die Paradoxen lauten: I. Der Schatten ist lebendig. II. Der Raum hat vier Dimensionen. III. Es gibt Hexerei. IV. Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Prinzip entstanden. Hier wimmelt es von Humoresken und Burlesken; tiefsinnigste und niedlichste Gedanken spielen durch einander. Man fühlt sich wie in einen Wirbelwind versetzt, welcher in sprühende Funken einhüllt und zugleich den Staub in die Augen treibt, ja die ganze Welt der Wirklichkeit in ein Spiel loser Phantasmen aufzulösen scheint. In dem Aufsatz über die Hexerei ruft Fechner aus: „Wer kennt nicht die Association der Ideen! Nichts

geht hier mehr nach Schluß, und doch Alles auch nach einer Regel, welche die ist: was oft mit oder nach einander im Geiste zusammen gewesen ist, zieht nachher eins das andere von selbst im Geiste mit oder nach sich. Soll aber eines recht sicher und bestimmt sich an das andere im Denken associiren (knüpfen), so muß es auch möglichst ausschließlich oder vorwiegend oft damit in Beziehung getreten sein, sonst greifen die anderen Associationen störend ein." Aber diese Association der Ideen, auf welche Fechner auch später in seinen ästhetischen Betrachtungen großes Gewicht legt, wird im Handumdrehen zu einer Association der Thatsachen, das Gesetz des Denkens zu einem Gesetz des Geschehens, und mit der harmlosesten Miene geht der Autor zu folgenden Vorschlägen über: „Gesetzt, Jemand wünscht viel Geld zu erwerben, so kann er dies zuvörderst im Sinne der Schlußmethode durch Fleiß und Arbeit erwerben, wo der Erfolg bei sonst erforderlichen Vorbedingungen in jedem Falle nothwendig eintreten wird. Aber er kann auch in die Lotterie setzen und sich des Gewinnens (in folgender Weise) versichern. Man nimmt längere Zeit hindurch, ein halbes Jahr oder ein Jahr lang, alles Geld und was man sonst einzunehmen hat, stets mit denselben drei Fingern der linken Hand ein; gibt aber nie etwas damit aus. So gewöhnt man diese Finger daran, zu gewinnen. Nachdem dies hinreichend geschehen ist, zieht man endlich das Loos mit denselben Fingern; dann kommt ein Gewinnlos in die Hand, man weiß nicht wie. Die drei Finger und das Gewinnen haben sich einmal an einander associirt." „Ich ließ mir zu Anfang vorigen Monats einen neuen Tisch machen, beschrieb ihn mit einigen seltsamen Zeichen und deckte ein neues Tischtuch darauf, in dessen Mitte ich ein Loch schnitt, in der Voraussetzung, daß noch nie eine Hausfrau ein Loch in ein Tischtuch geschnitten oder gar ein so durchlöchertes aufgedeckt haben würde, Männer aber ohnehin sonst um das Decken sich nicht kümmern. So war nun der Tisch für die Annahme neuer eigenthümlicher Associationen selbst eigenthümlich genug hergestellt. Durch eine geeignete Vorrichtung ließ ich darauf aus

der Höhe allerlei gute Gerichte und Weinflaschen auf den Tisch herab, indem ich das Wort akalpa dazu sagte. Nach einiger Zeit ließ ich die Gerichte und Flaschen wieder in die Höhe ziehen, indem ich das Wort verkehrt dazu aussprach aplaka. Dies wiederholte ich hundert Mal. Seitdem brauche ich nur den Tisch wieder zu decken, mich davor zu setzen und das Wort akalpa zu sprechen, so kommen Gerichte und Wein durch die Luft; ich speise dann, spreche darauf das Wort aplaka, so fliegt alles Uebriggebliebene wieder fort."

Es ist das letzte humoristisch-satyrische Schriftchen Fechner's, nur einmal noch beiläufig — in der polemischen Schrift: Professor Schleiden und der Mond (1856) — spielten Scherz und Ernst in einander. In jenem letzten wird der Philosoph zum Sophisten. Ich denke dabei an die Periode der Auflösung der griechischen Philosophie, wo das den Ernst des Denkens zersetzende Spiel der Sophisten zugleich Symptom und mitwirkende Ursache der Auflösung der philosophischen Denkarbeit großen Styls war. Auch Fechner arbeitete mit an der Auflösung der bisherigen Philosophie. Doch war er nicht Sophist von Fach, sondern Sophist nur nebenbei. Aus aller Sophisterei rettete er ernste Gedanken, ernste Ziele — neuer Art freilich; es war also das Besondere an ihm, daß er zugleich Sophist und Philosoph war. Nimmermehr konnte sein Geist Genüge finden an dem sophistisch zersetzenden Spiel und Spiegelgefecht der Gedanken; mitten durch die Zersetzung hindurch arbeitete er sich zu positiven und zusammenhängenden Spekulationen wieder empor. Aber es war nicht mehr der Schelling'sche Anschauungsweg, sondern eine neue, mehr induktive Methode, welche von den Beobachtungen des realen Natur- und Geisteslebens aus zu den allgemeinen Wahrheiten der Schöpfung emporzusteigen sucht und die Leiter dazu auf den Boden fachwissenschaftlicher und möglichst exakter Kenntnisse aufstellt.

Wir stehen jetzt vor Fechner's beiden philosophischen Haupt-

schriften: Nanna und Zend-Avesta, auf welche er später selbst immer wieder zurückgriff. Ein eigenthümlicher poetischer frischer Luftzug durchweht sie. Kühn sind viele Vorstellungen, welche darin niedergelegt sind, und manche Verehrer Fechner's haben die Ansicht, daß dieser Vorstellungsweise die Zukunft gehöre. Unmöglich ist es hier, die reiche Fülle der zu einem großen System geordneten Gedanken wieder zu geben, Andeutungen müssen genügen; die Schriften fordern ein Studium.

Der Aufbau des Fechner'schen Gedankensystems beginnt mit der (uns umgebenden) Natur. In der bei L. Voß erschienenen Schrift „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" (1848) — einem Buche, welches wohl stärkeres Aufsehn gemacht haben würde, wenn sein Erscheinen nicht gerade in die Zeit der wilden Wogen der Politik, welche alle anderen Interessen verschlang, gefallen wäre — tritt Fechner in eine Naturbetrachtung ein, welche nicht bloß den germanischen Zug nach einem sinnigen Verhältniß der Menschenseele zur Natur verräth, sondern eine alte urheidnische Weltanschauung wieder belebt, wie wir sie bei den alten Griechen und alten Germanen antreffen. Fechner selbst hat das erwogen; sagt er doch im Vorwort, er habe eine Zeit lang zwischen Flora und Hamadryas als Titel seines Buches geschwankt. Flora ist die römische Göttin des vegetativen Lebens in der Natur, Hamadryas die Baumnymphe, d. h. der beseelt gedachte Baum: der schöne Gedanke eines Volkes, welches, seßhaft geworden, in dem Kultus der Bäume ein wichtiges Moment menschlicher, den Nomaden fremder Kultur feiert. Nanna aber, Baldur's, des Lichtgottes, Gattin, ist die Blumenwelt in dem skandinavischen Mythenkreise; ihr zu Liebe verwirft Fechner die „welschen" Heidinnen, da „wohl das ganze fremde Alterthum sich bald in die Särge der Geschichte zur Ruhe geben wird". Als Thema der Schrift bezeichnet er, daß es gelte, „die Pflanzen in einer allgemein gottbeseelten Natur als eines individuellen Antheils dieser Beseelung wieder theilhaftig erscheinen zu lassen, ihnen eine eigene Seele beizulegen und ihren Verkehr

mit dem Lichte psychisch auszulegen." Als „Dolmetsch und Vertreter der kleinen Blumenwesen" weist er zugleich auf einen größeren Zusammenhang in der Schöpfung hin; „ob die Pflanzen beseelt sind oder nicht, ändert die ganze Naturanschauung, und es entscheidet sich mit dieser Frage manches Andere. Der ganze Horizont der Naturbetrachtung erweitert sich." — Wenn Schiller über die seit dem Untergang der Antike „entgötterte Natur" klagte, so würde er aufathmen unter Fechner's „beseelten Pflanzenindividuen".

Der Verfasser will in der „Nanna" zunächst „die Blume pflücken" und meint, man könne ja später auch die Wurzel ausheben und nachholen „zur dauernden Verpflanzung in das rechte Beet des Gartens", worunter er die rechte Anschauung von Gott und Natur, von Leib und Seele versteht (S. 3. 4). Der Patholog Professor Wunderlich, Fechner's Kollege, sagte mir einst lächelnd, als ich mit ihm über die Nanna sprach: Fechner, wenn er konsequent ist, muß auch den Gestirnen Beseelung zuschreiben; und in der That, bald nachher im Zend-Avesta, ergänzte sich Fechner in dieser Richtung und baute ein vollständiges Weltsystem auf, in welchem auch die Pflanzenseele wurzelt und spielt.

Die Pflanzenseele erscheint ihm als Empfindung, ganz Empfindung, getrieben von Instinkten, ein im Flusse sinnlicher Empfindungen dahin wogendes Leben; die Empfindung ist im Grunde die einzige Linie, in welcher sich die Pflanzenseele bewegt. Aber mir scheint, daß, so wenig eine Linie Wirklichkeit ist, ebensowenig es ein Linearleben von Seelen, und wäre es auch ein reich entwickeltes „Sinnesleben", gibt. Nur wenn zum Empfinden ein Begehren und Vorstellen (d. h. ein Aufnehmen und Festhalten von Bildern der Gegenstände) hinzukommt, kann ein wirkliches Leben zu Stande kommen, gerade so wie zur Wirklichkeit räumlicher Körper drei Dimensionen nöthig sind. Im Thier treffen wir jene Trias, wenigstens schließen wir da auf ihr Vorhandensein; in der Pflanze fehlt sie; die Empfindung allein, nicht einmal Empfinden mit Begehren gepaart, kann nicht eine Seele ausmachen; es würde höchstens ein

Schattenspiel an der Wand geben, aber keine Wirklichkeit. Wohl räume ich ein, daß aus dem Fehlen des Nervensystems, — vielleicht auch, daß aus dem Fehlen der „Centralisation des Pflanzenorganismus“ sich keine unmittelbaren Gegenbeweisgründe gegen eine Pflanzenseele herleiten lassen (S. 97. 281); mir scheint, daß überhaupt nichts Entscheidendes für oder gegen die Seele aus dem Reiche des Körperlichen zu entnehmen ist, denn Physisches ist nicht Psychisches und Psychisches ist nicht Physisches. Aber ich kann mich nicht überreden, eine Seele anzunehmen, wo kein Begehrungs- und Vorstellungsvermögen gefunden wird; zwar denkt sich Fechner das Sinnesleben der Pflanze als ein Wechselspiel von Empfindungen und Trieben (S. 323), aber diese Triebe sind doch nur physikalische Reizungsresultate, nicht seelische Begehrungen, und welchen psychischen Werth sollen denn Empfindungen und Begehrungen ohne die verknüpfende Kraft von Seelenbildern haben? Und ich bin überzeugt, daß, wo Seele auf beiden Seiten ist, auch ein seelisches Gegenseitigkeitsverhältniß möglich und wahrnehmbar ist, wie es zwischen dem Menschen und dem ihn fliehenden oder suchenden Thier stattfindet. Die Thiere fliehen und suchen einander und die Menschen, auch der Wurm, das Insekt flieht und sucht den Menschen, aber die Pflanze ist lediglich Gegenstand, nie Faktor seelischer Beziehungen für Thiere und Menschen, wenigstens sind andere Annahmen ganz willkürlicher und phantastischer Art. Bezeichnender Weise sagt die Genesis, Gott habe dem Menschen geboten, von allerlei Bäumen zu essen und von dem einen Baume nicht zu essen; dann, Gott habe allerlei Thiere zum Menschen gebracht, daß er sie benenne (und mit Namen rufe), und sie führt diesen Verkehr des Menschen mit dem Thier als Vorstufe des Verkehrs mit dem Mitmenschen an (Gen. 2, 16—20). Da erkennen wir, wie das Pflanzenreich nur als Gegenstand gedacht ist, das Thierreich aber als Faktor seelischer Beziehungen (der Menschenwelt), und stimmt das nicht zu unserer Erfahrung? Mancher Schooßhund oder Papagei hat schon manchem umgangsbedürftigen Menschen den Ge-

hülsen des Lebens ersetzt, noch nie aber eine Pflanze, auch nicht die ehrfurchtgebietende Eiche, auch nicht die holdeste Blume. Thiere tödten wir nur, wenn wir ihr Leben uns schädlich, ihren Tod uns nützlich finden, und der natürliche Mensch scheut sich, ohne Noth sie zu tödten; Pflanzen dagegen auch ohne Noth zu zerstören, macht er sich kein Gewissen.

Dem sinnigen Verfasser der Nanna kommen die unbeseelten Pflanzen wie taube todte Nüsse vor. Was sollen sie, fragt er, im lebendigen planvollen Haushalt der Natur? Ich antworte: der menschliche Geist bedarf eines solchen Objekts, dessen ganzes Wesen äußerlich, körperlich offen liegt, mit seiner ganzen Fülle sinnlich und unmittelbar wahrzunehmen, nicht versteckt, sondern ohne Schlußfolgerung greifbar und deutlich ist, damit es dem Menschen für alle möglichen Lebensbeziehungen ein Sinnbild und Gleichniß sei. Die Erde mit ihrem Pflanzenkleid ist auf den Menschen hin und für ihn erschaffen; der Mensch soll sich entwickeln, indem er sie sich unterthan macht. Er thut das nicht bloß, indem er sie sinnlich genießt, sondern auch indem er in ihr Parallelen und Analogien zu seinem Geistesleben gewahr wird und benutzt. Ist solcher Zweck des Pflanzenreiches nicht ausreichend? Man hat die Blumenwelt mit der Kinderwelt, mit der Frauenwelt verglichen und poetische Beziehungen daraus geschöpft. Man vergleicht das Menschengeschlecht mit einem Baume, seinen Aesten und Zweigen, und der nordische Mythus nimmt sogar einen Weltbaum an. Wir nennen die Völker und Geschlechter Stämme und Zweige der Menschheit, und die Gedichte Blüthen des Geistes. Palmenzweige geben wir dem Sieger in die Hand, Lorbeerkränze dem Dichter aufs Haupt, Sträuße bringen wir zum Geburts- und Hochzeitstag. Und wo wäre der dorische Baustyl ohne den Wuchs der Pinie oder Palme, der korinthische ohne den Akanthus, der gothische ohne die Buche, und der sogenannte Blumengarten voll Fialen aus carrarischem Marmor um das Dach des Mailänder Doms ohne die üppige Flora des Südens? Die unbeseelten Bäume und Blumen sind

uns nicht taube Nüsse, sondern sprechende Sinnbilder, und sie läutern und nähren unser Phantasieleben. Wie hat Jesus in seinen Gleichnissen die Pflanzenwelt geadelt; er nennt sich selbst den Weinstock, an welchem wir die Reben sein sollen im vollsten Sinne des Wortes. In dem Thierreich fehlt es an einem gleich treffenden Gleichniß, denn auch das Gleichniß von dem Hirten und der Heerde drückt die Kraft des Zusammenhangs nicht in demselben Maaße aus. Also dient das Pflanzenreich den höchsten Gedanken, wie die Silberschaale den goldenen Früchten.

Fechner ruft (S. 52) beim Anblick einer in Sonne zugleich und Wasser getauchten Wasserlilie aus: Sollte sie von Sonne und Bad nichts empfinden? „Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es bloß als Gegenstand müßiger Betrachtung darzustellen." Aber hielt denn der Verfasser seine eigene Betrachtung für eine müßige, die er an die Lilie knüpfte? Und hat nicht schon manches Kind nach einer Blume im Wasser haschend sich paradiesisch gefreut, mancher Dichter mit solchen Wasserblumen seine Nixen geschmückt? — Fechner erzählt (S. 57): „Ich sah neulich meine Frau eine Pflanze mit dem Erdballen aus dem Blumentopfe heben, und bewunderte es, wie die Pflanze den Erdballen so vollständig bis ins Feinste durchwurzelt, jedes Fleckchen Erde auszukosten gesucht hatte; und wie unter der Erde, war es über der Erde. Erst war die Pflanze in Zweigen auseinander gefahren, und dann hatte sie die Zwischenräume mit Zweigelchen und Blättern gefüllt, daß kein Bischen Luft ungenossen durchkommen konnte; und an den Spitzen der Zweige hielt sie noch überdies die blauen Blümchen dem Lichte entgegen. So lobe ich es mir, Natur, wenn es nur auch der Pflanze wirklich zu Gute kommt; aber was für eitle Mühe und eitler Tand, wenn die Blumen und Bäume bloß wie taube Schnörkel wüchsen. Es wäre recht Arbeit um Nichts; und das in so viel Wäldern und Feldern sich immer und immer wiederholend. Sollte es bloß für unseren Nutzen sein, wäre es ja besser gewesen,

es wüchsen gleich Scheite und Bretter, Tische und Stühle statt der Bäume.“ Jenes Lob der Natur ist ein Lob Gottes, und eitle Mühe ist die Schöpfung des Pflanzenreichs auch ohne die Pflanzenseele nicht, denn der Mensch erbaut sich in der Betrachtung des Haushalts der Vegetation und lernt das Sparen an Gottes weiser Oekonomie, und weil er diese nicht bloß einmal, sondern auf Schritt und Tritt findet, bewundert er das System, die Konsequenz, die Fülle und die Harmonie in dem göttlichen Naturplan. Diesen Anschauungen des Menschen, welcher das Ebenbild Gottes ist und dessen Gedanken nachdenken soll, zu dienen, ist das nicht etwas Größeres, als das enge Empfindungsleben der angeblichen Pflanzenseelen? Darum scheint mir nicht, daß auf dem Wege der Zweckbetrachtung die Pflanzenseele beweisbar ist. Noch nie ist in irgend einer Frage auf teleologischem Wege ein überzeugender Beweis geführt worden*).

Man beweist, vom bloßen Zwecke ausgehend, entweder zu wenig oder zu viel: zu wenig, weil das Setzen von Zwecken immer freie That ist, von welcher nicht mit zwingender Logik auf einen bestimmten Plan des Handelns geschlossen werden kann; zu viel, weil solche Beweisführung immer Fragen übrig läßt, so wenn Fechner hier nach einem selbständigen Daseinszweck der Pflanzen sucht, denn er muß dann dasselbe bei den Diamanten, Krystallen, Wolken und Perlen thun.

Seit die Kulturvölker aufhörten, Nomaden zu sein, haben sie ihre Freude an Blumen und ihre Hochschätzung der Bäume, suchten hinter den Bäumen Nymphen, hielten unter großen Bäumen Volksgericht, um die Dorflinde festliche Tänze. Baumfrevler ächtet das Volk und verfolgt das Strafgesetz. Dichter besingen Wald und Baum, die Pinie wie die Eiche. Aber den Kultus des Pflanzenreichs zu einem philosophischen System zu erheben, war unserem Fechner vorbehalten. Er hat dasselbe auf eine Fülle physiologischer

*) Vergl. unten S. 183.

und morphologischer Beobachtungen, physikalischer und botanischer Kenntnisse gestellt und mit einem Gewebe sinnigster Vergleiche und Analogien umgeben, daß man sich des Gedankens freuen muß, welcher mit nachdrücklichem Ernst dem Rohen Achtung einflößt vor einem lieblichen Werke Gottes und in liebenswürdiger Weise den Gebildeten aufmerksam macht auf das unendlich viele Schöne im Reiche der uns überall umgebenden Natur. Man muß sich des Gedankens freuen, auch wenn man ihn nicht für erwiesen, nicht für richtig, nicht für zulässig hält.

In seiner zweiten, wenige Jahre nachher gleichfalls bei Leopold Voß veröffentlichten Hauptschrift: „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung"*) zieht Fechner beträchtlich weitere Kreise. Die Welt der Gestirne, Gott als Schöpfer und Regierer dieser Welt, der Erdball und die successiven Schöpfungsschichten auf Erden, der Stufenbau der Welt, der menschliche Tod, die jenseitige Geisterwelt, der Auferstehungsleib und die Unsterblichkeit bilden die großen schwerwiegenden Themata seiner immer von der sinnlichen Natur ausgehenden, alle Dinge in Zusammenhang und auf festen Platz stellenden Betrachtung. Von der Erde steigt diese zu den Sonnen im Weltenraume, von den sinnlichen Beziehungen zu den höchsten moralischen, von dem Vergänglichen zu dem Unsterblichen und Ewigen auf. Scharfe Schlüsse wechseln mit anmuthigen Bildern, mathematische Proportionen und Figuren mit poetischen Eingebungen und rhythmischen Ergüssen. Man erkennt, daß der Verfasser seine ganze Seele in das Buch gelegt hat.

Zend-Avesta soll „lebendiges Wort" bedeuten. Es bezeichnet eine „uralte fast verschollene, durch Zoroaster nur neu reformirte, Naturreligion" (Vorrede, S. V), und Fechner sagt, sein Buch sei

*) I. Theil: Ueber die Dinge des Himmels. II. Theil: Ueber die Dinge des Himmels (Fortsetzung). III. Theil: Ueber die Dinge des Jenseits. 1851.

ein neuer Zend-Avesta, d. h. eine Naturphilosophie, welche, indem sie mit den Grundlagen des Christenthums vereinbar sei, auch religiösen Bedürfnissen gerecht werde, und indem sie mit den Forderungen einer exakten Naturwissenschaft im Einklang stehe, wissenschaftlich befriedigen könne. So feiert Fechner's naturphilosophische Neigung von ehedem eine Wiederauferstehung im großen Styl, und er erhebt zugleich Anspruch auf das Verdienst, Philosophie und Fachwissenschaft zu verbinden, indem er bestrebt sei, „immer von realen Verhältnissen auszugehen und darauf Rückbezug zu nehmen" (S. XIII). Der Verfasser ist sich bewußt, daß er mit seinen Spekulationen auf eine Art Pantheismus hinsteuert, aber er protestirt gegen den landläufigen Pantheismus und meint, „einen nothwendigen Fortschritt in der gedeihlichen Entwickelung der pantheistischen Weltansicht" zu thun (S. XII); er fügt hinzu, daß seine Philosophie in ihrem religiösen Kern ein wichtiges Stück, die Wahrheit von Christo, als dem allgemeinen Heilsvermittler, der Religionsphilosophie seines Freundes, des Prof. Weiße, verdanke*), aber er betont zugleich die Differenz in wesentlichen Punkten des Philosophirens (S. XVI); er lenkt endlich zugleich den Blick der Psychologen, Physiologen und Mathematiker auf den „ersten Versuch, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältniß der Veränderungen von Körper und Seele unter einen scharfen Ausdruck zu fassen", und stellt „ein neues Princip mathematischer Psychologie" auf (S. XVII), womit er die ersten Grundlinien für einen neuen Wissenschaftszweig, die nachher von ihm s. g. Psychophysik, zieht**), und so aus den Höhen der allgemeinen Philosophie wieder in die Niederungen der Fachwissenschaft zurücksteigt. Auch im Zend-Avesta, wie in der Nanna, räumt er den teleologischen Betrachtungen einen weiten Platz ein, aber er will durch diese doch Causalbetrachtungen (welche vom Grund der Dinge, nicht vom Zweck ausgehen) in keiner Weise ausgeschlossen oder verdrängt wissen (S. XVIII).

*) Vergl. Zend-Avesta, II. S. 43.

**) Vergl. Zend-Avesta, II. S. 373.

In der ersten, zwei Bände umfassenden Hauptabtheilung sucht der Verfasser „die Lehre von den uns übergeordneten himmlischen Wesen mit ihrem Abschluß durch das höchste Wesen, in der zweiten die Lehre von unserem eigenen zukünftigen Leben neu zu begründen.“ Er beginnt die erste Abtheilung mit den Worten: „Ich habe früherhin behauptet, daß die Pflanzen beseelte Wesen seien. Nun behaupte ich, daß auch die Gestirne es sind, mit dem Unterschied nur, daß sie eine höhere Art beseelte Wesen sind, als wir, indeß die Pflanzen eine niedrigere Art.“ Fechner beruft sich dafür auf die „Naturansicht der Völker“, auf die Selbständigkeit der materiellen Daseinssphäre der Sterne und auf unser Bedürfniß, die ganze Natur als ein „lebendiges Buch“ zu betrachten. Er meint, es würde uns leichter werden, den Erdball als beseeltes Individuum zu verstehen, wenn wir nicht den Fehler begingen, „das organische und unorganische Reich einander so streng gegenüberzusetzen“ (I. S. 23), und wenn wir uns entschließen könnten, uns Menschen selbst mit dem organisirten Leibe als lebendige Glieder am Erdenleibe, als Säulen im Erdentempel zu denken (I. S. 40). In der Gestaltung wie in der Entwickelungsgeschichte und gewissen Kreislauferscheinungen zeigten sich mannigfache Analogien zwischen dem Erdball und dem Menschenleib (I. S. 48 ff.), was schon von Kepler erkannt worden sei (I. S. 61); warum also wolle man der Erde die Seele absprechen, da doch die leiblichen Vorbedingungen dafür vorhanden seien? (I. S. 181). Die Erde sei die Mutter der Menschen, eine leblose Mutter könne aber doch nicht lebendige Kinder gebären (I. S. 226), und weiter: das Aethermeer des Himmels müßte von Geschöpfen belebt sein, das seien die Engel und diese seien die Seelen der Himmelskörper, denn da der Himmel das Haus der Engel sei, so könnten nur die Gestirne die Engel des Himmels sein, es gebe keine anderen Bewohner des Himmels (I. S. 235). Menschen, Thiere und Pflanzen auf der Erde seien die Sinnes- und Bewegungsorgane der Erdenseele, und würden in dieser zu einer höheren selbstbewußten Einheit zusammengefaßt (I. S. 298),

mithin zu einer Totalempfindung, einem Totalwillen und Totalwissen verknotet, die Erde sei ein Bewußtseinsknoten*), und als solcher stelle sie eine Zwischenstufe zwischen dem menschlichen Einzelgeist und dem göttlichen Allgeist im Stufenbau des Weltalls dar (I. S. 319). Dann heißt es (S. 364—372): „Die nächste Stufe über dir, das ist die Eine Erde, die Stufe drüber die Sonne mit den wenigen Planeten, die Stufe drüber ein ganzes Milchstraßenheer von Sonnen, geeinigt zum System, die Stufe drüber wird ein System von solchen Heeren sein, das sicher mehr der Heere, als jedes Heer der Sonnen zählt. Wie viel der Weltsysteme wird's nun endlich geben im obersten Gebiet? Auch nur ein allereinziges, das eine göttliche; die ganze Welt ist doch nur Eine, und alle Systeme, Heere, Sonnen, Erden, Monde sind aus der Einen nur gekommen und in der Einen noch in Eins verbunden. Die Welt der Körper alle ist gebunden zum Einen Körper Gottes durch Ein Gesetzesband, die Welt der Geister alle zu Einem Geiste Gottes durch Ein Gesetzesband; und Gottes ganzer Körper und Gottes ganzer Geist zu Einem Wesen, Gott, durch Ein Gesetzesband." „Alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Geistes, alle Körper in der Innenwelt seines Leibes; rein kreist er in sich selber . . . Gott ist ganz sein eigener Schöpfer, sein eigen Geschöpf." „Die Sonne mit ihrer Schaar Planeten ist ein größeres, volleres Abbild Gottes, als Mensch noch und als Erde, mit einem größeren Wirkungskreise, der selbst die Erde mit allen Menschen unter sich begreift." „Indem wir (Menschen) einen Gedanken denken, denkt ihn der obere Geist durch uns, in uns, und Gott im oberen Geiste und durch den oberen Geist. Es ist ein einmaliger Gedanke." Es ist ein grandioses Einschachtelungssystem. Ein Geist steckt im andern, der höhere Geist ist eine Schachtel für sich und schließt doch die kleineren ein. Und was ist da die Weltschöpfung? „Die Welt trat hervor aus Gott, heißt uns nicht, sie

*) Vergl. II. S. 27.

trat heraus aus ihm, sondern sie trat nur aus dem an sich unsichtbaren Gott in die äußerliche Sichtbarkeit hervor; er ließ die Welt nicht fallen und blieb in der Höhe, sondern erhöhte sich selbst, indem er sie unter sich begriff; aber dies Untersichbegreifen ist zugleich ein Insichbegreifen" (I. S. 431). „Nach uns ist Gott als Geist so fest an seine materielle Welt gebunden, und diese hinwiederum an Gott, daß beider Thätigkeit nur mit und durch einander besteht" (I. S. 471).

Dennoch ruft Fechner (II. S. 31) aus: „Nach Allem sag' ich doch, ich bleib' ein Christ, und nicht zu lösen seinen (d. h. Christi) Bund, nein, ihn zu festigen und mehr drein zu verschlingen, das ist der Sinn des Werks, das hier gewebt wird. Das Buch, das von ihm (Christo) spricht, durch das er spricht, soll nicht zerrissen werden. Aus wessen Grund ist diese (Fechner's) Lehre denn erwachsen? Konnte ein Heide sie erfinden?" „Die Lehre Christi ist heilig, und Christus selber heilig; mehr als die Lehre, auch sein Thun war heilig und war Eins mit seiner Lehre" (II. S. 44). „Es kann keine in höherem und umfassenderem Sinne heilbringende Idee für die Menschheit geben, als durch Christus in die Welt getreten und durch die Bibel uns zugebracht wird" (II. S. 52).

In der zweiten Hauptabtheilung (Thl. III.) stellt Fechner den Inhalt seines früheren Büchleins vom Leben nach dem Tode „auf breitere Grundlagen, mit gewichtigeren Consequenzen und triftigerer Fassung und Stellung einiger besonderer Punkte", indem er aus der „Bezugsetzung zu den Betrachtungen der vorhergehenden Lehre von den Dingen des Himmels" Vertiefung und den „Gewinn bindenderer Gründe dafür" entnehmen will (Vorwort). Neue Wege will er bahnen und das Jenseits des christlichen Glaubens mehr in das Gebiet des wissenschaftlichen Gedankens rücken. Er ruft dem Leser zu: „Schlag' deine Augen auf! — Schlag' zu dein Auge!" und bemerkt dazu (III. S. 7): „Wenn ich das Auge schließe und das sinnliche Bild erlischt, erwacht dann nicht statt seiner das geistigere der Erinnerung? Und wenn mich vorher der gegenwärtige

Moment der Anschauung ganz befing, ich sah zwar Alles hell und stark, doch immer nur, was eben da und wie sich's eben aufdrang, so fängt jetzt die Erinnerung alles dessen, was die Dauer meiner Anschauung umfaßte, im Einzelnen wohl weniger hell, im Ganzen lebendiger und reicher, selbstkräftig an, in mir zu leben und zu weben und zu verkehren mit allem Anderen, was durch frühere Anschauungen und andere Sinne erinnernd in mich eingegangen ist."

Das ist dem Verfasser ein Vor- und Abbild unseres Fortlebens nach dem Tode, nur daß, während im Diesseits unsere Erinnerung schwächer als die Anschauung, sie im Jenseits stärker als diese, und daß dort die Erinnerung zugleich eine Fortentwickelung sein wird (III. S. 19)*). Dieser Analogie unseres künftigen Lebens mit einem Erinnerungsleben war in jenem Büchlein vom Leben nach dem Tode nur beiläufig gedacht, da bot hauptsächlichen Ausgangspunkt die Analogie des Todes mit der Geburt (III. S. 45); jetzt sagt der Verfasser: „Also dürfen wir auch glauben, daß wir mit dem Tode in das Erinnerungsreich des höheren Geistes übergehend, dort allen den Geistern begegnen können, die uns längst schon in dieses Erinnerungsreich vorangegangen sind, nicht nur denen, die mit uns gelebt, sondern auch denen, die vor uns gelebt haben" (III. S. 53); und damit fügt er seine Unsterblichkeitslehre ein als Baustein in sein System der Geister des Himmels und des Weltgeistes; gegen Swedenborg's „phantastische" Lehre aber, welche die inneren geistigen Zustände des Jenseits in bloßen Schein äußerlicher Zuständlichkeit auflöse, verwahrt er sich nachdrücklich; auch hält er daran fest, „daß das Böse im Jenseits durch die Strafen der Hölle noch gebessert werden wird" (III. S. 61. 62).

Auch hier sucht wieder unser Naturphilosoph die Fäden der Vorstellung vom Leibe des Jenseits anzuknüpfen an hier leiblich Erlebtes, Gesehenes**); aber zu den bloß „analogischen Thatsachen"

*) Vergl. III. S. 143 ff.

**) Vergl. z. B. III. S. 158—234.

fügt er dann den Versuch „einer directen Begründung der Unsterblichkeitslehre"; er findet sie in „der durchgreifenden Verknüpfung des Leiblichen und Geistigen" (III. S. 259. 261). „Was den Menschen durch alle äußeren und inneren Angriffe hindurch im Diesseits als denselben forterhält, wird ihn auch ins Jenseits hindurch durch den größeren Angriff des Todes als denselben forterhalten müssen, falls er anders forterhalten werden soll" (III. S. 262). Es ist dies, „daß hinter allem Wechsel der geistigen Bestimmungen doch die Einheit des Geistes, in der sich jedes Menschen Leben zusammenfaßt, immer noch unverändert, unversehrt bleibt, ja sich selbst im Wechsel der Bestimmungen und durch denselben immer neu bethätigt . . . eine lebendige, der Gesammtheit und dem Flusse aller Bestimmungen der Seele gleich innerliche Einheit des Wirkens, die alle unter sich verknüpft" (III. S. 263) — und, können wir hinzufügen, eine Einheit, die mit zunehmendem Alter sich ihrer immer bewußter, immer stärker und fester wird, denn weit weniger, als das Kind, geht der Mann, der Greis im Wechsel der von Außen andringenden Eindrücke auf. „Die identische Forterhaltung des Ich diesseits durch alle inneren und äußeren Wechsel hängt an der Forterhaltung des ursächlichen oder Causalzusammenhanges zwischen unseren geistigen Phänomenen;" „die Fortdauer unseres Geistes ins Jenseits leugnen, hieße nichts anderes, als die fortdauernde Gültigkeit des ursächlichen Zusammenhanges im geistigen Gebiete über das Diesseits hinaus leugnen. Nichts in der ganzen Welt aber verräth uns, daß Ursachen je aufhören können, ihnen gemäße Wirkungen zu erzeugen" (III. S. 267. 268). „Auch der Leib unserer Zukunft muß, um der Forterhaltung unseres jetzigen Ich dienen zu können, aus dem Leibe des Jetzt eben so ursächlich hervorgegangen sein, als schon der Leib des Jetzt fortgehends aus dem, der das Ich früher trug, ursächlich hervorwächst" (III. S. 276).

Zu dieser theoretischen Begründung fügt Fechner die praktische Seite der Frage (III. S. 280 ff.). Wie kann diese Ansicht vom Jenseits Leitpunkte für das Diesseitsleben entwickeln? Sie

gibt uns von selbst die kräftigsten Motive, so zu handeln, wie es für das folgende Leben am besten ist, denn Alles, was wir im Jetztleben sind und thun, ist vorbedingend und bedeutungsvoll für unser künftiges Dasein. „Was Jeder innerlich gesäet hat, wird er auch innerlich ernten; was Jeder äußerlich gesäet hat, wird er auch äußerlich ernten.“ Zum Schluß aber (III. S. 353) steht die Bemerkung: „Unsere Lehre (von den Dingen des Himmels und des Jenseits) ist nichts Anderes, als ein Versuch, den Glaubensforderungen der christlichen Lehre mit Wissensgründen zu Hülfe zu kommen . . . mit Erstaunen ist sie, nachdem sie lange ihres Weges für sich zu gehen meinte, gewahr geworden, daß das, was sie selbst ganz neu aus der Natur der Dinge hergeholt zu haben glaubte, ebenso gut aus den Mysterien der christlichen Lehre herzuholen war.“

Wir stehen am Ende einer langen, manchem Leser vielleicht zu lang erscheinenden Darstellung, welche aber längst nicht alle wichtigen und interessanten Gesichtspunkte des ideenreichen und vielbewanderten Verfassers wiedergeben konnte. Fechner hatte keine besondere Begabung für knappe und straffe Disposition des Stoffes, er klagte selbst oftmals darüber; größer als seine Zusammenfassungskraft war seine Phantasiefülle, und besonders erwies sich diese mächtig in den ersten Jahren nach der großen Krankheit, wo Fechner wie neugeboren dem Kinde zu gleichen schien, welches vom Uebermaaß seines Phantasievorraths so viel an das Stäbchen oder den Zipfel in seiner Hand abzugeben vermag, daß diese ihm beseelt und als ein Pferd oder Mensch erscheinen. Hand in Hand mit dieser Phantasie aber ging eine ungewöhnliche Beherrschung des Gebietes realer Lebensphänomene. Fechner übertrifft in dieser Hinsicht wohl alle Philosophen seit Aristoteles.

Ein Denker eigener Art, hat er doch nicht verschmäht, hier und da an der Hand Anderer zu wandeln. In zahllosen Gesprächen hatte Fechner alle Themata seiner zwei Hauptschriften mit seinem Freunde, Prof. Weiße, verhandelt; der Verfasser selbst citirt diesen

in der Vorrede zum Zend-Avesta (S. XVI) und denkt dabei namentlich an die religionsphilosophischen Ausführungen. Unter den Dichtern aber ist es Rückert, den er sich gern und oft zum Begleiter wählt; häufiger als irgend einen anderen Dichter citirt er ihn und seine Gedichte*); mußte doch der sein Lieblingsdichter sein, dem er einst**) die Eigenart und Bedeutung seiner inneren Dichterseele so schön gewahrt und gewürdigt, und der „einem Edelstein und einer Perle selbst Geist und Seele einzuhauchen gewußt" hatte.

Weiße und Fechner sahen sich Jahre lang regelmäßig alle Wochen mehrere Male, und nie ohne tiefere und lebhafte Unterhaltung. Ihre Anschauungsweise war eine grundverschiedene. Daheim in den vier Wänden oder auf Spaziergängen zwischen Leipzig und Dorf Stötteritz, so oft sie zusammen waren, platzten ihre Geister auf einander, und es gab da Explosionen, vor denen sich scheute, wer nicht vertraut war mit dem in der Gedankenregion üblichen Kampfe deutscher Gelehrten. Es war ein Turnier, in welchem nicht geschont ward, ernstlich die Waffen klirrten, und der Kämpe fest im Sattel sitzen mußte, wenn er nicht in den Staub rollen wollte. Oft war ich Zeuge solchen Kampfes, wo unter harten Streichen die Funken nach allen Seiten stoben. Ich habe oben den zweiten Abschnitt „Der unheimliche Freund" betitelt; so könnte ich nun diesem sechsten Abschnitt die Ueberschrift geben: „Der gelehrte Freund", denn, indem ich den Philosophen Fechner vorzuführen habe, kann ich das nicht besser thun, als so, daß ich zugleich den Genossen seines Denkerlebens und Denkerstrebens, den Philosophen Weiße, neben ihn stelle, Beide im Verein wie im Kontrast betrachtend.

Beide waren Männer keuschen Ernstes, rastlosen Geistes, uneigennützigen Thuns, beide universalistisch gerichtete Denker, fast gleichen Alters, denn Fechner war nur um drei Monate älter als

*) Vergl. I. S. 325. 383. 406. 415. II. S. 16—24. 60.

**) In den Blättern für literar. Unterhaltung, 1835. Abgedruckt in den kleinen Schriften S. 342 ff.

sein Freund. Zwar blieben sie vom Besuch der Kirche ziemlich fern, des Segens kirchlicher Gemeinschaft waren sie nicht inne geworden, aber irreligiös durfte man sie darum doch nicht nennen, ihr Blick war den höchsten und tiefsten Fragen des Lebens aufrichtig zugekehrt, christliche Fragen tauchten häufig in ihren Unterredungen auf; die Predigten des reformirten Pastors Dr. Howard, eines tüchtigen und spekulativ-ethisch gerichteten Predigers, mit welchem sie auch persönlichen Umgang pflogen, hörten sie zuweilen; auch das heilige Abendmahl ward nicht von ihnen verachtet, doch stand in der Auffassung desselben Weiße mehr auf reformirter, Fechner mehr auf lutherischer Seite. So langjährige, so häufige, so von allen äußeren Lebensinteressen abgekehrte mündliche Unterhaltungen und Aussprachen zwischen zwei Denkern sind eine Seltenheit in der Geschichte der Philosophie und vielleicht eine einzige Erscheinung in unserem Jahrhundert.

Aber es bestand zwischen ihnen ein Gegensatz des philosophischen Standpunkts, der kaum schärfer gedacht werden kann. Der Eine schien vom Südpol, der Andere vom Nordpol zu kommen. Zwar in der Frage, **was** wir erkennen, d. h. dem denkenden Geiste aneignen wollen, gingen sie nicht auseinander, denn auch Fechner suchte (nicht bloß das Einzelne, sondern auch) das Allgemeine und Ganze — das Allgemeine in der Welt, das Ganze der Welt —, allein in der zweiten Frage des Philosophen, **wie** wir das Allgemeine und Ganze zu erkennen und des Alls uns denkend zu bemächtigen suchen sollen, gingen sie grundsätzlich und charakteristisch auseinander, denn Weiße gehörte zu der einen, Fechner zu der anderen Denkerklasse, welche ich als **abstrakte** und **konkrete Naturen** bezeichnen möchte: ein Unterschied und Gegensatz, welcher sich seit Platon und Aristoteles wie ein rother Faden durch die Geschichte der Philosophie schlingt.

Nicht um Gegenstand und Ziel, sondern um Ausgangspunkt und Weg der philosophischen Spekulation handelt es sich. Der denkende Mensch kann nämlich einen zwiefachen Standpunkt wählen, und die

Entscheidung für den einen oder anderen wurzelt tief im Charakter des Einzelnen. Es ist der Gegensatz des transscendentalen Idealismus und des empirischen Naturalismus. Der reine Idealismus wird immer transscendental, der reine Naturalismus immer empirisch sein, und der Empiriker wird alle Betrachtungen an der sinnlichen Erscheinungswelt beginnen.

Man möchte gern den großen, Tausende von Jahren alten, Gegensatz von Idealismus und Naturalismus in eine populäre Fassung bringen, um das, was Alle angeht, auch Allen zugänglich zu machen, und hier, um von der allgemeinen Betrachtung aus Licht zu verbreiten über das innere Verhältniß der beiden philosophischen Freunde Weiße und Fechner.

Und Fechner selbst mag uns den Weg unserer Betrachtung weisen. Er sagt einmal*): „Die ersten natürlichen kindlichen Ideen der Menschheit sind immer die, worauf die vollendetste Philosophie zuletzt wieder zurückkommt, nur mit vollständig entwickeltem Bewußtsein." Wohlan, gehen wir zum Kinde! Das Kind, einer fremden Person gegenübergestellt, pflegt diese zuerst in ihrer Ganzheit zu erfassen, unbekümmert um das Einzelne der Erscheinung und nicht sehend oder beachtend, ob die Augen blau, das Haar blond, die Nase römisch, die Hände zierlich, die Stirn gewölbt, der Tritt fest ist. Aus dem Blick des Auges, dem Klang der Stimme, der Haltung und Geberde im Ganzen entnimmt das naive Kind seinen Eindruck und schöpft es sein unbewußtes oder halbbewußtes Werthurtheil, seine Sympathie oder Antipathie und den Maaßstab für die Schätzung der einzelnen Handlungen. Gerade so formiren sich manche Denker ihr Weltbild.

Aber nicht bloß auf Kinder möchte ich mich berufen. Wir greifen zu einer Parabel. An zwei Freunde gelangt der Brief eines gemeinsamen Freundes. Der Brief ist lang, die Handschrift schwer zu entziffern, und der Inhalt, vielleicht von den Freunden aus

*) Anatomie der Engel (Kleine Schriften, S. 207).

früherem Gespräch schon geahnt, jedenfalls von großem Werth. Sie bemühen sich, zu lesen, und jeder thut das in seiner Weise. Der Eine hat die Gabe, Geschriebenes im Flug zu überblicken, die Handschrift im Allgemeinen zu erfassen und sofort sich des wesentlichen Sinnes zu bemächtigen, während der Andere den sichereren, aber langsameren Weg des Verfolgens und Feststellens der einzelnen Zeilen Wort für Wort durchschreitet. Jener geht (intuitiv) vom Allgemeinen und gewissermaaßen von der Idee des Briefes, dieser (inductiv) von dem sinnlichen Gepräge der einzelnen Buchstaben aus, deren Linien und Verbindungen er untersucht, um dann durch Vergleichung (Analogie) und Verknüpfung (Combination) den Sinn des Ganzen zu erreichen. Jener Weg fordert Schwung, dieser aber Ausdauer; auf jenem wird der Umriß, auf diesem die Ausfüllung gewonnen; jener ist der kühnere, dieser der vorsichtigere und mühsamere. Beide haben ihre Berechtigung, und die lesenden Freunde werden gut thun, sich die Hand zu reichen. Der Erste wird nicht wohl volle Sicherheit erlangen und das Einzelne leicht unterschätzen, der Zweite vor vielen Fragezeichen des Einzelnen rathlos stehen, über Lücken nicht hinwegkommen und oft mit bloßem Rathen auf beirrende Abwege gerathen, weil ihm der Kompaß fehlt. Jener hat mit dem Allgemeinen noch nicht alles Einzelne, was doch wissenswerth ist, dieser mit vielem Einzelnen noch nicht das Ganze mit seiner vollen Tragweite. Darum helfen und ergänzen einander die Freunde, jeder mit seiner Begabung und Methode, um Sicherheit und Vollständigkeit zu erlangen.

Nun sehet! Der Eine ist der abstrakte Idealist, der Andere der konkrete Naturalist; sie müssen sich zusammenthun, denn jener hat den Kompaß, dieser das Steuer. Keiner allein kann befriedigen, im Verein leisten sie das Menschenmögliche. Der Idealist streckt vom schwindelnden Berggipfel her die Hand aus, der Naturalist steigt an der auf festen Boden gestellten Leiter Sprosse auf Sprosse empor, bis Beide sich die Hände reichen, um doppelt, aber mit

Einem Augenpaar die wahre und volle Wirklichkeit der Dinge lebendig zu umspannen, im Ganzen wie im Einzelnen.

Die Schöpfung, in welche Gott den Menschen, sein Ebenbild, sein vornehmstes Geschöpf, die Centralkreatur, hineingestellt hat, ist ein großer Brief an die Menschheit. In der Offenbarung redet Gott mündlich, in der Natur wie im Briefe zu uns. Der denkende Mensch nun soll, gleichwie er die Erde seinem Willen unterthan zu machen berufen ist, auch die großen Gedanken Gottes nach- und überdenken, also sich denkend der Dinge bemächtigen und die Welt gleichsam mit Gottes Augen betrachten, d. h. den großen Brief Gottes an die Menschheit zu lesen, immer besser zu lesen sich bemühen. Der Idealist und der Naturalist müssen da als Freunde zusammenthun, nicht sich bekämpfen und verkleinern, sondern unterstützen und ergänzen. Viribus unitis, muß es auch hier in der schweren Arbeit der zur höheren Einheit strebenden Wissenschaft heißen.

Wer da annimmt, daß Gott, indem er den Menschen zu seinem Bilde schuf, in dessen Seele das Bild des göttlichen Weltplans drückte und sich spiegeln ließ, der mag weiter schließen, daß die Weltidee durch natürlichen Erbgang sich fortpflanzt auf die ganze Menschheit und in einzelnen Geistern besonders klar und gewaltig durchbricht: eine Erbschaft, welche dem Idealismus zu Hülfe kommt und ihm eine kreatürliche Grundlage gibt. Wer da bedenkt, wie der Schöpfer die Menschenseele hineingepflanzt hat in den Menschenleib und mit diesem in die ganze Sinnenwelt, der hat eine Legitimation für seinen naturalistischen Ausgangspunkt der Weltbetrachtung, welcher ihm nicht verkümmert werden darf. Zum Uebersinnlichen gesellt sich das Sinnliche, wie der Leib zur Seele, und die Welt, der Kosmos, ist ein Kunstwerk, das größte und hehrste. So schauen sie auch die Dichter und Künstler. Sie tragen und nähren dieses Bild in sich und steigen oder schweben von da, gleichsam aus lichter beherrschender Höhe, herab in die Niederungen des Natur- und Menschenlebens, welches sich in ihnen, wie der Himmel im Thautropfen, widerspiegelt und abbildet. Und wie der Künstler, so der

idealistische Philosoph mit seinem Bemühen, dem Weltinstinkt Ausdruck zu geben. Transscendent ist der Idealismus, weil er jenseits der sinnlichen Beobachtung und bewußten Erfahrung liegt. So denken die Einen. Die Anderen aber gehen empirisch, d. h. erfahrungsmäßig zu Werke. Sie fügen bewußt und mit Vernunftschlüssen das Eine zum Anderen und bauen ihr Bild des Universums vom Einzelnen nach dem Allgemeinen, von unten nach oben, vom Sinnlichen nach dem Uebersinnlichen, von der Peripherie nach dem Centrum. Ihre Stufenleiter, die Induction, setzt sich aus Analogie und Combination oder Vergleichung und Verknüpfung der einzelnen Thatsachen und Thatbestände zusammen; indem die Induction addirt und multiplicirt, oder wohl subtrahirt und dividirt, verlängert und befestigt sich der Ariadnefaden, welcher durch das große, dunkle, vielräumige und verwirrende Labyrinth der Dinge zum Tageslicht führen soll*).

Beide Richtungen gewähren Vortheile. Ich meine, daß der einseitige Idealismus allein nie die Brücke zur wahren und vollen Wirklichkeit finden wird, aber auch, daß der einseitige Naturalismus nie zum Ganzen des Weltalls und seiner den Gedanken Gottes darstellenden makrokosmischen d. h. allweltlichen Gestalt hinanglimmen kann**). Der Idealist scheue die Gefahr, die Wirklichkeit aus den Augen und sich in Sternennebel zu verlieren, oder die Thatsachen zu meistern, zurechtzuschneiden, zu fälschen, die Geister spiritualistisch zu verwirren und unpraktische, unzufriedene Enthusiasten zu erziehen; der Naturalist aber läuft Gefahr, sich an einzelne Zwecke, einzelne Fächer, einzelne Neigungen und Interessen zu verkaufen, den Gesichtskreis einzuschränken, die Begeisterung lahm zu legen, dem Materialismus Vorschub zu leisten und engherzige Egoisten zu erziehen. Der Idealismus gleicht dem Jüngling, der Naturalismus dem Manne. Der Jüngling wird dem Ernste des Lebens nicht gewachsen sein, doch Wehe dem Manne,

---

*) Vergl. dazu Fechner, Zend-Avesta, I. S. XXI.

**) Auch Fechner (a. a. O., S. XXV) räumt dies ein.

in welchem der Jüngling untergeht. Fechner nannte die idealistische Spekulation einen Baumeister, welcher von oben nach unten bauen, und die Pyramide statt auf ihre breite Basis auf die Spitze stellen will; ich möchte sie lieber dem Baumeister vergleichen, welcher vorerst nach den Angaben des Bestellers den Grundriß und Umriß des Bauwerks entwirft, damit die Werkleute wissen, wie sie das durch Beobachtung, Erfahrung und Experiment gewonnene Rohmaterial aneinander zu fügen, jedem Einzelnen seinen Platz anzuweisen und es planmäßig einzuordnen haben. Ohne den Grundriß würde ins Blaue gebaut, würden die Linien des Aufbaues auseinander laufen, statt in einer obersten Spitze einheitlich zusammenzutreffen. Auch die großen bahnbrechenden Fachgelehrten und Specialforscher, wie Kopernikus, Kepler, Newton, Leibniz, Laplace, Gauß, Wilhelm Weber und Darwin haben sich, bewußt oder unbewußt, von allgemeinen Ideen treiben und leiten lassen.

Indem ich sagte, daß Weiße mehr Idealist, Fechner mehr Naturalist war, habe ich freilich noch nicht dem Letzteren seinen Platz in der Geschichte der Wissenschaft angewiesen. Es muß weiter gezeigt werden, wie sich in ihm Philosophie und Fachwissenschaft zu einander verhielten. Ich unterschied oben (S. 170) zwei Fragen, die nach dem Was und die nach dem Wie, und möchte nochmals von dieser Unterscheidung ausgehen.

Die abstrakten Denker seit Kant zielten darauf ab, die Grundlagen und Grundlinien des Weltgebäudes zu ermitteln, das All in seinen Grundzügen zu erfassen, unbekümmert um das Einzelne, das rasch Wechselnde, das Augenblickliche, d. h. das in die augenblickliche Erscheinung Tretende. Ich möchte diese Philosophen vergleichen mit den großen Malern Deutschlands in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts und denke da zuerst an den Historienmaler Peter von Cornelius, der, so reich an großen Ideen, so groß an charaktervollen Schöpfungen, doch der Farbe, welche das Einzelne belebt, nur unvollkommen mächtig und ohne das Studium des wirk-

lichen Lebens, der wirklichen Pflanze, des wirklichen Leibes, die großen Linien und Umrisse nicht auszufüllen, die typischen Gestalten nicht mit Fleisch und Blut zu beleben verstand. Cornelius war groß in den Kartons, aber kein Maler im vollen Sinne und als solcher nur eine Etappe in der Entwickelung der modernen Malerei, welche seitdem unendlich fortgeschritten ist im Studium der Natur, in Verwendung der Farben, in Belebung des Lichts und der Leuchtkraft des Grundtons. Auch der Landschaftsmaler Friedrich Preller war mehr in den Linien, als den Farben heimisch, seine großen Kartons überragen seine Gemälde; er hatte ungemeine Landschaftsideen und heroische Figuren darin, aber ihnen fehlt die Mannigfaltigkeit des belebten Einzelnen; die Vertrautheit mit der wirklichen Natur vermißt man oftmals an seinem Tageslicht, seiner Luft, seinen Gestalten.

Solche Kartonschöpfer waren auch die großen Meister der abstrakten Philosophie jener Zeit. Ihre Weltideen sind Kartons im großen Styl, aber ohne rechte Farbe und ohne reales Leben. Das Studium der Natur wie der Menschenseele fehlte ihnen, sie schilderten nur in Linien und Umrissen. Diese mit wahrem Lebensinhalt auszufüllen, mußte ein neuer Anlauf genommen werden, was seit Herbart geschehen ist.

Die zweite Frage — wie der Menschengeist sich des Wissensstoffs am besten zu bemächtigen habe — kommt hinzu. Auch hier treffen wir auf einen Dualismus, die Zweiheit theoretischer Methoden, und wir finden weiter, daß die eine derselben eng zusammenhängt mit dem Kartonstyl der Kant-Hegel'schen Philosophenkette. Dieselben Denker, welchen es das oberste Anliegen war, das Allgemeine und Ganze des Universums zu erfassen, wählten auch den abstrakten Weg des Denkens und gingen von einem allgemeinen Weltbild aus, welches in ihnen auf intuitive Weise irgendwie entstanden war. Dieser Weg genügte dann nicht mehr. Heutzutage wird mir kaum Jemand widersprechen, wenn ich behaupte: Die großen philosophischen Systeme der Kant, Fichte, Schelling und

Hegel sind, so großen Eindruck sie auch auf die Zeitgenossen hervorbrachten, doch der Geschichte verfallene Erscheinungen. Man entnimmt ihnen noch einzelne Gedanken, Begriffe, Kategorien, aber wie viele studieren sie heute noch ernstlich? doch fast nur die Fachphilosophen im engeren Sinne.

Eine neue Zeit ist angebrochen, in welcher nicht mehr die abstrakten Gedanken, die Ideen, die Gesammtweltbilder das Scepter allein führen, sondern die Thatsachen und Thaten ihren Platz daneben in Anspruch nehmen. Wie ein Träumen der Nation war der Winckelmann'sche Antikenkult, wie ein Träumen die Messiadenpoesie, wie ein Träumen die Goethe- und Schillerliteratur; wie ein Träumen die romantische Dichterschule und die Schelling-Oken'sche Naturphilosophie und noch die phantastische Dialektik Hegel's, welche in einer unräumlichen Scheinwelt der reinen Begriffe ihre Linien und Figuren zog; wie ein Träumen endlich der Festjubel der deutschen Schützen-, Turner- und Sängerfeste. Aber nun kündigte sich das Ende des Rabenflugs um den Kyffhäuser an, und Fechner, selbst noch stiller und fast traumhafter Denker, gehört mit zu den Herolden einer neuen auf That und Praxis gerichteten und gerüsteten Zeit; denn ich meine, man darf ihn zu denen zählen, welche, indem sie das Bedürfniß einer allgemeinen Weltanschauung in sich hegten und pflegten und einen großen Styl philosophischen Denkens zu gewinnen strebten, doch zugleich der Fachwissenschaft und Einzelforschung die volle Ehre gaben und Philosophie und Fachwissenschaft zu versöhnen unternahmen. Die Gelehrten dieses Schlags sind als Philosophen Epigonen, aber sie haben universalistische Triebe, einen Denkerzug zum Ganzen der Welt, die Gottesidee ist ihnen noch das wichtigste aller Probleme; und zugleich betheiligt sich in ihnen die deutsche Nation endlich an der Arbeit des eigentlichen wissenschaftlichen Forschens, welche von den romanischen Nationen zuerst in Angriff genommen war. So stellen wir den Philosophen Fechner ein in die Reihenfolge deutscher Denker, welche die Kant'sche Philosophendynastie in neuer Denkerkette fort-

setzt. Herbart und Drobisch, Weiße und Lotze, Fechner und Wundt sind drei Paare, welche mir wie eine zusammenhängende Kette erscheinen; sie führten theils im Anschluß an Hegel, theils im Gegensatz zu ihm die nationale Gedankenarbeit deutschen Geistes in die neue Zeit herüber, in welcher man von den bloßen Kartons wenig mehr wissen, sondern die ganze Fülle des Lebens gewinnen und sammeln will.

Neben und nach Hegel sind noch Schopenhauer († 1860) und Krause († 1832) zu nennen. Sie sind die letzten Vertreter der reinen Philosophie. Ich muß sie auch darum hier erwähnen, weil Fechner mit ihnen mittelbar in persönliche Berührung kam, ohne sie freilich auf sich einwirken zu lassen. Für das Schopenhauer'sche System machte Frauenstädt Propaganda und wußte dasselbe nach des Urhebers Tode wieder zu beleben; wenn ich nicht irre, hat Fechner mit Frauenstädt eine Zeit lang Briefe gewechselt. Und dem Krause'schen System kam er durch Ahrens, den Hauptvertreter desselben, etwas näher, da dieser sein Kollege an der Leipziger Universität als Professor der Philosophie ward. Daß Fechner sich durch Schopenhauer eher abgestoßen als angezogen fühlte, ist erklärlich, denn für die centrale Bedeutung des Willens hatte er, dessen starke Seite nie das Wollen und Handeln war, keinen aufgeschlossenen Sinn, und für die ethische Betrachtungsweise jenes Pessimisten um so weniger Sympathie, als er an ihr den Hintergrund eines sittlich gerichteten Geistes und sauberen Gemüths vermißte. Eher hätte er zu der Krause'schen Philosophie Fühlung gewinnen können, da der teleologischen Richtung derselben Fechner's teleologischer Standpunkt (wovon unten noch die Rede sein wird) und ihrem kosmischen Gliedbau der im Zend-Avesta geschilderte Weltenbau verwandt war. Allein die eklektische Art der Krause'schen Raisonnements und die der wirthschaftlichen Seite, d. h. der Oberfläche des Lebens zugewendete Spekulation gewannen dem originellen Denker kein dauerndes Interesse ab. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß Fechner fremden Spekulationen nicht leicht zu-

gänglich war. Zu der intransigiblen Originalität seines Denkens kam im Laufe der Zeit ein gewisser Unmuth über die geringen Erfolge seiner spekulativen, nicht geringen Kraftanstrengungen; die Folge war, daß kein einziger aller Philosophen seit Kant Gnade vor seinen Augen fand, und die neueste, von Schopenhauer ausgehende Hartmann'sche Philosophie, welche den mit dem Christenthum Zerfallenen weit entgegenkommt, machte gar keinen Eindruck auf ihn.

Auch zu Herbart endlich fand Fechner kein rechtes Verhältniß. Fechner kam mit Weiße überein in der Abneigung gegen die Herbart'sche Art der Spekulation, und wo er mit Herbart in gemeinsamem Interesse hätte zusammentreffen können, in der neuen Wissenschaft der Psychologie, da suchte er andere Bahnen. Hieraus erklärt sich, daß Fechner und Drobisch nur in collegial-freundschaftlichem, nicht in philosophischem Verkehr standen, obwohl Drobisch und Fechner in ihren mathematischen Arbeiten Berührungspunkte genug hatten. Lotze war gleichfalls, wie Drobisch, von Herbart ausgegangen, und doch hatte Weiße, der von Haus aus Hegelianer war, neben Drobisch durch seine Kritik einer Schrift Lotze's mit zu dessen Berufung auf den Göttinger Lehrstuhl des 1841 verstorbenen Herbart (im Jahre 1844) beigetragen, wie ich aus Drobisch's Munde weiß.

Mit Herbart hat eine Wendung im Verhältniß der Philosophie zur Fachwissenschaft begonnen, welche als Annäherung zu bezeichnen ist. Herbart ist Psycholog und nur daneben Philosoph, er hat die Psychologie aus der Umarmung der Metaphysik befreit und die Psychologie als eine Fachwissenschaft begründet; er zuerst suchte sie auf streng wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Man ist von da aus energisch vorgeschritten. Drobisch hat den Herbartianismus nach der mathematischen, Lotze nach der chemisch-physiologischen, Ziller nach der pädagogisch-praktischen Seite hin entwickelt, und Fechner schuf die Psychophysik. In Allen greifen Philosophie und Fachwissenschaft ineinander. Das ist ein Neues. Auch Weiße

gehört insofern in diese neue Philosophengruppe, als in der Aesthetik der Schwerpunkt seiner Denkarbeit gelegen war; wenn er daneben der Religionsphilosophie mit Liebe zugethan war, so geschah das eben aus der Neigung, mit der abstrakten Spekulation fachwissenschaftliche Arbeit zu verbinden. Fechner der Philosoph und Naturforscher und Weiße der Philosoph und Kunsttheoretiker bilden auch insofern ein Paar, trotz ihres sonstigen Antagonismus.

Eine Schule hat Fechner nicht hinterlassen, aber nahe stehen ihm die Professoren Wundt in Leipzig und Preyer in Berlin. Mit Beiden hat er sich des Oefteren brieflich und mündlich auseinandergesetzt, namentlich in seinem späteren Lebensalter, wo er sich mit ganzer Hingebung den Aufgaben der Psychophysik widmete. Aber auch ihnen gegenüber war er eher geneigt, das Abweichende als das Uebereinstimmende hervorzukehren: es waren eben sein Unabhängigkeitssinn und seine Fechtersitte, die ihn zeitlebens nicht verließen. Eines eigentlichen Schülerkreises und einer literarisch ausgesprochenen Anhängerschaft also konnte sich Fechner nicht erfreuen. Theils discreditirte ihn bei strengen Denkern das mystische Ferment in seiner Spekulation, theils ließ die Unvollkommenheit seiner Grundlehren in ethischer Hinsicht die willenskräftigen, charaktervollen Naturen unbefriedigt. Auf die gebildete Frauenwelt machten seine reiche und elegante Sprache und die Liebenswürdigkeit seiner sinnigen Naturbetrachtung immer lebhaften Eindruck; doch weiß ich auch unter Medicinern und Literaten begeisterte Anhänger der Fechner'schen Philosophie.

Ich habe mehrmals des teleologischen Elements in Fechner's Philosophie gedacht. Er war nicht reiner Teleolog, denn einmal zog er die kosmischen Zweckmomente nur als Hülfstruppen herbei, ohne auf sie den eigentlichen Bau zu gründen, und sodann war in seiner Zweckidee eigentlich zugleich die Ursächlichkeit immanent, also stillschweigend von ihm mitgesetzt. Er blieb nicht bei den Zwecken stehen, sondern griff hinter die Zwecke auf die zweck-

setzenden Faktoren, in höchster Instanz auf Gott selbst zurück. Aber Fechner, der zwischen Philosophie und Fachwissenschaft Vermittelung suchte, fand doch Gefallen an der indifferenten Haltung des Zweckprincips, welches dem Idealismus ebenso wie dem Naturalismus Raum und Spiel läßt. Ja, der Zweck (der Dinge) ist ein neutraler Boden, auf welchem die letzten und tiefsten Unterschiede des Denkens und Seins nicht berührt werden, nicht berührt zu werden brauchen, ja schwerlich berührt werden können. Eben darum kann auf diesem Boden auch die eigentliche Entscheidung nicht zu finden sein. Fechner verwerthete gern teleologische Gesichtspunkte*) und war immer beflissen, die Lücken seiner kausalen Argumentation oder Beweisführung mit aus dem Zwecke hergenommenen Momenten zuzustopfen. Hierin suche ich mit den Grund dafür, daß seine geistreichen philosophischen Arbeiten nie einen größeren Denkerkreis gewonnen und befriedigt haben.

Der Zweck ist etwas Freigesetztes und weist also auf einen freisetzenden Geist zurück. Nur die Person ist Selbstzweck, alles Andere dient Zwecken, die außer ihm liegen. Ein Ding kann verschiedenen Zwecken dienen, ein Zweck verschiedenen Dingen gemeinsam sein. Daraus folgt, daß mit dem Zweck der Dinge noch nicht ihr Wesen gegeben, erschöpft, erkannt ist. Darum auch bleibt alles teleologische Spekuliren an der Oberfläche der Dinge, ergreift sie nur theilweise und fehlt darin, daß es leichtlich Stückwerk für's Ganze hält und ausgibt.

Aller Zweck führt auf eine zwecksetzende Potenz hin; darum wer beim Zwecke stehen bleibt, hält auf halbem Weg inne und denkt den Gedanken nicht wahrhaft zu Ende. Erst in jener Potenz und im Zusammenhange aller übrigen Zwecke derselben empfängt der einzelne Zweck seine volle Bestimmtheit. Diese Bestimmtheit fehlt dem Betrachtenden, welcher vor dem einzelnen Zwecke stehen bleibt

*) Vergl. z. B. Ueber das höchste Gut, S. 61. Zend-Avesta I, S. XVIII. 52. 196.

und mit diesem selbständig operiren will. Der Teleolog ist also der Gefahr, mit unbestimmten Größen wie mit bestimmten zu verfahren, auf Schritt und Tritt ausgesetzt. Darin liegt meines Erachtens der Grund des Unbefriedigenden aller rein teleologischen Spekulation; die schließliche Unbestimmtheit der Ergebnisse muß unbefriedigt lassen.

Sucht nun der Teleolog diese Unbestimmtheit zu heben, so geräth er fast unvermeidlich auf die Bahn der Willkür. Er wird allerhand ergänzende Gesichtspunkte zu Hülfe rufen, um ein (wenigstens scheinbares) Ganzes zu erzielen; aber diese Ergänzungen entfließen nicht der Quelle, auf welche zurückgegangen ist, sondern unkontrolirbaren Erwägungen des Spekulanten, der nun statt gewachsenen Bodens leicht aufgeschütteten oder einen gemachten Rost oder ein künstliches Mosaik bietet. Ein Mosaik kann nicht dauernd befriedigen; indem es die Willkür, der es entsprungen, in sich aufnimmt, weist es über sich hinaus und läßt den Betrachtenden unaufgeklärt, ohne grundsätzliche Direktiven, rathlos stehen. Irre ich nicht, so ist das gerade die der Krause'schen Philosophie anhaftende Schwäche; sie erscheint mir als nichts weiter, denn ein Mosaik bald geistreicher bald trivialer Raisonnements und darum als eine Feuilletonphilosophie. Es war Herbst geworden im Reiche der Philosophie, die der Auflösung entgegenging; der Herbststurm fuhr durch die wirbelnden Blätter und trieb sie auseinander. Die Selbstauflösung der Philosophie in Feuilletons, der Schopenhauer-Hartmann'sche Pessimismus und der Ansturm der Specialwissenschaften auf die ermattete Philosophendynastie überhaupt gingen zusammen, aber durch Fechner und Genossen ward ein Neubau der Philosophie mit den Mitteln des Fachgelehrten unternommen.

Die teleologische Betrachtungsweise wird darum immer nur eine vorübergehende Episode im Denken einer Kulturepoche sein, dienlich vielleicht, um schroffe Gegensätze und wirre Strömungen zeitweilig zu überbrücken und entlegene Eilande mit glücklichem Fernblick zu erschauen, aber ungeeignet, tieferen Geistern und Gemüthern

auf die Dauer wirklich genug zu thun. Auch Fechner hat sich, so scheint mir, in dieser Hinsicht nicht ganz frei von Illusionen gehalten. Immerhin kommt dieser Teleologie das Verdienst zu, energisch Front gegen eine neuere mechanistische und sehr oberflächliche Natur- und Weltbetrachtung gemacht zu haben.

Die philosophische Gesammtwissenschaft verhält sich zu den wissenschaftlichen Specialdisciplinen, d. h. den Einzelzweigen der Fachwissenschaft, etwa wie die Architektur zu den übrigen Künsten. Die Architektur bildet Grundlage und Umriß des Universalbaues der Künste. Sie muß den anderen Künsten vorangehen, die Wege zeigen, Zielpunkte setzen, Platz anweisen, die Stätte bereiten. Ehe wir nicht eine deutsche Baukunst, einen deutschen Baustyl haben, wird unsere Kunsterneuerung weder auf Rembrandt'schem, noch auf anderem Wege gelingen. Auch im Gebiete unseres wissenschaftlichen Denkens wird die Zerfahrenheit und Zweifelsucht, Verstimmung und Unzufriedenheit nicht anders, nicht eher überwunden werden, als bis mit ganzem Ernst eine einheitliche Weltanschauung gewonnen ist, in welcher alle großen Probleme des Geistes- und Naturlebens ihren gesicherten Platz erhalten, und diese Weltanschauung kann nur die christliche sein, auf welcher wesentlich unsere Civilisation seit fast zwei Jahrtausenden beruht. Eine christliche Philosophie muß die Loosung unserer Zeit werden. Das Christenthum, welches den Menschen in den Mittelpunkt der göttlichen Schöpfung stellt, hat doch zugleich einen Platz für die seufzende Kreatur des Thierreichs, wie für die Lilie auf dem Felde.

Platon und Aristoteles, Thomas von Aquino und Dante, Melanchthon und Jakob Böhme, Cartesius und Leibniz, Kant und Hamann, Fichte und Schleiermacher, Schelling und Baader, Hegel und Stahl finden in dieser Philosophie ihre Versöhnung. Nur in einer solchen würde ein ganzes Zeitalter mit allen seinen großen Fragen des inneren Lebens zusammengefaßt und der socialdemo-

kratischen, atheistischen, nihilistischen Richtung, welche alles innere Leben zerstört und verneint, wirksam begegnet werden. Ich meine nicht, daß die Philosophie die Rolle der Theologie spielen solle, sondern daß sie diejenigen Wahrheiten, welche nur auf dem Boden christlicher Anschauungsweise gewonnen und geklärt werden, statt sie schnöde abzuwehren, vielmehr in sich aufzunehmen und spekulativ zu verwerthen habe. Die Bausteine liegen aufgestapelt, wer faßt sie zusammen?

Wenngleich Kant die Summa des ganzen Werthes des Rationalismus seiner Zeit gezogen, gesteigert, abgeschlossen, sogar über sich hinausgeführt und für das allgemeine Denken fruchtbar zu machen gewußt hat — eine Errungenschaft für alle Zeit, in welcher die kritische Philosophie stets wieder einzusetzen haben wird, wie das auch Weiße's Ansicht war —: so muß ich es doch ein Unglück nennen, daß dieses deutsche Philosophiren an dem Worte Gottes mit vornehmer Kälte vorüberging, dem Einfluß des Evangeliums im Grunde des Herzens und Kopfes verschlossen blieb, die Verschleierung unseres Geistesauges durch die Sünde nicht erkannte oder sie unterschätzte und die fragmentarische Art unserer menschlichen Erkenntniß und Einsicht mit menschlichem Forschen und Denken überwinden zu können sich vermaß. Die Sünde, die Mittlerschaft des Gottessohns, der Versöhnungstod, die Erlösungsthat, die Dreieinigkeit blieben so gut wie ganz ausgeschlossen von einer Spekulation, welche doch Alles, Alles in ihren Kreis gezogen wissen wollte; man überließ das der Specialwissenschaft des Theologen. Und doch heißen wir Deutschen das Denkervolk, rühmen uns der Universalität unseres philosophischen Denkens, und das Hegelthum hat sich Bahn gebrochen durch alle Kulturvölker; wir haben den großen Philosophenstyl eines Platon und Aristoteles neu belebt. Aber daß wir eine christliche Nation sind, daß unsere Kultur nicht bloß auf der Antike, sondern wesentlich zugleich auf den Fundamenten und Pfeilern des Christenthums ruht, merkt man der Kant-Hegel'schen Philosophie blutwenig an.

Ich sprach oben (S. 175) von dem Bauwerk, welches ohne einen im Voraus entworfenen Bauplan unmöglich gelingen könne; der Seele des Baumeisters muß das Bild des Ganzen von vornherein gegenwärtig sein. Auch die Philosophie ist ein Bauwerk; ohne ein spekulatives Weltbild werden alle Leistungen der Fachwissenschaft nur lockeres Material bleiben, welches sich in Massen aufhäuft, ohne dem Menschengeist Bergung und Erhebung zu bieten. Das Christenthum aber erschließt ein Weltbild, in welchem alles Denken und Wissen Unterkunft, Grundlage, Ordnung und Abschluß findet. Der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts hat Hartmann den Schwanengesang gesungen. Sie gleicht einem Trümmerhaufen, weil sie keine christliche Philosophie geworden. Auch in Fechner's Augen war sie ein Trümmerhaufen; darum zwang sie ihm keine Achtung ab, er näherte sich bemerkbar den Grundlinien des positiven Christenthums; er näherte sich diesem im Gemüth immer mehr, nur in seine Spekulation hat er sie nicht mehr ganz und voll zu übertragen gewußt. In sein Weltbild spielt die christliche Wahrheit hinein, etwa so, wie in Schiller's Lied von der Glocke, welches nur den Tiefen eines christlichen Volkes entquellen konnte und doch nicht den hellen und reinen Ton des Evangeliums erklingen läßt. Pantheistisches hat Fechner in sein Weltbild hineingewoben, der Mensch steht auf der Fechner'schen Skala kosmischer Wesen weit unten, mit den Gedanken weder der Gottähnlichkeit noch der menschlichen Freiheit ist rechter Ernst gemacht; es ist, als ob die Stufen der höheren Entwickelung des Menschengeistes als eine Stufenleiter übereinander bestehender Weltwesen gefaßt, das zeitliche Nacheinander in ein räumliches Nebeneinander transfigurirt und Gott selbst an den Weltenleib gebunden sei. Alles Erschaffen ist ein Außersichsetzen; so ist auch nach biblischer Anschauung die Welt das Werk der Hände Gottes; Fechner steht damit im Widerspruch, wenn er die Schöpfung als ein Insichhineinsetzen verstanden wissen will. Unserem Philosophen ist die

Welt Gottes Leib*), während er dem Christen Gottes Kleid oder Stuhl ist; wäre jenes der Fall, so wäre Gott die Weltseele; dasselbe sagt der Pantheist; freilich setzt Fechner Unterglieder der Weltseele und zwar in reichster Instanzenreihe, er ist also ein verfeinerter Pantheist, aber doch ein Pantheist. Und nun die Sünde, welche von Fechner in seiner Ethik nur hier und da beiläufig erwähnt ist? Ein schweres und trauriges Thema freilich; wie gern geht der Philosoph an ihm vorüber! Aber keine Philosophie, keine Lebensanschauung, welche der Sünde Tiefen nur nebenbei berührt oder gar leugnet, kann den tiefer Empfindenden, den tiefer Blickenden wahrhaft befriedigen. Der Krebsschaden der Sünde, die eine Abkehr von Gott ist, hat sich nun einmal in das Menschengeschlecht hineingedrängt und dem Satan eine finstere verhängnißvolle Macht über die Menschenseele verschafft, von welcher der Heide gar keine Ahnung hat und nur der lebendige Christ eine annähernde Vorstellung zu gewinnen vermag. Aber eben um so ernster muß der universell gerichtete Denker sie beachten und in der Weltgeschichte wie in der Ethik mit ihr rechnen. Freilich wie will Fechner, welcher den Menschengeist in den Gottesgeist hineinstellt, die menschliche Sünde erklären, ohne sie zugleich als eine göttliche Unvollkommenheit anzusehen? Sind nicht nach seinem Pantheismus unsere Sünden zugleich Gottes Sünden, unsere Schäden seine Schäden? Fechner's psychophysisches Einschachtelungssystem thürmt hier Frage auf Frage, Schwierigkeit auf Schwierigkeit. Der geschürzte Knoten bleibt ungelöst, und der Christ wird sich abwenden.

Unsere Philosophie wird nur dann eine deutsche im wahren Sinne sein, wenn sie zugleich eine aufrichtig und rückhaltslos christliche ist. Anläufe dazu finden sich zwar schon bei jenen großen Denkern alten Styls, aber eben nur Anläufe, entsprechend dem Zeitalter, in welchem die Schwingungen eines flachen Rationalismus nur langsam ausklangen. Das gilt auch von Fechner und Weiße. Beide sind,

*) Vergl. Zend-Avesta I. S. 403. 404. 432. 433.

jeder in seiner Art, mit dem Denkerantlitz dem Christenthum, dem Evangelium, dem Worte Gottes, vor welchem sie die höchste und heiligste Achtung hatten und nährten, zugewandt; ja sie sind es entschiedener, als die Glieder der großen Philosophendynastie. Auf dem Wege des Suchens sind sie, gleich den zwei Emmausjüngern, in innerer Unruhe und Sehnsucht lange gemeinsam gewandelt. Weiße war unablässig, rührend emsig bemüht, des Reichthums der heiligen Schrift sich zu bemächtigen; er habilitirte sich im reifen Mannesalter auf Grund eifrigster Vorstudien in der theologischen Fakultät und trat allezeit mit Vorliebe in theologische Unterredungen ein. Ebenso war Fechner, namentlich seit seiner schweren Krankheit, bemüht, den Einklang seines Systems mit der christlichen Wahrheit herzustellen und zu beweisen. Dieser Einklang war für Beide ein weit stärkeres und bewußteres Anliegen, als für die oben genannten Koryphäen der Philosophie, und das ist ein Zeichen ihrer Zeit. Der deutsche Geist wird nur im Christenthum Ruhe und zugleich seine Höhe finden. Weiße und Fechner sind Herolde dieser Zukunft, nur so können sie voll gewürdigt werden. Unter diesem Gesichtspunkt aber gewinnt auch ihr treuer 40jähriger Freundschaftsbund ein unvergleichliches Interesse und einen fast typischen Werth.

Fassen wir das über Fechner's Stellung im Reigen der neueren Philosophie Ausgeführte zusammen, so ist zu sagen: Fechner gehört zu denjenigen Philosophen, welche einmal die Philosophie aus ihren Himmeln in die Niederung und in die Nachbarschaft der Fachwissenschaft ziehen, und sodann dem philosophischen Denken eine Richtung nach dem positiven Christenthum hin geben. Fechner ist nicht Eklektiker, wie Weiße, er ist durch und durch originell und unabhängig. Er ist ein rücksichtsloser Widerpart aller metaphysischen und aprioristischen Konstruktionen und befehdet diese, wo er Gelegenheit findet; er hält sich dabei nicht immer frei von Sophismen; er trägt etwas vom Satyriker und Sophisten an sich, dem es nicht darauf ankommt, die bloße Analogie die Rolle des Arguments spielen zu lassen. Er ist aber auch,

trotzdem daß er überall nach positiven Ueberzeugungen ringt und mit großer Entschiedenheit die Grundlagen seines Systems festhält, Skeptiker und hat als solcher seine Lust daran, Dargebotenes vielleicht ohne Noth anzuzweifeln und selbst hier und da seinen Grundsatz, daß Unbeweisbares nicht ohne Weiteres zu verneinen sei, zu verleugnen. So verkörpert sich in Fechner eine ganze reiche Zeit, eine Zeit des Uebergangs, des Abbruchs und Neubaus, des Abwehrens und Suchens, und es ist schwerlich ein deutscher Denker der neueren Zeit zu nennen, welcher so eigenthümlich und universell diese Zeit widerspiegelte und als klassisches Exempel eines deutschen Denkers neueren Styls gelten könnte.

Wir stehen am Ende unserer philosophischen Exkursion, die wir an der Hand Fechner's unternahmen. Blicken wir auf die durchwanderte Bahn zurück. Es geht uns da, wie dem Wanderer, welcher aus der breiten bewohnten, vom völkerverbindenden Strome durchschnittenen Ebene einen Nebenfluß ins schöne Thal hinein verfolgt. Diesen Fluß, der am Anfang ein Bach ist, entlang steigt er aufwärts, den Quell zu finden. Das Thal verengt sich, er kommt den Wolken näher. Endlich verläuft das Thal in sanfter Matte, wie in einer Sammetfalte. Da erreicht der Wanderer den freundlichen überschatteten Quell inmitten frischer Bäume und Blumen. Also von da kommen die Wellen! Diese Bäume und Blumen, das sind Fechner's Freunde, aus deren Wechselgesprächen auf erfrischenden Spaziergängen der erste Quellgedanke „vom Leben nach dem Tode" entsprang. Der Quell ward zum Bach, der Bach zum Fluß, welcher thalwärts zur Ebene strebt, um dort im Strom der großen philosophischen Gedanken zu münden und beizutragen zur Füllung des breiten Strombettes, in welchem hohe Wogen schlagen und stattliche Schiffe gesteuert werden.

Fechner's Philosophie ist nicht so farblos, daß sich von ihr ein Bild in farbloser Wiedergabe entwerfen ließe. Man muß innerlich Stellung zu ihr nehmen, selbst Farbe bekennen und kann den

eigenen Standpunkt nicht unterdrücken. Darum meine Offenherzigkeit. Ich bitte den Leser um Nachsicht für die große Parenthese, falls ich ihm in dieser Richtung zu ausführlich gewesen bin. Aber wenn man mit großen Denkern umgeht, wird man selbst zum Nachdenken angeregt und vor die höchsten und allgemeinsten Probleme gestellt, an denen Kopf und Herz zugleich betheiligt sind. Es gehört zu der Mission des deutschen Volkes, sich an den obersten Erkenntnißproblemen zu versuchen und immer von Neuem zu dieser Arbeit zurückzukehren. Das Streben nach Wahrheit adelt den Menschen, und herrlich wäre es, wenn es den deutschen Denkern gelänge, zu der friedenerhaltenden Macht unseres neuen Reiches die friedenbringende Siegesthat einer wahrhaft deutschen Philosophie hinzuzufügen und mit ihr anderen Nationen voranzuleuchten.

Es wird die Arbeit Vieler hierbei zusammenwirken müssen. Philosophie und Fachwissenschaft, Philosophie und Christenthum ineinander zu arbeiten, ist eine Aufgabe vieler Menschenalter; der Anfang ist gemacht, es kommt auf den Fortschritt an. Freilich werden über den einzuschlagenden Weg die Meinungen oft auseinander gehen, ich aber möchte, nachdem ich die Forderung der Christianisirung der Philosophie ausgesprochen habe, noch an einigen naheliegenden und harmlosen Beispielen zeigen, wie ich mir die Aufgabe denke, damit mich nicht der Vorwurf trifft, daß ich mit einer Phrase schließe. Ich bringe drei Beispiele.

1) Bekanntlich spielt in der Philosophie die metaphysische Frage nach dem „Ding an sich“ eine Rolle. Aber was heißt es denn, „das Ding an sich“ suchen? Manche sagen: hinter die Erscheinung zu kommen suchen; aber was ist denn die Erscheinung? Gehört denn nicht, was in die Erscheinung tritt, mit zum Wesen? Jene erste Frage ist viel zu abstrakt und darum unklar gestellt. Wir leben in einer bestimmten, konkreten Welt, es ist die vom Schöpfer gewollte und gesetzte. Er hat in diese Welt den Menschen hineingeschaffen, die Welt ist auf ihn, er auf die Welt berechnet. Welcher Mensch nun könnte sich vermessen, über diese Welt hinaus zu

steigen und abstrakt das Wesen der Dinge zu wägen und zu erkennen? Kein Platon, Cartesius oder Kant vermag das, und wer es wähnte thun zu können, würde nur sich und Andere täuschen, auf Abwege des Denkens gerathen und sich in unklare Regionen, in unkontrolirbare Räume verlieren.

Das „Ding an sich" wird also für den nüchternen Metaphysiker „ein Ding dieser Welt", genauer: „ein Ding für den Menschen und neben anderen Dingen dieser Welt", das zu erforschende „Ding an sich" wird für christlich gerichtete Denker zu einem Ding, welches der Mensch in allen seinen gottgewollten Weltbeziehungen zu erforschen sich bemüht. Der Schöpfer hat jedem Ding seinen Platz in der Welt angewiesen; je besser wir diesen Platz erkennen, um so näher kommen wir dem Wesen der Dinge, aber hienieden werden wir ihm nur näher, nicht unmittelbar herankommen. Zu sehen, daß das Blatt einer Pflanze grün und gezackt ist, süß duftet und sauer schmeckt, größer und dunkler ist als anderer Bäume Blätter und vom Pferd verschmäht, vom Esel gesucht wird, genügt freilich nicht, es muß die Summe der Eigenschaften und Wirkungen auf Menschen und Sachen ermittelt werden; das wird nie einem Sterblichen gelingen, allein man darf nicht sagen, das von uns beurtheilte Blatt sei nicht das Ding an sich; es ist nur zu sagen, daß es nicht das vollständig ermessene und erwogene Ding ist; es ist das nur theilweise und unvollkommen erfaßte Ding, und auf dieser Linie wird stets der christliche Satz Recht behalten, daß auf Erden all' unser Wissen Stückwerk ist.

2) Ein anderes Beispiel bietet die Auffassung des leiblichen Organismus. Im Zusammenhang der mittelalterlich-christlichen Weltanschauung erschien der Leib als ein Gefängniß, als Schranke, als Last, weil das der christlichen Lehre vom Fleisch als Sitz der Sünde und auch der Erfahrung von der Unsumme körperlicher Leiden entsprach. Das andere Extrem gehört der Gegenwart an, wo die mechanistische Naturwissenschaft dahin drängt, den Leib als die Hauptsache und alle seelischen Vorgänge als Verrichtungen und

Ausflüsse des Leibes anzusehen; da erscheint der Leib nicht als das Gefängniß, sondern als Quell und Herr der Seele. Keine von beiden Betrachtungsweisen genügt dem vorurtheilslosen Denker. Jede tiefere Selbstbeobachtung wird das Verlangen nach einer anderen Theorie rege machen, und ich meine, daß auch hier die Christenlehre die rechten Wege weist. Der Leib ist nicht identisch mit der Seele; diese, vom Odem Gottes durchdrungen und an das Göttliche gebunden, steht über dem Irdischen und Leiblichen; sie ist aber zugleich an den Leib gebunden und nun seit dem Sündenfall und infolge desselben dermaßen in das ungöttliche, endliche Fleisch versenkt, daß das Band zur Fessel, das leibliche Gefäß zum irdischen Gefängniß wird. Demgemäß hat die Theorie des Mittelalters Recht, wenn sie den Leib für das Gefängniß der Seele — die mechanistische Psychologie von heute aber Recht, wenn sie die Seele für die Sklavin des Leibes erklärt. Indem wir beiden Recht geben, schränken wir beider Berechtigung ein und erkennen das wahre und volle Recht nur der christlichen Anschauung zu, welche in dem irdischen Leib das Organ der durchgeistigten Seele und die Hülle oder Hülse des unsterblichen Leibes erblickt, diesen aber für einen Tempel Gottes erklärt.

3) Ein weiteres Beispiel bietet uns die Autorität der Staatsgewalt. Woher kommt die verbindliche Kraft derselben dem (einzelnen) Menschen gegenüber, welcher Gehorsam schuldet? Die Rousseau'sche Vertragstheorie ist nicht im Stande, jene Kraft zu erklären oder zu begründen. Aber ebensowenig vermag dies der Satz, daß der Staat organisch erwachsen sei aus der Gemeinschaft der Einzelnen; denn weder durch Addition, noch durch Multiplikation kann etwas wesentlich Neues, Eigenartiges, Selbständiges, Beherrschendes gewonnen werden. Es ist an dieser Theorie wahr, daß der Gesammtwille, welcher als Produkt aus dem organischen Vorgang des Gemeinschaftslebens hervorwächst, ein neuer und stärkerer Wille neben dem Willen des oder der Einzelnen ist; allein daraus folgt noch längst nicht, daß das Produkt ein übergeordneter, herr-

schaftlicher, autoritativer, d. h. zum Befehl und Zwang legitimirter Wille ist.

Die bindende Kraft kann schlechterdings nur aus dem höheren Willen eines allen Einzelnen übergeordneten Wesens, am einfachsten aus dem den Willen der Geschöpfe beherrschenden Willen des Schöpfers hergeleitet, erklärt und begründet werden. Wir kommen folglich ohne den Lehrsatz des Christenthums, daß alle Obrigkeit von Gott sei, nicht weiter. In diesem Lehrsatz steckt ein ethisch-politischer Fundamentalgedanke; ihn brauchen wir, um die autoritative Kraft der Staatsgewalt, gleichviel in welcher Staatsform, zu fundiren. Uebrigens sei zur Beruhigung heidnisch gerichteter Philosophen hinzugefügt, daß dieselbe Theorie im Grunde, wenn auch unbewußt, der griechischen wie der römischen Staatsauffassung, welche durchaus die Staatsautorität aus dem Sakralwesen herleitet, entspricht.

Ich habe das Wort „Christianisirung" ausgesprochen als eine Forderung an unsere deutsche Philosophie. Das ist ein schweres Wort, ein schweres Ding. Christlich zu werden ist für die einzelne Seele, wie für eine Nation, eine Kultur, eine Philosophie, nicht leicht. Das Israel des alten Bundes hat es im entscheidenden Augenblick nicht über sich vermocht, zum Christenthum überzugehen. Die Völker des klassischen Heidenthums haben zwar das Christenthum in ihren Lebenskreis aufgenommen, aber nur als ein Element neben anderen (heidnischen) Elementen, und darum ist ihr Volksthum davon nicht wahrhaft und im innersten Kern durchdrungen und gewandelt worden. Auch in den tonangebenden Völkern des romanischen Mittelalters lebten noch so viele Ueberlieferungen und Ueberbleibsel antiken Heidenthums, daß die Blüthe nicht zur reifen Frucht und das Volksleben nicht zum vollen Evangelium kam. Erst in den germanischen Völkern konnte das der Fall sein, denn bei ihnen fielen Civilisation und Christianisirung in Eins, sie empfingen in ihrer Kindheit das Evangelium und nahmen es in die innerste Seele auf, auch nur auf dem Wege einer langen Entwickelung und starker Kämpfe. Die Bibelübersetzung des Ulfilas (4. Jahrh.) ist der Be-

ginn der geistigen Aneignung. Die Poesie des Heliand (9. Jahrh.) zeigt uns, wie die Volksphantasie sich das Evangelium germanisch gestaltet, den Heiland zum Gefolgsherrn, die Jünger zu Recken und Rittern macht. Die deutsche Mystik des 13. und 14. Jahrhunderts versenkt sich mit romantischer Innerlichkeit in die göttliche Wunder- und Legendenwelt, die Reformation des 16. Jahrhunderts erhebt auf Grund tiefster Seelenkämpfe das Evangelium zur Gewissenssache, die lutherische Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts zum theologischen Gedankensystem und das Kirchenlied derselben Zeit zur Lyrik. Als Aufgabe bleibt die Einordnung jenes Systems in das System der allgemeinen Weltanschauung; erst wenn diese gelungen ist, hat der germanische Kulturgeist seine Schuldigkeit gethan. Aber wie kann dies geschehen? nicht dadurch, daß unsere Theologie entchristlicht, sondern dadurch, daß unsere Philosophie verchristlicht wird. Nur in einer rückhaltlos christlichen Philosophie wird sich der deutsche Geist voll und ganz wiedererkennen und nicht eher, als bis er dies erreicht hat, zur Ruhe kommen.

Ich meine damit nicht eine rückgängige, sondern eine fortschreitende Bewegung. Es ist unsere Aufgabe, den Erfahrungsschatz und Wissenschaftsgewinn unseres an Forschungen und Thaten überreichen Zeitalters in das christliche Gedankensystem hinein zu verarbeiten; wir dürfen nur nicht wissenschaftliche Hypothesen voreilig für feste Wahrheiten halten und die Wahrheiten des Evangeliums nicht der vermeintlichen Vernunft zum Opfer bringen. Mit dem Lehrsatz, daß nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne sich dreht, ist noch längst nicht die Wahrheit des Christenthums vom Throne gestoßen, und Aehnliches wird der fortschreitende Menschengeist oftmals noch erleben. Er schreite forschend und wissend fort und vertiefe immer mehr das Christenthum, indem er sich in dasselbe vertieft. Dies war im letzten Grunde auch Weiße's und Fechner's Bemühen, und diesem Bemühen gehört die Zukunft.

Bevor wir von dieser philosophischen Periode Fechner's Abschied nehmen, ist noch zweier politischer Ereignisse und ferner einiger Besuche und Reisen desselben zu gedenken. Das eine der politischen Ereignisse fällt noch in die Zeit vor unserer Periode, in eine sonst politisch leere Zeit, nämlich in das Jahr 1837: ich meine die Absetzung der sieben Göttinger Professoren*). Der neue König von Hannover, welcher von England aus den erledigten Thron bestiegen hatte, glaubte sich an die Landesverfassung nicht gebunden und hob diese kurzer Hand auf. Der allgemeinen Bestürzung über den Verfassungsbruch gaben „die Sieben" in feierlichem Protest offenen Ausdruck und mußten darum die Universität verlassen. Zuerst Albrecht erhielt einen akademischen Ruf nach auswärts, nämlich nach Leipzig, wo er viel im Fechner'schen Hause verkehrte, dann auch — aber erst im Jahre 1843 — Wilhelm Weber und zwar gleichfalls nach Leipzig, wo schon seine beiden Brüder Ernst Heinrich und Eduard Professuren inne hatten. Hier erhielt er die durch Fechner's Krankheit erledigte Professur der Physik, welche er bis zum Jahre 1849 bekleidete. Sein persönliches Verhältniß zu seinem Vorgänger war ein überaus freundliches, worüber im folgenden Abschnitt noch etwas zu sagen ist. Im genannten Jahre kehrte er, ehrenvollst gerufen, nach Göttingen, an die Seite seines väterlichen Freundes und wissenschaftlichen Genossen, des großen Mathematikers Gauß, zurück.

Das andere politische Ereigniß fällt ziemlich in die Mitte unsrer Periode selbst: die Bewegung des Jahres 1848. Ich sehe Fechner noch vor mir, wie er da, als die Unsicherheit in der Stadt wuchs, Zuzüge erbitterter Schaaren von Außen eintrafen und die Behörden zur Bildung freiwilliger Ordnungscompagnien aufforderten, gewissenhaft sich zur Verfügung stellte. Die Jüngeren schaarten sich mit Büchsen bewaffnet in Züge, welche sich der von früher her

---

*) Dahlmann, Gervinus, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Ewald, Weber.

bestehenden Bürgerwehr (der sog. Communalgarde) anschlossen; die Aelteren, zu denen Fechner gehörte, bezogen mit langen Speeren bewaffnet, bürgerlich, uniformlos und nicht sehr martialisch anzusehen, gewisse durch die Stadt vertheilte Wachlokale, denn alles Militär war aus der Stadt herausgezogen, um in Dresden den Entscheidungskampf gegen die Aufständischen zu vollziehen. So lange es das Gewissen zu gebieten schien — nur mehrere Tage hielt der Gipfelpunkt der Bewegung an — entzog sich der Philosoph, welcher eben damals über das friedliche Pflanzenreich seine sinnigen Betrachtungen zum Abschluß gebracht hatte, nicht dem gemeinnützigen Dienst der Bürgerwachen, kehrte dann aber, als sei er nicht unterbrochen worden, in sein stilles Gedankenlaboratorium zurück, um die Feder wieder mit dem Speer zu vertauschen; glücklicher, als jener sicilische Mathematiker Archimedes, welcher bei der Eroberung von Syrakus auf seinen Ausruf „Störe nicht meine Zirkel!" zur Antwort vom römischen Soldaten den Todesstreich empfing. Die kleinen Aufsätze politischen Inhalts, welche Fechner damals im Leipziger Tageblatt (im April und Mai) veröffentlichte, blieben eine episodische Anregung des sonst nicht auf Politik gerichteten Denkers und zeigen nur seinen beweglichen immer originellen Geist, welcher sich zu allem Geschehen in Verhältniß zu setzen wußte.

Es war noch vor dieser stürmischen Zeit, wenige Jahre nach Fechner's Genesung, als die Bettina von Arnim wieder einmal im Fechner'schen Kreise als Gast auftauchte und Leben ihrer Art ins Haus brachte. Zu derselben Zeit war auch der Pariser Bruder Eduard*) zu Besuch in Leipzig und wohnte bei seiner Mutter, der Wittwe Fechner, welche ihre Wohnung damals auf der Windmühlenstraße, neben dem Gutenberg, ihrem anderen Sohne, dem Professor, gerade gegenüber hatte. Dieser bewohnte noch das Gartenhaus im Härtel'schen Grundstücke, wo jetzt die Härtelstraße sich hinzieht. Bettine hatte davon gehört, daß der Maler Fechner sein Atelier

*) S. oben S. 73 ff.

bei seiner mit der Mutter zusammenwohnenden Schwester Emilie Kuntze aufgeschlagen hatte, und wollte ihn und seine Bilder kennen lernen. Sie kam gegen Abend, fand den Maler inmitten der Kuntze'schen Kinderschaar, setzte sich mit deren Mutter und Großmutter dazu, gab mit den Worten „Hier Mamachen, hier Mamachen!" ihr graues Mäntelchen der Letzteren um, damit sie in der kühlen Stube nicht friere, und ließ sich auf einem Fußbänkchen zu Füßen der Alten lebhaft erzählend nieder. Dann aber rückte sie sich einen Stuhl an das Pianoforte und kletterte behend auf selbiges, um einige hoch hängende Bilder mit dem Licht zu betrachten. Das graue Mäntelchen beschäftigte den Blick der Kinder; es war am Tage zuvor vom Regen betroffen und beim raschen Trocknen etwas versengt worden, so daß die Herrin kurzen Prozeß gemacht und ein ziemliches — oder unziemliches — Stück vom Kragen herunter geschnitten hatte, was nun fehlte und dem gemaßregelten Mantel ein ungewöhnliches Format verlieh. Bettine ertrug und trug das Monstrum mit unerschütterter Ruhe. Dem einen Kinde, Oskar, welches neugierig die Nase zur halbgeöffneten Thür hereinsteckte, rief sie energisch zu: „Wart, Du ungezogener Bettelbub!" was dessen schleunigsten Rückzug zur Folge hatte. Der lebhaft auffassenden und für das Konkrete im Leben sehr empfänglichen Dame aber gefiel es bei dem harmlosen Durcheinander von Alt und Jung, Familie und Kunst, Garderobe und Malergeräth in dem engen Stüblein. Sie erzählte von Goethe, wie der einmal Gesellschaft sich geladen und dann, weil er das vergessen hatte, von den Geladenen im Schlafrock angetroffen wurde. Als aber Fechner, der Professor, eintrat, um sie zum Mitgehen zu veranlassen, weil er mit Bettine zu Dr. Härtel für den Abend eingeladen war, weigerte diese sich: sie müsse noch bei Mamachen bleiben. Dieselbe hatte es ihr angethan, wie so Vielen schon. Erst als auch der Gastgeber selbst kam, sie zu drängen, gab sie nach und verabschiedete sich von Mutter Fechner, doch nur, um gleich am anderen Morgen nochmals bei ihr vorzusprechen.

Der Maler Fechner hielt sich damals mehrere Monate in Leipzig auf, portraitirte u. A. zwei Nichten und den gelehrten Bruder, alle in Lebensgröße, den Letzteren auf grünem Sopha zurückgelehnt sitzend, eine Volkmannia daneben, als Hinweis auf dessen Gattin, deren Großvater eine (von ihm beschriebene) Reise nach Italien unternommen und ein Exemplar der dann nach ihm benannten Blume mit nach Deutschland gebracht hatte.

Fechner bekam nicht bloß Besuche, sondern besuchte auch selbst andere Gegenden. Schon im Jahre 1844 unternahm er mit der Gattin einen Ausflug durch den Harz und Thüringen, in einem der folgenden Jahre wieder einen solchen mit Wilhelm und Eduard Weber und dem jungen Lampe durch Oberbayern und Tirol, im Jahre 1849 mit Ernst Heinrich Weber und seiner Familie durch den Harz, und im Jahre 1850 mit der Gattin, zwei Neffen und Weiße nach Liebenstein und Umgegend. Doch waren solche Ausflüge jetzt noch Ausnahmen, die Zeit regelmäßiger Sommerreisen beginnt erst mit dem Jahre 1860*).

Die Familien Härtel, Weiße und Weber bildeten, seit Alfred Volkmann mit seiner Familie nach Halle übergesiedelt war, außer Fechner's Verwandten und dem Altvolkmann'schen Hause den hauptsächlichen Umgang des Fechner'schen Ehepaars. Außerdem verkehrten mit demselben allwöchentlich die Gelehrten Haupt und Klee, der Engländer Monicke (Sprachlehrer), Professor Albrecht und die Buchhändler Reimer und Hirzel, in deren Häusern auch die persönliche Bekanntschaft der Gebrüder Grimm gemacht ward. Seit 1847 kamen der Archäolog und Musiktheoretiker Otto Jahn, der Historiker Theodor Mommsen und der Lessingforscher Danzel zu dem Kreise hinzu. Der alte Hausfreund Grimmer**) war schon lange vom gemeinsamen Schauplatze, wenn auch nicht aus dem Interessenkreise, verschwunden; er lebte in abgeschiedener Stille in

*) Vergl. unten den VIII. Abschnitt.

**) Vergl. oben S. 92—94.

Dresdens Nähe, allein mit seinen zwei Töchtern, welche später wieder in engste Beziehung zu dem Leipziger Freundeskreise traten, und starb im Jahre 1850. Die Erinnerung an ihn gehört zu den freundlichsten Zügen der Fechner'schen Jugendzeit und ist bis heute in allen Betheiligten lebendig. Mit dem alten Studienfreund Direktor Müller (erst in Gotha, dann in Wiesbaden) dauerten brieflicher Verkehr und innige Freundschaft fort; nur selten kam er nach Leipzig, aber ein solcher Besuch war immer ein Fest für Fechners.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer Aeußerliches betreffenden Bemerkung. Im Jahre 1850 verließen Fechners ihr freundlich-poetisches Heim im Härtel'schen Garten und bezogen die Wohnung (im Rost'schen Hause auf der Dresdener Straße), welche sie dann zeitlebens beibehielten: 40 Jahre, während deren noch Manches erlebt ward, und Fechner in seinem kleinen nach Norden gehenden Gelehrtenstübchen noch viele, die meisten seiner Arbeiten vollendete.

VII. Abschnitt.

Der Naturforscher Fechner.

1853—1864.

Der Denker Fechner beginnt allgemach wieder engere Kreise zu ziehen. Es wiederholt sich gewissermaaßen in seinem innern Leben jene Schwenkung, welche sich schon einmal (im 3. Abschnitt) vollzogen hatte: von einem weiteren und allgemeineren Geistesgebiet in die Enge und Strenge der exakten Forschung und der begrenzten Aufgaben. Ich gebe dieser Wendung Ausdruck in der Ueberschrift.

Zwar wird dem Naturforscher keineswegs das Interesse für die höheren und allgemeinen Fragen fremd, vielmehr wendet er sich

mehrmals wieder der ethischen Seite des philosophischen Gebiets zu, wovon nachher die Rede sein soll; allein es war bei Fechner's ganzer Geistesanlage selbstverständlich, daß die wissenschaftliche Selbstbeschränkung, welche er nun in sich vollzog, vornehmlich der Naturwissenschaft zugute kam, und so sehen wir denn die Hauptrichtung und Hauptarbeit dieser Zeit den Aufgaben des Naturforschers zugewandt. Diese stehen jetzt Jahre lang durchaus in erster Linie, und es tritt da nicht bloß die Originalität, sondern auch die Meisterschaft Fechner's ins volle Licht. Er bewegte sich im Naturgebiet mit angeborener Virtuosität, ja mit genialer Sicherheit.

Es ist als ob mit der Wohnungsveränderung, welche am Ende des vorigen Abschnitts kurz berichtet ward, ein Gedankenabschnitt gesetzt, ein Pausenstrich unter den bisherigen Text gezogen worden sei. Wie der alten mit poetischen Reizen gezierten Wohnung die frühere freiere Geistesarbeit über Himmel und Erde ziemlich entsprochen hatte, so die neue wenn auch freundliche und gesunde Wohnung mit ihrer mehr prosaischen Einfachheit und Gedrängtheit den Schranken streng methodischer Forschung und mühsamer, oft gar monotoner Anstrengung.

Wichtige Einzeluntersuchungen und grundlegende Pläne zu einem neuen Wissenschaftszweig, der Psychophysik, laufen neben einander her und thun neue Falten des reichen Geistes Fechner's auf. Noch weniger, als sonst, sind aus dieser Zeit in die Augen springende äußere Erlebnisse zu nennen. Abgesehen von den Erschwerungen, welche er infolge des noch immer beschränkten Augengebrauchs zeitweise zu tragen hatte, verlief das arbeitsame Leben ruhig und gleichmäßig. Die wenig umfangreichen Vorlesungen, welche er an der Universität zu halten fortfuhr *), hingen engstens zusammen mit den ihn zeitweilig bewegenden Thematen der Wissenschaft. Es kam wieder, ja vielleicht jetzt zum ersten Mal, eine gewisse Gemüthsruhe in das Fechner'sche Haus, und die Zeit der kleinen jährlichen

---

*) Vergl. oben S. 145.

Erholungsreisen beginnt, welche Fechner (seit 1860) mit seiner Gattin regelmäßig im Ausgang Sommers beim Eintritt der großen Universitätsferien unternahm, und unter welchen die nach dem Walchensee in Oberbayern und nach Interlaken in der Berner Schweiz hervorragen.

Die ersten Wiederanfänge exakten Forschens gehören noch der vorigen Periode an: über die mathematische Behandlung organischer Gestalten und Processe und über das Causalgesetz, in den Berichten der Königl. Sächs. Gesellschaft d. Wiss. (mathematisch-physische Classe, 1849. S. 50—64. 98—120). Dieselben stehen in jener Zeit noch einsam, aber nun regt sich der neue Geist gewaltig im Hinblick auf psychophysische Aufgaben. Vom anthropologischen und vom metaphysischen Gebiet aus sucht Fechner vorzudringen in das neue Land, auf dessen Entdeckung er ausgeht. Er gründet zu dem Behuf eine Zeitschrift, das Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie, welches bei Avenarius und Mendelssohn 1853 und 1854 erschien, aber diese zwei Jahrgänge nicht überdauerte; die weiteren hier einschlagenden Arbeiten lieferte Fechner wieder in die Berichte und Abhandlungen der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in den Jahren 1857—1861, jährliche Abhandlungen, im Ganzen zehn, zu welchen später noch fünf (1864. 1871. 1874. 1884), darunter eine (1871) ästhetischen Inhalts, kamen. Die mehr in die Metaphysik einschlagenden Fragen, welche auf ein neues System der Atomistik hinzielten, sowie die ersten Untersuchungen über psychische Maaßprincipien finden sich dagegen in Fichte's Zeitschrift für Philosophie in den Jahren 1852—1854 und 1857. 1858, sechs Abhandlungen, zu welchen noch zwei populär gehaltene Aufsätze (über das Sehen mit 2 Augen und das Hören mit 2 Ohren) in den Westermann'schen Monatsheften (Bd. IX. und X. März und August 1861) kommen.

Wir können an allen diesen Arbeiten des Naturforschers nicht theilnahmlos vorübergehen. Freilich, je mehr wir uns mit Fechner den Tiefen und Falten seiner fachwissenschaftlichen Forschung nähern,

um so mehr entzieht sich dieselbe meinem Urtheil, und um so minder ist ein Einflechten ihrer Darstellung und Besprechung hier am Platze. Ich sehe mich auf das Urtheil Anderer angewiesen, und freue mich daher, für die Fechner'che Psychophysik und alle damit zusammenhängenden Arbeiten auf den Anhang verweisen zu können, welchen ich willkommener collegialer Theilnahme verdanke. Von mir können nur wenige Striche gethan werden.

Vor Allem muß ich da der mathematischen Seite der Fechner'schen Arbeiten gedenken, welche eine eigenthümliche, schwer zu bestimmende Rolle in seinem innern Leben spielte. Seit seiner ehemaligen Beschäftigung mit der Physik war er der grundlegenden Bedeutung der Mathematik für alle experimentelle und exakte Naturforschung inne geworden und hatte nicht gesäumt, seine Kenntnisse darin zu vervollständigen und sich in ihrem Gebrauch zu üben. Die Logarithmentafeln wurden unter seiner Hand zu dem Buche, welchem man die fast tägliche Benutzung am meisten ansah. Und dennoch klagte er, daß es ihm Mühe koste, sich die Leistungen der Mathematik ganz und voll anzueignen; er war an diesem Punkte nie mit sich zufrieden. Aber ich habe ihn ganze Tage, Wochen, Monden mit Eifer rechnen und lange Ziffertabellen entwerfen sehen; große Stöße derselben, wie unheimliche Runen, fanden sich in seinem handschriftlichen Nachlaß vor, und seinen alten Kollegen, Dr. Drobisch, habe ich es wiederholt mit großer Entschiedenheit aussprechen hören, daß Fechner's mathematische Kenntnisse ganz hervorragende seien. Dieser konnte es beurtheilen, denn als Philosoph hat er namentlich nach der mathematischen Seite hin die Herbart'sche Philosophie weitergebildet und sich in mathematischen Dingen hohes Ansehen erworben.

Ich möchte hier ein Wort über diesen ältesten Kollegen Fechner's sagen. Zwar war E. H. Weber an Jahren älter, als Drobisch, aber indem dieser jenen lange überlebte, bildeten Drobisch und Fechner das dauerhafteste Kollegenpaar der Leipziger Universität, welches über ein halbes Jahrhundert in treuer Freundschaft und

gegenseitiger Hochachtung verbunden blieb. Fechner war um 20 Monate älter als der Andere, dieser aber früher, bereits im Jahre 1826, zur ordentlichen Professur gelangt. Als der greise Drobisch den älteren Kollegen zu dessen goldenem Jubiläum als ordentlicher Professor im Jahre 1884 mit rührender Umarmung beglückwünschte, gab es einen beweglichen und allen Anwesenden unvergeßlichen Anblick. Drobisch hat auch Fechnern überlebt; in ihm, dem Senior der Universität seit E. H. Weber's Tode, also seit nunmehr 13 Jahren, verehren wir den angesehenen Hort unsrer akademischen Traditionen, noch in seiner Inaktivität eine Zierde der Universität. In ungewöhnlich jungen Jahren zum ordentlichen Professor (der Philosophie) ernannt, ist er Leipzig ununterbrochen erhalten geblieben und lebendiger Zeuge aller der enormen Wandlungen, welche die blühende Landesanstalt, eine deutsche Hochburg der Wissenschaft, im Laufe von fast 70 Jahren durchmessen hat. Ihm war vor nunmehr 8 Jahren (1883) das Glück beschieden, in geistiger Rüstigkeit das diamantene Doctorjubiläum zu feiern, wobei ich die Freude hatte, als Dekan der juristischen Fakultät dem treuen Freunde meines Onkels den Glückwunsch der Fakultät zu überbringen. Drei Jahre darauf — eine große Seltenheit in den akademischen Annalen — konnte die Universität auch das diamantene Jubiläum seiner ordentlichen Professur, die er vom 8. December 1826 an bekleidete, feiern.

Was den anthropologisch-physiologischen Theil der Untersuchungen Fechner's anlangt, so handelte er in dem Centralblatt und den Gesellschaftsberichten (s. oben) vom Verhältniß der männlichen zur weiblichen Schrittgröße, von der Uebung der Glieder und Muskeln, vom Gehör auf rechtem und linkem Ohr, vom binocularen Sehen, von Contrastempfindungen und Ergänzungsfarben. Er ging bei diesen Untersuchungen mit großer Genauigkeit und emsigem Fleiß zu Werke; ich erinnere mich z. B., wie er von einem Fenster seiner Wohnung aus zwei Bäume auf der Dresdener Straße ins Auge gefaßt hatte und alle Vorübergehenden mit Unter-

scheidung des Geschlechts beobachtete, um die Zahl ihrer Schritte zwischen jenen Bäumen anzumerken und durch die angesammelte Summe von Fällen die Geschlechter zu vergleichen. Wochen lang setzte er diese Beobachtung fort und häufte Tabelle auf Tabelle, bis ihm die Menge groß genug schien für die Ziehung der Mittelzahl.

Diese anthropologisch-physiologischen Untersuchungen genügten ihm nicht, um die Grundlagen für seine Psychophysik zu gewinnen, er schritt zu metaphysischen Betrachtungen fort, denn auf Rechnung der Metaphysik müssen wir zu einem großen Theil die Atomistik Fechner's stellen, weil sie nicht bei der Erscheinung, welche auf physikalischem Wege feststellbar ist, stehen bleibt, sondern hinter dieselbe zu kommen sucht, um zu den letzten, keiner weiteren Auflösung und Unterscheidung zugänglichen Bestandtheilen der Körper zu gelangen. Er nahm den Ausgangspunkt seiner Betrachtung in Herbart's Metaphysik, über welche er sich 1853 in Fichte's Zeitschrift (N. F. XXIII. S. 70 ff.) verbreitete. Es folgten in derselben Zeitschrift 1854 und 1857 (XXV. S. 25 ff. XXX. S. 61 ff. und 165 ff.) zwei Abhandlungen über Atomistik und zwischen diesen erschien*) die selbständige Schrift „über die physikalische und philosophische Atomenlehre", welche 1864 eine 2. Auflage mit Vermehrung erfuhr.

Die Fechner'schen Atome sind wundersame Dinger. Sie sind Körper und auch keine Körper. Sie sind Körper und doch Punkte. Ausdehnungslose Körper! wie ist das Räthsel zu lösen? Ihr Rauminhalt soll unzerlegbar gedacht werden, und doch sollen sie einen Rauminhalt haben; sie seien „die letzten Bausteine des Gegebenen", und Punkte nicht außer, sondern in Raum und Zeit. Die mathematischen Punkte sind keine Wirklichkeiten für sich, die Fechner'schen Atome dagegen sind die Wirklichkeiten, aus denen sich alle Wirklichkeit zusammensetzt und aufbaut. Liegen diese Atompunkte in den Grenzen der Endlichkeit? Mir scheint, daß der Raum, ebenso

*) Bei Hermann Mendelssohn (1855).

mikroskopisch wie teleskopisch verfolgt, unendlich gedacht werden müsse. Der Mensch ist an seinen Platz im System der Körperwelt gestellt und kann von da, d. h. von sich eine doppelte Linie, eine teleskopische und eine mikroskopische, ziehen; die eine wie die andere ist unbegrenzt, führt ins Unendliche. So wenig unser Blick hinaus an ein Ende der Welt, des vom Sternenmeer erfüllten Weltraums, vordringen kann, sicherlich ebenso wenig hinein an ein Ende des Rauminhalts mit seinen Infusorien, Bacillen, Bakterien, und wie die Urzellen und deren Urbestandtheile heißen mögen. Die Frage nach der Constitution der letzten Atome gilt mir gleich der Frage nach der Beschaffenheit der Grenzen des Weltalls. Das Ende dort wie hier übersteigt unsere Begriffe, unsere Vorstellung; wir stehen nach beiden Seiten hin am Abgrund der Unendlichkeit, wo die Begriffe von Raum, Zeit und Zahl gänzlich versagen. Die Hypothesen an diesen Stellen sind ohne Metrum, und vielleicht (?) geht da auch das Körperliche in das Unkörperliche über, so daß, wie Fechner metaphysisch annimmt, Beides identisch zu denken ist; er sagt ja, die Atome seien unkörperliche Wesen, so daß aus unkörperlichen (einfachsten) Wesen alle Körper ent- und beständen. Diese Annahme wird ihm um so leichter, da er im letzten Grunde das Materielle und das Geistige nur als zwei Erscheinungsweisen desselben Wesens gelten lassen will; es sei ein und dasselbe Ding, welches sich selbst als Geist, den anderen Dingen außer ihm als Körper erscheint.

Man fragt dann freilich zu allererst, wie es geschehen könne, daß der Mensch nicht bloß innerlich sich selbst (als Geist), sondern zugleich äußerlich sich (als Leib) betrachten kann. Fechner für seinen Theil zieht damit jedenfalls den Gewinn eines einfachen Grundprincips, aus welchem sich der vielfach beobachtete Parallelismus des Geistigen und des Körperlichen sehr einfach zu erklären scheint. Leibniz will mit seinem Gesetz der prästabilirten Harmonie helfen: der Schöpfer hat 2 Uhren aufgezogen, die zu einander passen und auf alle Fälle stimmen. Fechner dagegen macht vollen

Ernst mit dem Monismus: Geistiges und Körperliches sind nur zwei Seiten desselben Wesens, die innere und die äußere Seite, die dem Wesen selbst zugekehrte und die den übrigen Wesen hingekehrte Seite; er setzt die Identität an die Stelle der prästabilirten Harmonie und muthet damit unserem Denken das Aeußerste zu.

Wir können ihm dahin nicht folgen, um so weniger, weil wir unendlich oft im Leben dagegen sprechende Beobachtungen machen können, z. B. die, daß in einem gebrechlichen oder alternden Körper der Geist gesund oder frisch bleibt. Ob auch hier wieder der Unterschied von Seele und Geist, von welchem ich oben sprach, einschlägt, lasse ich dahingestellt. Es sei nur bemerkt, daß Fechner, indem er vom Seelischen ausgehend ohne Unterscheidung das Geistige hineinzieht, zu einem Determinismus gelangt, welcher den schärfer Denkenden ebensowenig wie den tieferen Selbstbeobachter befriedigen kann, so daß Alle die, welche sich mit den ethisch-historischen Wissenschaften berufsmäßig abgeben, an zahlreichen Schlüssen, welche Fechner vom Seelischen auf's Geistige zieht, Anstoß nehmen müssen. Die Kunst der Hellenen, die Staatskunst der Römer, die Religion Israels unter deterministischen, psychophysischen, naturalistischen Gesichtspunkten betrachten, kann nur zu weltgeschichtlichen Karrikaturen führen, und Fechner, der sonst immer auf das Urtheil des Fachgelehrten provocirt, wird sich zu bescheiden haben, daß vor der Grenze oder Schwelle der ethisch-historischen Wissenschaft die vom Naturforscher gewonnene Wahrheit selbst ihre Grenze hat. Der Naturforscher läßt sich in sein Gebiet nicht vom Juristen hineinreden, ebensowenig läßt sich z. B. der Jurist in sein Gebiet vom Naturforscher hineinreden, und Beide thun da recht, denn jeder ist im andern Gebiet nur Dilettant und als solcher nicht im Stande, die Tragweite von Hypothesen und Lehrsätzen zu ermessen, weil ihm der reiche und vielverschlungene Zusammenhang des ganzen Systems nicht gegenwärtig ist.

Fechner hat später als psychisches Grundschema „das Prinzip der Tendenz zur Stabilität" aufgestellt und damit ein Cardinal-

fundament für die Psychologie zu gewinnen gestrebt, wie es in der großen naturwissenschaftlichen Hypothese des Gravitationsgesetzes für die Körperwelt vorliegt; allein der Fachästhetiker ebenso wie der Fachjurist und Fachtheolog wird sich verwahren gegen solche rein psychische, animalische Zwangsgesetze und deren Folgerungen im Gebiete freier ethischer schöpferischer Arbeit, welcher auf dem Boden jener „Stabilität" gerade ihre eigenste Schönheit, ihr Adel, ihre Mannigfaltigkeit und Freiheit genommen würden*). Auch kann nur vom beschränkt seelischen Standpunkt aus die Einschachtelung niedrigerer Seelen in höhere gedacht werden; sobald die ethische Freiheit hinzukommt, stößt das pantheistische Einschachtelungssystem Fechner's auf unüberwindliche Schwierigkeiten und geräth in unlösbare Widersprüche. Sein psychisches Atom ist ebensowenig annehmbar, wie sein pantheistischer Weltenbau, Eines so phantastisch wie das Andere, wenn das Geistige ihm sich fügen soll, und das viele Gute, was bei der hierauf gerichteten mühsamen und geistreichen Arbeit Fechner's wirklich abspringt, wird wohl der Naturwissenschaft für sich und auch der reinen Psychologie zu Gute kommen, kann aber nur zur Verwirrung der Geister beitragen, wenn es dem Baume der ethisch-historischen Wissenschaft inokulirt werden soll. Fechner war ein klassischer Denker im Reiche der Natur, aber ein abenteuerlich-romantischer Fremdling im Reiche des freien Geistes. Sobald und so oft er mit seinem Schema des psychischen Naturzwanges in den Bereich des Ethos tritt, wird er alle verständigen und tiefer denkenden Fachmänner, seien es Aesthetiker, Juristen oder Theologen, gegen sich haben, und diese wird dabei das Gefühl beseelen, daß es gilt, sich ihrer Haut zu wehren, weil der Lebensnerv in Frage kommt.

Die Atomenlehre anlangend, so war es nicht Fechner's Absicht, das System der atomistischen Naturlehre eingehend darzustellen, wie er im Vorwort zur 2. Auflage selbst bemerkt; nur auf die Grund-

*) Ich muß hierauf in der ästhetischen Periode Fechner's zurückkommen.

gesichtspunkte kam es ihm an. Er unterscheidet eine physikalische Atomistik und eine einfache Atomistik, die er auch als philosophische Atomenlehre bezeichnet, und theilt danach seine Schrift „Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre“ (1855; 2. Aufl. 1864) in 2 Abschnitte; im ersten beleuchtet er die physikalischen Thatsachen, aus welchen „eine Gliederung und Untergliederung der Körper über das scheinbare Continuum hinaus in diskrete Theile“, eine Gliederung „der Welt in diskrete Weltsysteme und Weltkörper, weiter in Atomensysteme (sog. Molecule) und Atome“ sich ergebe, „die nur aus ähnlichen Gründen eine continuirliche Masse zu bilden scheinen, als die Sterne im Nebelflecke“; im zweiten Abschnitt tritt er vor die metaphysische Frage „der letzten Glieder, der Grundatome“. Die Erforschung dieser sei das Ziel; die Physik vermöge darüber nichts Sicheres zu sagen, aber es sei „Bedürfniß des Menschen, nach jedem Ziel vorauszublicken, schon ehe man dabei steht“. „In der physikalischen Atomistik stelle ich das auf, was sich bis jetzt physikalisch, d. i. durch eine Verknüpfung von Thatsachen begründen läßt, in der philosophischen das, was sich auf Grund des physikalisch Begründeten philosophisch, d. h. aus dem Bedürfniß, einen reinen begrifflichen Abschluß zu erhalten, fordern läßt.“

Der Verfasser erklärt weiter, daß sein ganzer Standpunkt dabei entgegengesetzt sei der unter den Philosophen vorherrschenden, antiatomistischen Theorie, und daß er auch in diesem Punkte ein Abtrünniger des Schelling'schen Systems sei. „Ja, gestehe ich es, fast schlägt mir das Gewissen, wenn ich mich erinnere, was ich selbst jenen Männern verdanke, wie ich, der ich so weit von Schelling abgefallen und nur diesen Abfall hier zur Geltung bringe, doch ursprünglich mit meiner ganzen Philosophie von seinem Stamm gefallen; wie ich die beste Frucht von einem weit abgebogenen Zweige Hegel's gepflückt, wie ich aus Herbart's Asche doch eine Kohle auf meinem eigenen Herde gebrannt“*). Näher stehe er Herbart, der

*) Der Verfasser citirt dazu Zend-Avesta II. S. 351. 43. 373.

auch ein Atomistiker sei und darauf dringe, rein vom Gegebenen auszugehen. Das atomistische Princip sei ihm mit diesem gemein, seine und Herbart's Monadologie könnte um so leichter verwechselt werden, als sie sich auch im Namen der einfachen Wesen (Monade) mit derselben begegne; allein die Berührungspunkte seien zugleich Divergenzpunkte, welche die Abweichung um so schärfer hervortreten ließen.

Dies sagt der Verfasser im Vorwort zur 1. Auflage. Er betont im Vorwort zur 2. Auflage nochmals „den durchweg oppositionellen Charakter, den seine Atomistik gegen die Hauptrichtungen der neueren (Kant-Hegel'schen) Philosophie trägt“ und bezieht sich auf die den philosophischen Anfechtungen zu Theil gewordenen Antworten, welche er in der Fichte'schen Zeitschrift*) gegeben habe. Die Vermehrung der 2. Auflage zeigt sich namentlich in der neuen Hinzufügung der Kapitel 5, 9, 27, 28.

Der Verfasser hat, sagt er ausdrücklich, bei seiner Schrift das allgemeinere Lesepublikum vor Augen. Darum sucht er, wo er den Gegensatz der Atomisten und der Dynamiker oder Antinomisten, welche die Materie in letzter Instanz, oder „die letzte Constitution der Materie“ als ein Continuum denken, darlegt, nach anschaulichen Bildern. Er sagt, der Dynamiker, welcher das zerstückte Wesen der Atomenwelt schilt, verwechsle Gliederung mit Zerstückelung; sei es denn eine schönere Ansicht von der Welt, selbe mit einem zusammenhängenden Klebwerk ausgefüllt zu denken? Der Himmel mit seinen einzelnen Himmelsbällen sei nichts, als ein atomistisches System im Großen. Eine Säulenreihe mit einzelnen Säulen sei doch schöner, als eine zusammenhängende Wand. Der Dynamiker nenne die Atome Sand, es seien aber vielmehr Buchstaben der Dinge. Die dynamische Ansicht erkenne die Zelle an, jeder Organismus sei eine Verknüpfung von unsäglich vielen Zellen; also widerstrebe es

*) Ueber die Atomistik: 1854. S. 25. In Sachen der Atomistik: 1856. S. 61. 165. Ueber den Punkt: 1858. S. 161.

der Idee des Organismus nicht, aus Einzelnheiten verknüpft zu sein. Nach der atomistischen Ansicht schwebe die Materie fein vertheilt im Raume, und des Leeren sei da mehr als des Vollen (da die Dimensionen der Atome sehr klein seien), indeß nach der dynamischen der Raum mit Materie ganz ausgegossen sei; darum habe in der dynamischen Welt der Raum selber keinen Platz vor der Materie, und der Geist, anstatt den Raum frei durchfliegen zu können, wie in der Atomistik, mit immer neuen Ruhepunkten, könne ihn nur durchwaten. So sei denn die atomistische Ansicht keineswegs materialistischer, als die dynamische. „Nachdem man schon ein Band der Welt erst in der Zeit, dann im Raume, dann in der Bewegung, dann in Kraft und Gesetz, dann in Geist und Gott hat, sollte man meinen, es wäre endlich daran genug, und nach allen Banden auch etwas erwünscht, ja nothwendig anzunehmen, was gebunden wird, und mag sich Vieles in der Welt wechselseitig binden, so ist doch Gott der absolut Alles in sein Band Fassende." (2. Aufl. S. 79—86.)

Auch in der zweiten Hauptschrift dieser Periode „Elemente der Psychophysik"*) stellt Fechner zunächst sein Verhältniß zu Herbart fest. Er sagt im Vorwort: „Herbart wird stets das Verdienst bleiben, die Möglichkeit einer mathematischen Auffassung der psychologischen Verhältnisse nicht nur zuerst ausgesprochen, sondern auch den ersten scharfsinnigen Versuch der Durchführung einer solchen Auffassung gemacht zu haben." Aber er betont zugleich die Abweichung in den Grundgesichtspunkten der mathematischen Auffassung. Fechner stellt von anderen Gesichtspunkten aus eine psychophysische Maaßlehre auf und bemerkt dazu in demselben Vorwort: „Das erfahrungsmäßige Gesetz, welches die Hauptunterlage bildet, ist schon längst von verschiedenen Forschern in verschiedenen Gebieten aufgestellt und in verhältnißmäßiger Allgemeinheit namentlich von

*) 2 Theile, 1860, bei Breitkopf & Härtel; 2. Auflage, 1890.

E. H. Weber, den ich überhaupt den Vater der Psychophysik nennen möchte, ausgesprochen und experimental bewährt worden."

Fechner versteht unter Psychophysik „eine exakte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib und Seele" und bezeichnet es als die erste oder Hauptaufgabe der Psychophysik, „das Maaß bezüglich der psychischen Größen festzustellen"*). Er spricht zugleich aus, daß er nach einer breiten erfahrungsmäßigen und experimentellen Unterlage gesucht habe, und nimmt für das psychophysische Experiment, welches bisher nur eine beiläufige Stelle bald in dem physikalischen, bald physiologischen Experimentirzimmer gefunden habe, ein eigenes Zimmer, einen eigenen Apparat, eigene Methoden in Anspruch. „Der 1. Theil enthält die Unterlagen des psychischen Maaßes, d. i. die Aufstellung seines Princips und Darlegung der Methoden, Gesetze und Thatsachen, die zur erfahrungsmäßigen Begründung desselben gehören, der 2. Theil gibt die psychische Maaßfunction selbst mit ihren, aus dem Aeußeren in das Innere übergreifenden, Consequenzen." Der erste Theil nehme, so wird hinzugefügt, mehr ein empirisches, der andere mehr ein mathematisches und philosophisches Interesse in Anspruch; die ganze Schrift aber wende sich hauptsächlich an die Physiologen und die Philosophen**).

Fechner sucht die psychophysischen Elementargesetze auf und bemerkt darüber: „Das Gravitationsgesetz und die Moleculargesetze (die unstreitig ersteres mit einschließen) sind Elementargesetze; wären sie gründlich bekannt, und die ganze Tragweite derselben in Folgerungen erschöpft, so wäre die Lehre von der Körperwelt in größter Allgemeinheit vollendet. Entsprechend wird es gelten, Elementargesetze für die Beziehung zwischen Körperwelt und Geisteswelt zu gewinnen, um statt einer allgemeinen Ansicht eine haltbare und entwickelte Lehre davon zu gewinnen, und sie werden hier wie dort nur auf elementare Thatsachen begründet werden können"***). Die

*) S. Vorwort zum 1. Theil, S. V.

**) A. a. O., S. IX. X. XII.

***) Theil I. S. 7.

Psychophysik will „das functionelle Verhältniß zwischen Körper und Seele" ergründen und die Fragen beantworten, „was gehört quantitativ und qualitativ, fern und nahe, in Körperwelt und geistiger Welt zusammen, und nach welchen Gesetzen folgen ihre Veränderungen aus einander oder gehen mit einander." Indem Fechner allenthalben vom Körperlichen ausgeht, verwahrt er sich doch gegen den Vorwurf materialistischer Tendenz und begründet das so: „Ein Grund für die Psychophysik, den Verfolg der Seite der Abhängigkeit der Seele vom Körper vor der gegentheiligen zu bevorzugen, liegt darin, daß nur das Physische dem Maaße unmittelbar zugänglich ist, indeß das Maaß des Psychischen erst in Abhängigkeit davon gewonnen werden kann"*).

Weiterhin deutet Fechner mit großer Vorsicht an**), daß die höhere Geistesregion des (ästhetischen) Gefühls, Willens und Gedankens nicht von den Versuchen der Psychophysik auszuschließen sei; auch die Vorgänge in dieser Region gingen nicht von Statten, „ohne körperliche Thätigkeiten mitzuführen oder an psychophysische Thätigkeiten gebunden zu sein". Er gebraucht ein Bild: „mag der Gedanke am Flusse der körperlichen Thätigkeit selbst mitwirken und nur mittels dieses Wirkens wirklich sein, oder mag er des Flusses nur bedürfen, wie der Ruderer im Nachen, um darüber hinzusteuern, und dabei mit dem Ruder gleichgültige Wellen zu schlagen, beidesfalls wollen die Verhältnisse und Gesetze des Flusses berücksichtigt sein, wenn es sich um den Fluß oder Fortschritt des Gedankens handelt." Wir ersehen aus dieser Bemerkung, daß Fechner neben der niederen Seelenfrage die Frage des höheren Geisteslebens als eine besondere anerkennt; immerhin charakterisirt dies seine psychophysischen Untersuchungen, sowie seine späteren oftmals da anknüpfenden ästhetischen Erörterungen, daß er nicht streng zwischen Seele und Geist, Seelenleben und Geistesthätigkeit unterscheidet, wie er

*) Theil I. S. 9.
**) Theil I. S. 13. 14.

denn gleich im Beginn seiner Elemente der Psychophysik von dieser aussagt, sie sei die Lehre von den Beziehungen zwischen Körper und Geist oder Leib und Seele.

Fechner stellt der körperlichen Außenwelt, welche den Menschen umgibt, die körperliche Innenwelt (des Menschen) gegenüber und unterscheidet demgemäß eine äußere und eine innere Psychophysik. Jene behandelt die psychischen Beziehungen des Menschen zur Außenwelt, diese diejenigen zum eigenen Körper. Zu jener gehören die Betrachtungen über Licht, Schall, Gewicht, Temperatur, Umfang mit ihren auf den Menschen wirkenden Reizen, zu dieser die Betrachtungen über den Sitz der Seele, Schlaf und Wachen, Erinnerungsbilder, Hallucinationen, Träume. Von ersteren handelt der 1. Theil und die Hälfte des 2. Theils, von den anderen die zweite Hälfte des 2. Theils.

In der äußeren Psychophysik fußt Fechner auf dem sogenannten Weber'schen Gesetz. Indem er davon ausgeht, daß (nicht bloß das Räumlichzeitliche, sondern auch) das Seelischgeistige erfahrungsmäßig quantitativen Verhältnissen unterliegt und folglich irgendwie meßbar sein muß, ruft er, um eine Unterlage für das gesuchte „psychische Maaß" und speciell für „das Maaßprincip der Empfindung" zu gewinnen, jenes Gesetz zu Hülfe, welches zuerst von Ernst Heinrich Weber, seinem Freund und Kollegen „in einiger Allgemeinheit" ausgesprochen und durch Versuche belegt ward: daß die Größe des Reizzuwuchses gerade im Verhältniß der Größe des schon gewachsenen Reizes ferner wachsen muß, mit andern Worten, daß gleiche relative Reizzuwüchse gleichen Empfindungszuwüchsen entsprechen; dieses Gesetz sei nicht die allgemeine und nothwendige Unterlage des psychischen Maaßes, aber doch die Unterlage für die zahlreichsten und wichtigsten Anwendungen desselben*). Es lasse sich beispielsweise unter folgender Form aussprechen: ein Zuwuchs von 1 zu einem Reize, dessen Stärke durch 100 ausgedrückt ist, wird ebenso

*) Theil I. S. 55. 64. 66.

stark empfunden, als ein Zuwuchs von 2 zu einem Reize von der Stärke 200.

Aus den hieran geknüpften Erörterungen, welche zur äußeren Psychophysik im Fechner'schen Sinne zu rechnen sind, hebe ich nur den Begriff der Schwelle hervor. Unter Schwelle wird hier der Punkt verstanden, „wo die Merklichkeit eines Reizes oder eines Reizunterschieds beginnt oder schwindet", und hierzu Folgendes bemerkt: „es zeigt sich, daß jeder Reiz wie Reizunterschied schon eine gewisse endliche Größe erreicht haben muß, bevor die Merklichkeit desselben nur eben beginnt, d. h. bevor er eine unser Bewußtsein merklich afficirende Empfindung erzeugt oder einen merklichen Empfindungsunterschied begründet. Umgekehrt schwindet die Merklichkeit des Reizes, Reizunterschieds schon eher, als er zum Nullwerthe herabgekommen ist"*). Fechner zeigt die verschiedenen Anwendungen seines Begriffs und knüpft daran Betrachtungen von allgemeinem und leicht verständlichem Werth, z. B. „daß jeder Reiz erst eine gewisse Grenze übersteigen muß, ehe er Empfindung erweckt, sichert dem Menschen einen bis zu gewissen Grenzen durch äußere Reize ungestörten Zustand." „Personen, die an Torpor des Gehörnerven leiden, verstehen nur bei einem Geräusche, als Trommeln, Fahren im Wagen, die Sprechenden gut." „Farben, um als farbig erkannt zu werden, müssen dem Auge in einer gewissen Ausdehnung dargeboten werden." „Jede Größe, die noch mit dem Gesichte erkannt werden soll, wird überhaupt auf einem gewissen Grunde erscheinen und also nur nach Maaßgabe des Unterschieds vom Grunde erkannt werden. Mag der Grund schwarz und die davon zu unterscheidende Fläche weiß sein oder umgekehrt, so wird dies gleichgültig bleiben." „Es scheint eine Normalkraft für das Auge des Menschen in Rücksicht auf das Sehen der kleinsten Theile zu geben, und die Abweichungen von derselben scheinen viel seltener zu sein, als man gewöhnlich glaubt." „Wenn zwei Eindrücke zu schnell hinter einander

*) Theil I. S. 238.

gemacht werden, verfließen sie in einen gleichförmigen für die Empfindung, und man kann fragen, wie groß die Zwischenzeit zwischen zwei Eindrücken sein müsse, um dieselben noch als unterschieden auffassen zu können. Eine reine experimentelle Antwort hierauf läßt sich nicht geben. Denn jeder Eindruck hinterläßt einen Nachklang. Ist nun der Nachklang, welchen der erste Eindruck hinterläßt, bei Eintritt des zweiten noch stark genug, daß der Unterschied vom zweiten die intensive Unterschiedsschwelle nicht erreicht, so muß der eine Eindruck mit dem andern gleichförmig verfließen" *).

Es ist nicht meine Sache, auf die schwierigen und feinen Erörterungen einzugehen, mit welchen die obigen Bemerkungen im gedankenmäßigen Zusammenhange stehen; dieselben sind nur für Fach- und Sachkundige; ich meinerseits konnte nur von der Oberfläche schöpfen. Durch ein Teleskop mag ein Astronom oder ein Laie blicken: jeder wird Etwas sehen, aber jeder von Beiden sieht anderes, der Eine mehr, der Andere weniger. So auch hier, und das gilt ganz besonders vom 2. Theil, welcher in seiner ersten Hälfte von „Formeln und Folgerungen des psychischen Maaßes" handelt, „specielle Untersuchungen über einige Empfindungsgebiete" hinzufügt und dazu mit Hülfe der Logarithmen eine Fülle mathematischer Operationen als Grundlage bietet. Man muß mit einem gewissen Vorrath mathematischer Kenntnisse an diese Seite der Fechner'schen Psychophysik herantreten, um zu verstehen und zu gewinnen.

Von der 3. Abtheilung oder der zweiten Hälfte des 2. Theils sagt der Verfasser im Vorwort, daß sie nicht ein vollständiges und abgerundetes System gebe; ganze Hauptgebiete, die dereinst hineingehörten, fehlten; es sei vorerst darum zu thun, allgemeine Gesichtspunkte für die innere Psychophysik und erste Eingangspunkte in dieselbe zu gewinnen, von welchen aus eine Forschung mit wachsender Sicherheit der Resultate möglich sei. Als wichtige Frage hier erscheine in erster Linie die nach dem S i t z d e r S e e l e, wovon auf S. 381—428 gehandelt wird.

*) Theil I. S. 249. 252. 257. 268. 284.

Fechner unterscheidet Sitz der Seele im weitern und im engern Sinne. Man fragt zuerst: hat die Seele überhaupt ein räumliches Verhältniß? Man fragt weiter: hat die Seele ein räumliches Verhältniß zu dem, was man ihren Körper nennt? Beide Fragen beantwortet Fechner zusammen, indem er sagt: „Jeder kann nicht umhin zu glauben, daß sich seine Seele viel mehr an dem Orte der Erde, wo sich sein Körper findet, als an irgend einem anderen Orte finde, und daß sie mit dem Körper durch die Welt wandle." Das Gebundensein der bestimmten Seele an den bestimmten Körper ist das, was Fechner den Sitz der Seele im weitern Sinne nennt. Aber er fährt (S. 383) fort: „Muß dies einmal anerkannt werden, so ist dann auch die Frage nicht abzuweisen, ob nicht die Seele viel mehr an einen als den anderen Theil dieses Körpers gebunden zu denken und also der Sitz der Seele noch mehr einzuschränken sei." Diese dritte Frage ist die nach dem Sitz der Seele im engern Sinne.

Betreffs des Sitzes der Seele im weitern Sinne stellt Fechner zwei Sätze auf: 1) Der Bestand unseres Seelenlebens ist wesentlich nicht an den Bestand eines einzelnen besonderen Körpertheils, sondern den solidarischen Zusammenhang des Körpers gebunden. Er meint damit: „Selbst wenn die Seele wirklich ein substantiell einfaches Wesen sein sollte, würde man dennoch den ganzen Körper ihren Sitz nennen können, wie man eine ganze Hauptstadt den Sitz eines Königs nennt, ohne damit zu meinen, daß er an jedem Orte in der Hauptstadt sitzt . . . Ein Körpertheil von exklusiver Bedeutung für die Erhaltung und den ungestörten Bestand des Seelenlebens ist nicht zu finden. Vielmehr gilt das, was von Händen, Füßen, Nasen, Ohren gilt, von jedem Theile des Körpers, sogar des Gehirns, sofern die Zerstörung nur nicht auf ein Mal zu weit greift. Umgekehrt kann das Seelenleben durch Eingriffe von jedem Punkte, jeder Seite, jedem Systeme des Körpers her aufgehoben werden, wenn der Eingriff nur weit genug oder in der geeigneten Form und Stärke geschieht. Der Unterschied ist überall nur relativ, nicht absolut. Auch vermögen diejenigen

Theile des Körpers, deren Integrität am wichtigsten für das Leben erscheint, selbst nur im Zusammenhang des Ganzen lebendig zu bestehen, und das Zusammenwirken aller Theile des Körpers zu der Leistung, die Seele in ihrem diesseitigen Leben zu erhalten und der Seele zu Diensten zu stehen, ist ein derartig solidarisches, daß jeder kleinste und bis zu gewissen Grenzen selbst größere Theil durch andere oder auch die Gesammtheit der übrigen vertreten werden kann. Nach Maaßgabe als die Theile vermöge ihrer Ungleichartigkeit und ungleichen Stellung weniger geeignet sind, sich zu vertreten, ergänzen sie sich zu Leistungen, die von keinem derselben allein vollzogen werden könnten." 2) „Der Körper ist auch nicht an die Forterhaltung eines besonderen Stoffes im Körper, sondern vielmehr an den Stoffwechsel im Körper gebunden. Dieselbe Seele pflanzt sich successiv auf eine Zusammenstellung aus immer neuen Stoffen über, so daß der Leib des Greisen aus ganz anderen Stoffen zusammengesetzt ist, als der des Kindes." All' das entscheidet aber nicht, ob die Seele oder das Seelenleben ein Resultat oder ein verknüpfendes Princip der körperlichen Zusammenstellung und Auseinanderfolge sei, und diese Frage ist, meint Fechner, mehr von philosophischem, als praktischem Interesse*).

Sodann geht er zu dem Seelensitz im engern Sinne über, rücksichtlich dessen er wieder zwei Fragen scheidet: 1) Ist das Nervensystem bez. das Gehirn als solcher anzusehen, und 2) ist etwa noch enger ein besonderer Theil des Gehirns (im Menschen und den höheren Thieren) dafür zu halten? Er sagt: „Nur solche Theile des Körpers, welche mit Nerven versehen sind, sind empfindlich, und nur nach Maaßgabe, als Reize unser Nervensystem betreffen und die betroffenen Nerven mit dem Gehirn stetig zusammenhängen, erwecken sie eine Empfindung. Willkürlich bewegliche Theile unterliegen dem Einflusse des Willens nur so lange, als sie mit dem Gehirn durch Nerven im Zusammenhange stehen. Umgekehrt

*) Theil II. Kap. XXXVII. a).

aber bedarf das Gehirn nicht des stetigen Zusammenhangs mit besonderen Körpertheilen oder Nerven, um Thätigkeiten zu erzeugen, welche von Bewußtseinsphänomenen begleitet sind. Durch Zerstörung besonderer Nerven oder der Gehirntheile, womit sie zusammenhängen, kann man das Vermögen besonderer Empfindungen aufheben, nicht so durch Zerstörung anderer Körpertheile." Dies zeigt, daß man von einem engeren Seelensitz reden kann, gleichviel ob man ihn als einen Punkt oder in einer gewissen räumlichen, körperlichen Ausdehnung zu denken hat. Aber diese letztere Frage ist gleichfalls von großer psychophysischer Erheblichkeit; Fechner entscheidet sich für Annahme eines ausgedehnten Seelensitzes und verwirft den punktuellen, welcher zu Widersprüchen führe; er verwirft ihn schlechthin, sowohl den unbeweglichen, als auch den von Herbart statuirten beweglichen Seelensitz, und bemerkt: „Wenn jeder Geist in einem Punkte sitzt, sitzt auch der göttliche in einem Punkte? und sitzt aller Geist in Punkten, was bindet die Welt, den Zusammenhang der Punkte? Die Ansicht vom ausgedehnten Seelensitze der endlichen Geister braucht sich selbst nur consequent zu bleiben, um zur Ansicht eines allgegenwärtigen bewußten Gottes zu werden und in ihm das Band aller Dinge zu sehen. Die (vom Seelenpunkt ausgehende) monadologische Ansicht kann es nicht wagen, Gott an einen Punkt unter anderen Punkten zu knüpfen, und so kehrt ihr nur die gesteigerte Aufgabe an den Scharfsinn wieder, Gott dennoch zu finden und sich dadurch mit dem religiösen Glauben abzufinden oder die ganze Frage ins Dunkel zu schieben"*).

Fechner fragt dann weiter, ob die Ausdehnung des Seelensitzes sich bloß auf das Gehirn erstrecke und wie weit im Gehirn. Beweise fehlen hier, aber er spricht als das Wahrscheinlichste dies aus: „Der Ort der körperlichen Thätigkeiten, mit denen bewußte Seelenthätigkeiten in functioneller Abhängigkeit verknüpft sind, oder kurz der engere Seelensitz ist nicht nur durch die Reihe der ver-

---

*) Theil II. Kap. XXXVII. b) und c).

schiedenen Geschöpfe, sondern auch in demselben Geschöpfe kein fest umschriebener, indem, je nachdem diese oder jene Sphäre der Sinnesthätigkeit oder auch höheren geistigen Thätigkeit in Anspruch genommen ist, der Hauptherd der Bewegungen, welche dem Bewußtsein unterliegen, seine Stelle und Ausdehnung wechselt. Zu jeder Zeit wird es eine Stelle im Nervensystem, wo ein solches vorhanden ist, resp. Gehirn, geben, wo diese Thätigkeit am stärksten ist, und hier kann man den jeweiligen Hauptsitz der Seele oder Seelensitz im engsten Sinne suchen"*).

Es kann nicht verfolgt werden, was Fechner im Verlauf seiner weiteren Untersuchungen über Thatsache und Bedeutung der „Schwelle" in der inneren Psychophysik, über Schlaf und Wachen, Nachbilder und Erinnerungsbilder, Hallucinationen und Träume, endlich über den einheitlichen und nicht einheitlichen psychischen Eindruck einer physischen Mannigfaltigkeit ausführt. Mit der letzten dieser Untersuchungen**) mündet Fechner, wie er selbst am Schluß bemerkt, in der großen pantheistischen Weltanschauung ein, welche er im Zend-Avesta (1851) und dann kürzer in der neuen Schrift über die Seelenfrage (1861) entwickelt hat. Von diesem Pantheismus ist schon oben***) gehandelt worden. Was aber die psychophysischen Untersuchungen anlangt, so machen sie den Eindruck geistreicher, tief eindringender und weithin aufklärender Gedanken, grundlegender und zu Weiterem anregender, ja nöthigender Forschungen auch auf den, welcher ihnen nicht überallhin wissenschaftlich zu folgen vermag. Die Empfindungswelt ist das Hauptgebiet, auf welches Fechner seine Blicke gerichtet hält; es ist die eine Dimension des animalischen Lebens. Aber es gibt der Dimensionen noch zwei: die Welten des Begehrens und des Vorstellens (der Gegenstände). Vom Begehren (Wollen) spricht Fechner meist nur beiläufig, vom Vorstellen, d. h.

*) Theil II. Kap. XXXVII. e).
**) Theil II. Kap. XLV.
***) S. 164. 167. 187. 188.

Aufnehmen von Bildern der Außenwelt, ohne welches wir auch die Thierseele nicht wohl denken können, fast gar nicht; aber er selbst sagt ja, daß es neben dem behandelten noch weite Gebiete der Psychophysik gebe. Nun aber gibt es auch eine von Fechner mehrmals berührte höhere Geistesregion, in welche nicht das Thier, aber der Mensch hineinragt. Der Mensch hat auch eine Sinnlichkeit, wie das Thier, aber er hat ein Plus vom Schöpfer zur Mitgift erhalten. Wir nennen diese Mitgift Geist, in ihr liegt die Gottähnlichkeit des Menschen. Wie verhält sich dazu Fechner's Psychophysik? Sie gibt nur Andeutungen über den Zusammenhang von Seele und Geist; sie scheint beide zu identificiren, aber sie unterscheidet auch beide. Sie geräth da in das Gehege der ethischen oder historischen Wissenschaften, aber für den Geist und sein Leben gibts keine Naturgesetze. Der kreatürliche Geist bedarf freilich der Natur, denn er ist in sie hinein erschaffen, aber er ist befähigt, sich über sie zu erheben, und dahin folgt ihm keine Psychophysik; sie wird bei solchem Versuche sicher auf Abwege gerathen. Daher ist auch der pantheistische Uebergang Fechner's von der Seele (des Thiers, des Menschen) zu Gott, der nur Geist ist, unannehmbar. Ich halte es demgemäß für eine der Hauptaufgaben der fortschreitenden Psychophysik, die Grenzlinie zu erkennen und festzustellen, welche zwischen Seele und Geist, Psyche und Ethos, zwischen dem Naturforscher und Historiker unverrückbar besteht. Auch die eigentliche Aesthetik rechne ich zu den ethischen oder historischen Wissenschaften, und Fechner hat, wie der folgende Abschnitt zeigt, sich in dieses Gebiet nachdenkend und forschend begeben; er hat auch hier psychophysische Ausgangspunkte und Richtungslinien gesucht, aber schließlich sich davon wieder ab und seiner eigentlichen Domäne, der Naturwissenschaft, zugewendet.

Was Fechner in seiner Psychophysik über den Seelensitz ausgeführt hat, dem scheint sich die herrschende Ansicht immer mehr zuzuwenden. Durch meinen Kollegen Professor Windisch bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, daß auch die alte indische Philosophie die gleichen Wege gewandelt ist. Richard Garbe theilt

mit*), daß nach der Erkenntnißtheorie der rationalistischen Sâinkhya-Schule, welche nicht viel jünger als das 'Christenthum sein soll und sich gründlich mit der Frage des Zusammenhangs von Körper und Geist beschäftigt hat, ein grober oder sichtbarer Leib und ein Innen- oder Denkorgan und in dem letzteren wieder ein dreifaches Organ: für Empfindung, Subjektivirung (Begehrung?) und Urtheil zu unterscheiden, die Thätigkeit dieser Organe aber zunächst auch rein materieller Natur sei. Ebenso wie dies, stimme auch die indische Lehre vom Seelensitz mit der Fechner'schen Psychophysik dahin überein, daß der Seelensitz nicht punktuell, sondern ausgedehnt sei. Was nun aber die Frage anlangt, ob der Kopf oder ein anderer Körpertheil als engerer Seelensitz anzusehen sei, so hat neuerdings Windisch selbst ausgeführt**), daß nach alter volksthümlicher Anschauung bei den indogermanischen (und wohl auch bei anderen) Völkern nicht der Kopf, sondern das Herz der eigentliche Mittelpunkt des geistigen Lebens sein soll. Windisch erklärt das daraus, daß beim natürlichen Menschen in der Regel auch das Denken mit Gemüthsbewegung verbunden ist, und er mithin auch die Gedanken aus dem Herzen kommen fühlt, während wir hochgebildeten Menschen jetzt nur die Gefühle ins Herz, das Denken aber in den Kopf verlegen. Der Kulturmensch vermag ja nüchtern zu denken und fühlt die reinen Gedanken aus dem Gehirn kommen. In der Sprache der Vedischen Dichter aber eben so, wie in der Seelenlehre der Brahmanen, bei Homer, wie bei Wolfram von Eschenbach wird der Hauptsitz des geistigen Lebens noch im Herzen gefunden; bei den Indern ist es das Herz und seine Umgebung, auch wird ein Raum im Herzen als Seelensitz bezeichnet. Das Herz ist es, welches im Opfer den Göttern dargebracht wird. — Die Wendung scheint von den griechischen Philosophen auszugehen. Pythagoras und Demo-

---

*) Berichte der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 1888. I. S. 1 ff.

**) Berichte 2c. 1891. S. 155 ff.

kritos verlegen den Sitz der denkenden Seele in den Kopf oder das Hirn; ebenso Hippokrates, der Arzt; spätere Aerzte (um 300 v. Chr.) verlegen den denkenden Theil der Seele in die Gegend zwischen den Augenbrauen, oder in die Hirnhaut, oder in die Hirnhöhle. Plato unterscheidet: die unsterbliche denkende Seele sei im Kopf, die sterbliche Seele mit Lust und Schmerz, Muth und Furcht in der Brust, wo das Zwerchfell eine Grenzscheide bildet, indem über demselben die edleren Regungen, unter demselben die Begierden seien; in dem oberen Theile aber spiele das Herz die Hauptrolle. Nach Aristoteles hat die Psyche ihren Sitz im Herzen, die Seele als Princip der Empfindung und Bewegung; zwar findet sich nichts über den Quellpunkt des Denkens gesagt, aber dem Kopf und Gehirn wird keine höhere Bedeutung für die geistige Thätigkeit beigemessen. Der Arzt Galenus, welcher im Allgemeinen den Standpunkt des Plato theilt und zuerst von anatomischer Kenntniß des Körpers ausgeht, scheint am meisten dazu beigetragen zu haben, daß die Lehre vom Gehirn als Sitz der denkenden Seele sich unter den Kulturvölkern des Mittelalters ausbreitete: der denkende Theil sitze im Gehirn, der gemüthartige im Herzen, der begehrliche in der Leber. Weil aber das Zwerchfell drinnen und die Brust draußen das Herz umschließt, so theilen sich auch jene mit dem Herzen in die Ehre, als Sitz der Seele oder des Lebens oder wenigstens des Gemüths genannt zu werden.

Man sieht, wie die Frage nach dem Seelensitz die Menschheit beschäftigt hat, und wie die Stellung dazu nicht abseits von der Kulturströmung, sondern inmitten derselben ist. Wie sehr spricht das dafür, daß man den Seelensitz nicht ohne Weiteres im Körper als punktuell fixirt annehmen darf. Mögen auch alle Fäden des Bewußtseins im Hirn zusammenlaufen, so scheint doch, daß Herz und Leber einen bedeutenden Antheil an der Seelenarbeit haben, und die reiche Gliederung des physischen Organismus ein Echo bietet für das Concert seelischer Bewegungen. Mit dieser Anhangsbemerkung nehmen wir für jetzt Abschied von dem psychophysischen Laboratorium Fechner's.

Von dem Alt-Volkmann'schen Hause, wie ich kurz das Haus des Schwiegervaters Fechner's nennen will, ist bis jetzt nur beiläufig die Rede gewesen, aber die Schilderung desselben gehört in Fechner's Lebensbild. Ich meine nicht zu irren, wenn ich sage, daß des Letzteren Beschäftigung mit den ethischen Fragen des Menschen theilweise mit angeregt war durch Gespräche im Alt-Volkmann'schen Hause, wozu besonders das schwere Kreuz der Jahre 1840—1843 und das lebhafte Trostbedürfniß der bis zum Aeußersten bedrängten Seele beigetragen hatte. Da auch der Heimgang des alten Dr. Volkmann noch in das Ende der uns jetzt beschäftigenden Periode fällt, so mag hier seiner Persönlichkeit und Häuslichkeit gedacht werden.

Fechner's Schwiegervater war in zweiter Ehe mit einer Schwester des Dresdener Kirchenrath und späteren Geheimen Rath Dr. Hübel, welcher in der Regierung Jahrzehnte lang die Angelegenheiten der Landesuniversität verwaltete, verbunden. Er hatte 3 Kinder erster und 4 Kinder zweiter Ehe. Fechner's Gattin war das dritte Kind erster Ehe und die einzige Tochter neben den 6 Söhnen. Ihre vollbürtigen Brüder Alfred und Julius sind schon im III. Abschnitt unter den Genossen des zweiten Leipziger Fechner-Kreises genannt worden. Alfred Volkmann bekleidete die Professur der Physiologie und Anatomie erst in Dorpat, dann in Halle, sein Bruder Julius war angesehener und vielbeschäftigter Rechtsanwalt in Chemnitz und öfters auf Geschäftsreisen zu Besuch im Fechner'schen Hause, immer da wegen seines liebenswürdigen Humors ein willkommener Gast. Von den Söhnen zweiter Ehe machte sich der älteste, Adalbert, Rechtsanwalt in Leipzig und langjähriger Rechtskonsulent des Buchhändlervereins, bekannt durch Schriften über das literarische Urheberrecht; er blieb in ununterbrochenem Verkehr mit Fechners, während der zweite, Arthur, ein munterer, durch seine Schönheit auffallender Jüngling, zu einer Zeit, wo noch keine deutsche Seeflotte den Blick der Nation seewärts lenkte, seinem etwas ungestümen Triebe in die Ferne folgend Seemann ward und als junger Untersteuermann im Hafen von New-York bei einer

Schiffsausbesserung seinen Tod in den Wellen fand. Die beiden jüngsten, Allwill und Oskar, wurden Pastoren.

Ihre Wahl des geistlichen Standes war das fast natürliche Ergebniß der religiösen Grundstimmung des Alt-Volkmann'schen Hauses, welche sich schon frühzeitig in der Seele Volkmann's vorbereitet hatte und dann durch die Neigung der zweiten Gattin, geb. Hübel, genährt wurde. Volkmann, Leipziger Senator und Besitzer des von Leipzig 4 Stunden entfernten Ritterguts Zschortau, hatte durch Unglücksfälle später den größten Theil seines ererbten Vermögens eingebüßt und besaß nur noch ein im Sommer bewohntes Haus- und Gartengrundstück im Dorf Stötteritz bei Leipzig; seine (zweite) Gattin kränkelte seit ihrer letzten Niederkunft und war dadurch fast ganz ans Haus gefesselt. Dieses Haus aber ward der gesellige Mittelpunkt eines, frommen Bestrebungen hingegebenen, kleinen Kreises, zu einer Zeit, wo im größeren Publikum noch alles Verständniß für die praktische Bedeutung der Kirche im Volksleben und für äußere und innere Mission fehlte. Man sprach damals von Pietisten und Muckern im schlimmsten Sinne, machte sich haarsträubende Bilder von den Zielen und Wegen dieser „Sonderlinge" und „Heuchler", welche sich in trauten Gesprächen mit Bibel und Kirche beschäftigten, von den berauschenden oder frivolen Genüssen des Weltlebens fern hielten und der Basler Heidenmission ihr Interesse zuwendeten. Der Buchdruckereibesitzer Tauchnitz, welcher später große gemeinnützige Stiftungen machte, der Oberpostdirektor von Hüttner, welcher u. A. durch seine auffallende Aehnlichkeit mit Goethe bekannt war, Dr. Lindner, ein origineller Pädagog und beliebter Bürgerschullehrer, gehörten zum „frommen" Kreise im Hause des „Baumeister" Volkmann.

Baumeister bedeutete damals einen Titel unter den Rathsmitgliedern, wozu keine Vertrautheit mit dem Baufach erforderlich war. Als Rathsmitglied hatte Volkmann wiederholt Leipzig auf dem Sächsischen Landtage alten Styls zu vertreten, sich zu diesem Zwecke immer längere Zeit mit seiner Familie in Dresden auf-

gehalten und da u. A. auch Freundschaft mit der Familie des Malers Gerhard von Kügelgen geschlossen, welcher aus den Russischen Ostseeprovinzen stammte und ziemlich bejahrt in der Nähe Dresdens von Mördershand fiel. In dem bekannten Buche „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", welches von Wilhelm von Kügelgen, dem Sohne (gleichfalls Maler und später Kammerherr beim Herzog in Ballenstedt), veröffentlicht ward, ist der Volkmann'schen Familie mehrfach gedacht. Von beiden, Vater und Sohn, befinden sich Bilder auf der Dresdener Gemäldegallerie, vom Ersteren auch einige Bilder auf dem Leipziger Museum, ein Geschenk des Baumeister Volkmann. Von Ballenstedt aus besuchte Wilhelm von Kügelgen wiederholt die Volkmann'sche Familie in Leipzig. Ich erinnere mich sehr wohl des liebenswürdigen und unterhaltenden Mannes, welcher im Gespräch dieselben Schilderungstalente, wie in seinem Buche, entfaltete und in seltenem Maaße die Beredtsamkeit wahrer Herzensbildung offenbar werden ließ. Sein Buch halte ich für ein Muster edler Styl-Einfachheit, mit dem Goethe'schen Styl um die Palme ringend, und würdig, ein deutsches Haus- und Familienbuch zu sein.

Baumeister Volkmann war eine bekannte Persönlichkeit Leipzigs, obwohl er seit der Abdankung des alten Raths im Jahre 1830 privatisirte und sehr zurückgezogen lebte. Ein kleines Männchen mit ausdrucksvollem Kopf, vornehmem Gesicht und schneeweißem Haupthaar, pflegte er, kurzen, vorsichtigen, sanften Schrittes, den Hut an einer Hutschnur im Knopfloch des Rockes hängen lassend, seine Ausgänge zu machen; seine freundliche und eigenartige Erscheinung war Alt und Jung in der damals noch nicht ausgedehnten Stadt vertraut und bei den Schulkindern unter dem Namen des „hübschen Väterchen" bekannt. Ich kann es aus eigenster Erfahrung bezeugen, daß er und seine Gattin von der wohlwollendsten und menschenfreundlichsten Gesinnung beseelt waren und diese gern durch die That bewiesen. Sie nahmen mehrmals kränkliche Kinder in persönliche Pflege, unterstützten theologische Kandidaten und

begleiteten den seit Harleß beginnenden Aufschwung des kirchlichen Lebens in Leipzig mit wärmstem Interesse. Die Professoren Puchta, Harleß, Kahnis verkehrten in ihrem Hause, und Fechner, obwohl dieser Richtung nicht zugethan, verehrte seine Schwiegereltern aufrichtig, wie auch sie groß von ihm hielten und seine Anspruchslosigkeit und Unparteilichkeit im Umgang und Urtheil zu rühmen wußten. Fechner stand zu Bibel und Kirche damals noch sehr viel anders, als die kindlich gläubigen Volkmanns, alle seine Achtung vor dieser Richtung hatte er aus dem Verkehr mit diesem Hause, wo Leutseligkeit und Friede regierten. Es war eine Einbuße für das Gemüthsleben nicht bloß der Gattin Fechner's, sondern auch seiner selbst, als der alte Baumeister Volkmann hochbejahrt (im Jahre 1856) starb; mit ihm ging ein gutes Stück des guten Alt-Leipzig zu Grabe.

Nicht gar weit ist es vom Geiste des Alt-Volkmann'schen Hauses zu den Betrachtungen, welche von Fechner während dieser Zeit im Herzen bewegt und in einigen Schriften veröffentlicht wurden. Ich meine die zwei: Ueber die Seelenfrage (1861) und Die drei Motive und Gründe des Glaubens (1863). Außer diesen gehört noch eine dritte Schrift allgemeineren Inhalts in diese Periode und zwar in deren Anfang, mit dem auffallenden Titel: Professor Schleiden und der Mond (1856), von welcher zunächst etwas zu sagen ist, denn an sie schließt sich nach Fechner's eigener Aussage*) jene Schrift über die Seelenfrage an.

Diese eigenthümliche und Fechner's ganzen literarischen Charakter abbildende Schrift ist Bettinen's jüngster Tochter, Gisela, der nachherigen Gattin Hermann Grimm's, welche im Jahre 1849 ein Mährchen, „Mondkönigs Tochter", veröffentlicht hatte, gewidmet. Alle Seiten des Schriftstellers Fechner treten an der Schrift hervor. Sie ist eine Streitschrift, wie der Verfasser im Vorwort selbst

*) Schleiden und der Mond, Vorwort, S. XI.

betont; wie gern schwang er doch sein stets bereites Streitschwert! Und hier galts einen Gang zwischen gelehrten Professoren; wie schnell war da der scharfe und witzige Denker auf dem Plan! Konnte er doch dabei Streifzüge und Streithiebe in die Region der teleologischen Weltbetrachtung ausführen, auf der Reise in's Weltensystem im nachbarlichen Monde behaglich ausruhen und selbst einen Wikingerzug in's Dämmerland der Odlehre unternehmen. Gelehrtes Wissen, Dialektik, Ironie und Humor stellten sich seiner regen Phantasie zur Verfügung, um einerseits den Professor Schleiden, welcher alles vom Monde je Geglaubte leugne, anderseits den Freiherrn von Reichenbach, welcher alles bisher vom Monde Geglaubte mit neuen Wundern überbiete, zu widerlegen. Der eine Gegner ist der Entdecker der Pflanzenzelle, der andere ist der Entdecker des Od oder der Odlehre. Der Erstere hatte Fechner's Nanna angegriffen, und Fechner setzt sich zur Wehr, indem er (S. 5) beginnt: „Ich habe mich halb todt gearbeitet, damit die Pflanzenseele leben möchte.“ Und das Resultat der Schrift? „Fast ungetheilten Beifall hat dieselbe in der Damenwelt gefunden; mündlich und schriftlich, von Bekannten und Unbekannten, sind mir dazu die Belege geworden; es war, als begegnete die Seele der zarten Geschöpfe da lauter Schwestern. Fast ebenso ungetheilte Verwerfung hat sie unter den Naturforschorn und Philosophen von Fach gefunden; mündlich und schriftlich, von Bekannten und Unbekannten, sind mir Belege dazu geworden; es war, als begegnete die arme Seele da keiner Seele.“ Schleiden war in seinen „Studien“ als Naturforscher und als Philosoph zugleich gegen die Pflanzenbeseelung aufgetreten und hatte das in ziemlich rückhalts- und rücksichtsloser Weise gethan, so daß Fechner sich zu ausführlicher Antwort veranlaßt fand und für die Nanna nochmals, im Zusammenhange mit seiner im Zend-Avesta und in der Atomenlehre niedergelegten Weltanschauung, eintrat. Er sagt (S. 48): „Schleiden weiß die Feder so gut zu führen, als das anatomische Messer; und es ist nur zu beklagen, daß er die Feder selbst zu oft als

Messer führt und darüber das wirkliche Messer ganz aus der Hand hat fallen lassen, zumal es doch noch einige Scharten darin auszuwetzen galt. Wie mir selbst die Schärfe seiner Feder zugesetzt, hat man gesehen, inzwischen, da es doch nur die Schärfe einer Feder bleibt, hat Niemand seine Schrift mit größerem Vergnügen gelesen, als ich.“ (S. 50): „Er verschlingt Philosophen, groß und klein, und wird namentlich nicht müde, Schelling immer von neuem zu verschlingen. Doch still! Bin ich nicht auch Etwas von einem Philosophenfresser? Da wir beide es sind und beide zugleich Philosophen sind, jetzt aber aneinander gerathen, so werden wir vor den Augen des Publikums die alte Fabel von den beiden Löwen aufführen, die sich wechselseitig bis auf die Schwänze verschlungen haben. Nun hat Schleiden mich schon so weit verschlungen; jetzt ist an mir die Reihe, und er wird mir erlauben, daß ich ihn wieder verschlinge, so weit ich es vermag.“

In der That! Schleiden hatte nicht geschont. Fechner ist ihm: Sprecher einer großen Zahl unklarer Köpfe, schlechter Musikant, ein gefährlicher Halbwisser. Fechner nun schont auch nicht und überschüttet seinen Widerpart wie ein lodernder Vulkan mit Tausenden von Witzfunken und scharfem Aschenregen (S. 51—75). Kleines und Großes kommt zur Sprache, auch der teleologische Standpunkt (S. 75—84), und Fechner nimmt (S. 93—116) davon Anlaß, nochmals im Zusammenhange von dem Werthe der Teleologie zu handeln, an Weber, Bergmann, Fick und Meyer zu zeigen, welche wichtige Hülfe das teleologische Princip bei den physiologischen Untersuchungen strengster Methode schon geleistet habe, und weiterhin nochmals für „die Natur als Symbol des Geistes“, ja als den unendlichen und ewigen Leib Gottes (S. 127) eine Lanze zu brechen.

Im 2. Theil wird aus der großen Welt der kleine Mond herausgegriffen, mit welchem sich Schleiden gleichfalls angriffsweise beschäftigt hatte. Fechner sagt (S. 135): Schleiden lasse nicht nur nichts Gutes, sondern überhaupt fast nichts am Mond. „Was

für eine traurige Figur wird fortan der Mond vor den Damen spielen, nachdem Schleiden ihnen dargethan, daß der Gegenstand ihres Schwärmens ein todter Klumpen ist, daß sie ihre Seufzer vor einem Tauben, ihre Thränen vor einem Trocknen, ihre Gefühle vor einem Steinharten ausschütten. Früher die Vorstecklilie der Erde, der Schwan des Himmels, der Hirt der goldnen Schafe, der Mitregent der Sonne im Reiche des Wetters und der Winde, die Leuchte der Feen und Elfen, ein Füllhorn magischer Kräfte, stellt er sich ihnen nun dar aller Glorie, aller Mystik, aller Macht entkleidet, als alte ausgebrannte, sich träge drehende Schlackenkugel, mit vor Alter schwankendem, dem eines Trunkenen vergleichbaren Gange. Kein Titel seines Ansehens ist ihm noch gelassen, und nachdem er die Menschen so lange mit erborgtem Glanze, pathetischem Wesen und der Vorspiegelung geheimnißvoller Kräfte getäuscht, sehen sie in ihm fortan nur noch den alten abgelebten Charlatan, dessen Rolle zu Ende ist.“ Nach Schleiden ist der Mond nichts weiter als eine große, gleichgültige, einflußlose Schlacke im Himmelsraume, wogegen nun Fechner ausführt: er mache Wetter, und mache nicht nur Luft und Meer, sondern selbst die Erde beben; er sei und bleibe ein mystisches Wesen, das uns mehr aufzurathen gebe, als wir jetzt zu errathen vermögen; er habe magnetische Beziehungen zur Erde, sympathetische zum Menschen; habe eine Kopfseite und eine Kehrseite, man müsse ihn nicht nach der (der Erde zugewendeten) Kehrseite beurtheilen, und soweit Schleiden's Gründe reichen, könne der Mond Luft, Wasser und selbst Bewohner haben. Zu dem mystischen Wesen des Mondes gehöre auch die Odfrage.

Das Od soll ein Geschwister des Magnetismus sein, wie von Reichenbach in seinem zweibändigen Werke vom sensitiven Menschen ausgeführt hat. Nach ihm ist der Mond ein Quell von positivem, die Sonne von negativem Od, denn der sensitive Mensch — und die Hälfte der Menschen sei sensitiv — empfände den Mond warm, die Sonne kalt. Es gebe nämlich eine Reihe von Empfindungen und Wahrnehmungen bei Sensitiven, welche ihre Ursache in einem

allgemein verbreiteten Agens hätten: Od (von Gott Odin genannt). Dieses sei ein den Imponderabilien (Licht, Wärme, Elektricität) analoges „Dynamid“, gleichviel ob Stoff oder Kraftäußerung. Magnetpole erregten den Sensitiven bei Berührung mit den Händen angenehme Kühle oder widrige Lauigkeit, Sensitive nähmen im Dunkel an den Polen starker Magnete flammenähnliche Lichterscheinungen wahr, die Hände und Arme der Sensitiven erführen Anziehungen und Abstoßungen gegen Magnetpole. Krystallspitzen ständen den Magnetpolen gleich, alle Körper auf dem Erdball strömten überhaupt Odlicht aus. Der Odfinder hat von einer unzähligen Menge angestellter Experimente berichtet, und seiner ersten Schrift weitere folgen lassen. Was soll man dazu sagen?

Fechner, der sich eines gewissen Interesses für die neue Eroberung im Reiche der Physik nicht erwehren kann, wägt die Gründe für und gegen vorsichtig ab (S. 305), verbreitet sich lichtvoll über die Forderungen exakter Experimentirungsmethode, räumt ein, daß eine stringente Widerlegung der Odlehre noch nicht vorbereitet sei (S. 316), und schließt mit der Bemerkung: „Indem Elektricität, Magnetismus u. s. w. wesentlich durch Wirkungen, welche ohne Rücksicht auf den sensitiven Zustand spürbar sind, das Od nur durch solche, welche im sensitiven Zustande spürbar sind, charakterisirt ist, fällt die Möglichkeit weg, das Od in einer Reihe mit jenen Agentien aufzuführen und sein Verhältniß dazu überhaupt auf physikalischer Grundlage festzustellen; das Od behält vielmehr etwas von dem Charakter eines gespenstischen Eindringlings in das Gebiet jener Agentien, gehört vielmehr einer pathologischen als physiologischen Physik an. Auch jene verdient behandelt zu werden, falls sie besteht; doch ist es eben ein anderes Feld.“

Es ist ein Sprung von den Reichenbach'schen Experimenten auf die strengen Mondunterſuchungen des berühmten Gothaer Astronomen Hansen, welcher ganz neuerdings nachgewiesen hat, daß der Schwerpunkt des Mondes, der bekanntlich uns immer dieselbe Seite zukehrt, 8 geographische Meilen nach der von uns abgewandten

Seite hin vom Mittelpunkte abliegt. Fechner thut diesen Sprung, um mit Hansen die Folgerung daraus zu ziehen, daß die abgewandte Seite, weil sie eine Atmosphäre haben könne, auch bewohnbar sein könne, was bis dahin verneint wurde. Er sagt (S. 399): „Der Mond hat hiemit wieder einmal sein geheimnißvolles Wesen bewiesen. Recht eigentlich hielt er hinter dem Berge; wir standen vor diesem Berge und dachten nicht, wie sich meine Frau treffend ausdrückte, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen. Er verrieth sein Geheimniß nur eben, nachdem man bewiesen hatte, daß er überhaupt keine Geheimnisse habe, um zu beweisen, daß er doch solche habe.“ Fechner schließt (S. 408) die Mondfrage mit der Frage, wie die Mondbewohner beschaffen seien. „Kann die Wissenschaft wissen, daß Mondbewohner möglich sind, warum sollte sie sich nicht auch zutrauen, zu erforschen, wie solche möglich sind. So wäre sie kühner als Alexander; dieser soll gesagt haben, als man ihm von Mondbewohnern sprach: ‚Weh' mir, daß ich nicht auch das Reich der Mondbewohner erobern kann.‘ Und warum sollte die Wissenschaft nicht kühner sein, als Alexander? sie hat wohl schon mehr erobert, was weiter in Raum und Zeit abliegt, als Indien, ja als selbst der Mond ... Nur einer kleinen Abänderung des Teleskops bedarf's dazu; man macht aus dem Teleskop ein Teleoskop, d. h. ein Instrument, durch das man mit dem Auge der Teleologie sieht. Alles, was das Teleskop nicht finden kann, läßt sich durch das Teleoskop finden und umgekehrt.“ Halb scherzend macht Fechner von diesem neuen Instrument (auf S. 413) folgenden Gebrauch: „Die meteorologischen Verhältnisse sind theils wegen der Kleinheit des Mondes, theils wegen der geringen Schwere, theils wegen der dünnen Luft, theils wegen der anderen Wasservertheilung, theils wegen des monatelangen Tages und Jahres sehr andere, als bei uns, die Verdampfung rascher, der Niederschlag rascher, die Winde unruhiger u. s. w., was Alles beiträgt, andere äußere Lebensbedingungen zu stellen, denen die inneren angepaßt sein müssen. Sicher, wenn man Alles zusammennimmt, sind die Mondbewohner viel kleiner, viel

schlanker, viel zarter gebaut, als die Erdbewohner, ohne warmes Blut, ohne große Energie des Lebensprocesses, ohne starke Kraftentwickelung, aber von leicht erregbarem, wechselndem Sinne, lebhaft, regsam, rasch, beweglich, doch nur so lange der Mond scheint, d. h. so lange die Sonne ihn bescheint, indeß sie die übrige Zeit schlafen. Ihre Vernunft ist nicht hoch entwickelt, sie studieren nicht, sie kochen nicht, alle Künste und Gewerbe, wozu es Feuer braucht, fehlen ihnen; sie führen dagegen ein geselliges, einfaches, nicht sehr abgestuftes Naturleben . . . mit einem Worte: es sind Elfen."

Selten ist so viel Schärfe mit so viel Liebenswürdigkeit literarisch gepaart erschienen, wie in dieser Schrift Fechner's, die im Grunde ein Mosaik von Thematen enthält. Sie glitt nicht ab am Gemüth des geistreichen Gegners; derselbe besuchte Fechner und reichte ihm die Hand zur Versöhnung. Das war ein Triumph Fechner's, an welchem sein Kopf und sein Herz gleichen Antheil hatten.

Gleichwie Fechner in der besprochenen Schrift seine bisherigen philosophischen Arbeiten rekapitulirte, unternahm er dann in der neuen Schrift „Ueber die Seelenfrage"*) nochmals die Summa seiner Weltbetrachtung zu ziehen, zu ordnen und zu befestigen. Er sucht vor Allem die Begriffe Seele, Geist, Körper, Leib, Natur möglichst einfach und genau zu umgrenzen; am schwersten wird ihm die gegenseitige Abgrenzung von Seele und Geist. Er gibt Unterscheidung im Gebrauche zu: „Die thätige Vernunft, der thätige Verstand, der thätige Wille sind des Geistes und hiemit vorwaltend des Mannes Sache; Gemüth, Gefühl, Empfindung, Hoffnung, Liebe, Sehnen, Trachten, der Seele und hiemit vorwiegend des Weibes Sache. Der Geist erbaut das Haus, die Stadt, den Staat, die Seele sitzt im Hause, sinnt und spinnt den langen Faden und sorgt, daß der Geist nicht verhungere und verdurste. Der Geist ist Athem, die Seele ein See. Die Seele ist

*) Der Titel hat den Zusatz: Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. — Leipzig, 1861. C. F. Amelang's Verlag.

das Sinnlichere, dem Körper Verwandtere, dadurch Gebundene, der Geist das, was in höheren und freieren Beziehungen und Strebungen darüber wirkt und webt ... auch das stimmt gut dazu, daß man nur von Thierseelen, doch niemals von Thiergeistern spricht ... Der weiteste Gebrauch wird es sein, dem ich hier folgen werde, indem ich unter Geist und Seele gleichbedeutend dasselbe Wesen dem Körper oder Leibe gegenüber verstehe."

So verzichtet Fechner doch auf die Unterscheidung, von welcher er zuvor sprach. Ob zum Vortheil oder zum Nachtheil seiner Psychologie? Mir scheint, als müßte die experimentelle Psychologie vor Allem darauf ausgehen, ein Gebiet der Seele abzustecken, die Beziehungen von Leib und Seele und das dem Menschen mit dem Thier annähernd Gemeinsame zu ermitteln und all' das unverworren zu lassen mit alledem, was in des Geistes Region gehört, und wohin kein Experiment und keine Mathematik dringen. Die Unterscheidung der Temperamente gehört ins Seelengebiet, die Unterscheidung receptiver und produktiver Begabungen in die Geistesregion. Eine besondere Frage würde dann übrig bleiben: wie die Seele auf den Geist, der Geist auf die Seele hinüberwirkt, denn wechselseitige Beeinflussung ist erfahrungsmäßig vorhanden, das Temperament drückt oder hebt den Geist, der Geist kann sich zum Sklaven oder Herrn der Seele, des Temperaments machen.

Von neuem stellt der Vertheidiger der Pflanzenseele Alles zusammen, was für diese und gegen die Gegner spreche (S. 25—105); von neuem sucht er sein im Zend-Avesta aufgerichtetes Weltgebäude zu stützen und dem mattesten Punkte darin frischen Odem einzuhauchen: „Sind wir Theilwesen Gottes, wie kann unsere Selbständigkeit und Freiheit bestehen? und müssen nicht unsere Sünden und Unvollkommenheiten auf ihn fallen? Ist ein solches Verhältniß zwischen Geist und Geistern überhaupt nur möglich?" So fragt er (S. 129), um auch hier die Gegner zu bekämpfen, und er antwortet mit Bildern und Analogien: „es gebe höhere und niedere Stufen des Willens, es gebe concentrische Kreise, und wie ein Kreis um-

schließbar durch einen anderen, sei auch eine Person umschließbar durch eine andere; man brauche den Begriff der Persönlichkeit nicht so zu stellen, daß dazu das Eingehen in eine höhere Persönlichkeit nicht passe; Gott für sündhaft erklären, weil unsere Sünde in ihm ist, wäre dasselbe, als eine Symphonie für mißklingend erklären, weil Mißklänge in ihr enthalten sind" (S. 131—137). Aber „Stufen" stehen in einem mechanischen, „Kreise" in einem geometrischen, Töne einer Symphonie in einem arithmetischen Verhältniß zu einander: sollen solche Verhältnisse beweisend sein für die Möglichkeit abhängiger Verhältnisse freier Geister, deren ganzer ethischer Werth gerade in der Freiheit beruht? Die Freiheit schließt, wenn man Ernst mit ihr macht, in letzter Instanz jeglichen Zwang aus, und eben durch solche Freiheit ist der Mensch Gottes Ebenbild. Der Mensch ist nicht „Theilwesen Gottes", sondern Ebenbild Gottes, und eben vermöge seiner absoluten inneren Freiheit hat er auch von Gott abfallen und seinen Willen gegen Gottes Willen setzen können. Diese psychologisch-ethische Grundthatsache wird durch keine deterministische, pantheistische oder andere Doktrin umgestoßen. Die Geistesfreiheit, von welcher Fechner redet, ist keine wahre Freiheit, er hat deren furchtbare Tiefen nicht erkannt, sonst hätte er nicht die freien Geister mit aneinandergereihten Tönen verglichen, und wenn er am Schluß (S. 147) auf die Bibellehre, daß wir in Gott leben, weben und sind, verweist, so hat er nicht daran gedacht, daß auch hier eigene und freie Entschließung der Gotteskinder selbstverständliche Voraussetzung ist.

Auch die Gestirne als Zwischenstufen oder Zwischengeister treten hier wieder auf (S. 148 ff.); auch sie sollen als „Theilwesen" in Gott gedacht werden, aber auch sie sind mit dem Wesen geistiger Freiheit schlechterdings unvereinbar und dienen lediglich zur phantastischen Ausschmückung des pantheistischen Weltsystems. Wir haben es hier nicht mehr mit psychischen, sondern mit ethischen Grundfragen zu thun, und Fechner, der es abgelehnt hat, Seele und Geist zu unterscheiden, wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen,

daß er niedere, animalische, physische Gesetze auf geistige, ethische Gebiete hat übertragen wollen. Sein Blick umspannte alles Sinnliche, von welchem alle seine Betrachtung ausging, aber die Tiefen der menschlichen Freiheit, die Mysterien des schöpferischen Geistes, der Kern der Persönlichkeit sind seinem philosophischen Auge verborgen geblieben. Auf dieser Seite lag nicht seine Stärke; er war und blieb Naturforscher, nicht Geisteskundiger. Vom Körper und Sinnlichen allein ausgehend wird man nie zum Geist und Uebersinnlichen gelangen. —

Ich komme zur dritten philosophischen Schrift „Die drei Motive und Gründe des Glaubens"*), welche 2 Jahre nach der vorigen erschien. Fechner will hier von den „Principien des Glaubens" handeln, er will nicht den religiösen Glauben kritisiren, vielmehr ihm die Wege bahnen. Aber er thut das auf seinem Wege; er sagt (im Vorwort, S. V.): „Wir haben schon viele Lehrbücher des Glaubens; sie sind nur für die Meisten zu gelehrt. Wir haben darin schon Beweise für das Dasein Gottes, des Jenseits und der Engel; aber sie sind eben nur für die Gelehrten da, und der Glaube ist für Alle da. Ließen sich nicht auch die Gründe des Glaubens Allen zugänglich und eingänglich machen? Möchten doch Viele glauben und können nur nicht glauben. In dieser kleinen Schrift wird versucht, den Glauben zu lehren, den Glauben zu erbauen, ohne daß es der Gelehrsamkeit der Lehrbücher oder der Voraussetzung der Erbauungsbücher dazu bedarf."

Der Entschluß zu dieser Schrift beruht auf ehrlichen und schätzenswerthen Erwägungen, der ernstliche Eifer um gewisse Wahrheiten des Christenthums würde manchem Philosophen, wenn er sich ihm hingebe, zur Zierde gereichen; allein Fechner verräth, daß er selbst weder mit dem kirchlichen Leben vertraut, noch mit der kirchlichen Literatur bekannt ist. Denn der Glaube ist nichts auf lehrhaftem Vernunftwege allein Erreichbares, er ist in erster

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1863.

Linie eine Willensthat und sodann eine Selbsterweisung der ganzen Persönlichkeit, an welcher Phantasie, Energie und Intelligenz zugleich betheiligt sind. Auf dem reinen Vernunftwege ist noch nie Jemand lebendiger Christ geworden. Und unsere kirchliche Literatur? Kein Literaturzweig wimmelt so von populären Erzeugnissen, wie die Theologie, und unser Pastorenstand ist allen anderen Ständen an Begabung für Volksliteratur überlegen, er hat (unter vielem Werthlosen auch) viele werthvolle populäre Erzeugnisse, größere und kleinere, aufzuweisen. Der Glaube ist ein Feld der Erfahrung; wer ohne diese ist, redet in Glaubenssachen wie der Blinde von der Farbe; es ist innere Erfahrung, aber eben Erfahrung; des Theologen Wissenschaft hat es mit einem Erfahrungsstoff zu thun, gerade wie die anderen ethischen Wissenschaften, und der Philosoph als solcher steht zur Theologie und ihrem Stoff oder Gebiet nicht anders, wie zu den anderen historischen Wissenschaftszweigen. Fechner handelt vom Glauben nur als Philosoph, nicht als Fachkundiger. Man sage nicht: Der Glaube ist Jedermanns Angelegenheit; auch der Geschmack, auch die Gerechtigkeit ist Jedermanns Angelegenheit, und doch beansprucht der Aesthetiker, der Jurist die Vorrechte des Fachmanns. Fechner ist nicht Fachmann, wenn er vom religiösen Glauben handelt. Immerhin bleibt beachtenswerth und schätzbar, was er darüber denkt und zu sagen weiß. Welche Gestalt nahm der Gedanke des Glaubens an im Geiste eines originellen Denkers, der ernsthaft gerichtet und doch nicht von der Fülle der christlichen Heilswahrheit durchdrungen war, der vielleicht praktisch, aber nicht philosophisch das Evangelium in sich aufgenommen hatte?

Fechner versteht unter Glaube nur „den Glauben an die höchsten und letzten Dinge, d. i. Gott, Jenseits, höhere geistige Existenzen", also den „religiösen Glauben" (S. 3). Diesen Glauben grenzt er gegenüber dem Wissen ab, und ruft dem Manne des Wissens zu: „An allem seinen Wissen hat etwas der Glaube Antheil; entziehe ihm denselben und das Wissen selbst verfällt. Die Bestimmungsgründe des Glaubens überreichen die des Wissens, so

sehr, daß ein Fürwahrhalten der Sache zu Stande kommt, das an Festigkeit dem, was auf Wissensgründen ruht, oft nicht nachsteht und eine der objektiven Gewißheit des Wissens zwar nicht gleichartige, aber die Wage haltende Gewißheit entstehen kann." Und „nicht minder als die Gründe reichen auch die Folgen des Glaubens weit über die des Wissens hinaus; er zeugt Thaten und Schlüsse, Hoffnung und Furcht . . . Es gibt kein Wissen in der Welt, das solche Wirkungen erzeugen kann, die so zu sagen den Tod überwinden" (S. 9—13).

Der Glaube im engern Sinn ist, sagt Fechner (S. 18), Geisterglaube; aber er rechnet in dieses Gebiet auch das Fürwahrhalten von Thier- und Menschenseelen. Damit weicht er vom religiösen Glaubensbegriff ab, welcher nur das Unsichtbare, Immaterielle als Glaubensgebiet versteht; auf die Seele des Thiers, Seele und Geist des Nebenmenschen aber schließen wir von der sinnlichen Beobachtung und Erfahrung aus; da kommen andere Bestimmungsgründe in Frage. Der religiöse Glaube ruht nicht auf äußerer, sondern auf innerer, d. h. rein geistiger Beobachtung und Erfahrung. Dies ist das letzte der drei von Fechner aufgestellten Glaubensprincipien, welche er das historische, praktische und theoretische Princip genannt hat. Seltsam! Gerade der Erfahrungsgrund unterfällt bei ihm nicht dem praktischen, sondern dem theoretischen Princip: „man glaubt, wozu man in Erfahrung und Vernunft Bestimmungsgründe findet" (S. 38). Zu diesem fügt Fechner das historische Princip oder Motiv: ich glaube, was Andere vor mir glaubten und neben mir glauben — und das von ihm sogenannte praktische Motiv: ich glaube, was mir gefällt und frommt. „Umsonst versucht man, den Glauben auf den Gesichtspunkt eines der drei Gründe allein zu stützen" (S. 47).

Anders unser protestantischer Kirchenglaube, für den es nur zwei sich wechselseitig bedingende und richtende Quellen gibt: die Offenbarung (oder Wort Gottes) und die christliche Herzenserfahrung. Alles Andere ist nicht Quell, sondern höchstens Stütze des Glaubens.

Eine Stütze ist auch die Wahrnehmung der Folge guter Früchte, tüchtiger Werke, heilsamer Thaten, welche auf dem ächten Glaubensbaume wachsen. Irre ich nicht, so zielt dahin Fechner's „praktisches" Princip; er freilich bemerkt darüber (S. 85): „In der That, ohne das praktische Motiv möchten alle theoretische Motive nicht viel verfangen. Wenn uns der Glaube an Gott nicht irgendwie diente, wie sollte uns einfallen, nach einem unsichtbaren Gotte über uns, um uns, in uns zu suchen, wie gelingen, ihn zu finden?" Auch hier kann man nicht ohne Weiteres folgen, denn vor Allem spricht in uns die Stimme des Gewissens, die von Gott zeugt, ohne daß wir nach dem Gewinn fragen. Aber allerdings eine Stütze des Gottesglaubens ist die Einsicht in die edlen Vorzüge eines religiös gesitteten Lebens, und wir acceptiren des Denkers Ausspruch: „Wir sehen allerwärts die ganze Humanität mit der Religiosität im Zusammenhange stehen, steigen, verfallen, fallen" (S. 109). Wir acceptiren auch Folgendes: „Des christlichen Gottes Name und Sache besteht durch alles Toben der Heiden, d. i. alle Zerwürfnisse und Wandlungen der Philosophie, im Ganzen unverrückt fort. Und warum? weil der christliche Glaube praktisch durch nichts ersetzbar ist; nach unserem Princip ein Beweis, daß er richtig und was abseits oder dawider läuft, unrichtig ist. Und damit ist jeder Philosophie, die wider den christlichen Glauben nach jenen (vorher gezeichneten) Grundpunkten läuft, in denen sein praktischer Werth ruht, das Urtheil schon gesprochen; indeß diejenige, welche die Zuversicht desselben durch Zufügung von Wissensgründen noch zu steigern und damit die praktische Wirksamkeit desselben noch zu erhöhen vermag, die Zukunft, weil die Wahrheit, die Wahrheit, weil die Zukunft, für sich hat" (S. 129). Was Fechner dann (S. 135 ff.) über das „theoretische" Princip hinzufügt, ist eine Zusammenfassung dessen, was er schon im Zend-Avesta und dann im 7. Kapitel der Schrift über die Seelenfrage ausführte. Nur zwei Punkte greife ich davon heraus.

1) Fechner sagt (S. 150): „Schon oft war Anlaß, darauf hin-

zuweisen, daß jeder nur von einer einzigen Seele, der eigenen, unmittelbar durch Erfahrung weiß. Die Folge davon ist, daß für den Schluß auf andere Seelen, Geister überhaupt keine Induktion, welche die Mehrheit gleicher Fälle als Unterlage braucht, sondern nur Analogie zu Gebote steht." Nur Analogie? Ich denke, es kommt noch etwas hinzu, um die Hypothese anderer Seelen zu stützen, nämlich die Möglichkeit, die Hypothese auf die Probe zu stellen, indem man den Nebenmenschen zu Seelenäußerungen anregt. In unserem Verkehr mit den Nebenmenschen wird in zahllosen Fällen auf deren Seele gerechnet und die Rechnung gelingt in so zahllosen Fällen immer und immer von neuem, jeden Tag, jede Stunde, daß es Thorheit sein würde, an dem Beseeltsein unserer Nebenmenschen zu zweifeln. Es ist genau so, wie mit den großen physikalischen Hypothesen des Naturforschers.

2) Weiter sagt Fechner (S. 159): „Mag es nun auch sein, daß die heutige christliche Auffassung wenig Ernst mit dem Worte macht, daß alle Geister, wie sie aus Gott hervorgegangen sind, auch noch in Gott leben und weben und sind, vielmehr in widerspruchvollster Weise (?) dasselbe dem Wortlaut nach zugibt, der Sache nach verleugnet, und die endlichen Geister dem göttlichen äußerlich gegenüberstellt, wie sie selber untereinander stehen, damit ihn selbst in die Endlichkeit des äußeren Gegenüber herabzieht; so wird uns nun unser Argument selbst Ernst mit dem Worte machen lassen." Fechner irrt. Auch der Fisch lebt und webt im Wasser, ohne doch selbst ein Theil des Wassers zu sein, und die Christenlehre sagt nicht, daß der unvollkommene, sündige Mensch in Gott lebe, sondern meint das vom geheiligten Gotteskind, welches, insoweit es gläubig an Christum ist, in Gott lebt. Fechner's Lehre ist noch weit vom Evangelium entfernt, denn er sagt so gut wie nichts von der Sünde, die eine Abkehr und Entfremdung von Gott ist. Ein sündiges Wesen kann nicht „Theilwesen" des heiligen Gottes sein: keine Sophistik vermag das zu ermöglichen. Was sagt Fechner (S. 162) über die Sünde im Menschen? „Warum

sollte nicht unser Wille seine Selbstmacht unter Gottes höherem Willen behaupten, ja ihm widerstreben können, trotzdem, daß er desselben Geistes ist, da so Vieles in niederen Gebieten unseres eigenen Geistes selbstmächtig, ja wider unsern Willen entsteht und geht, genug nur, daß der höhere und höchste rechte Wille doch schließlich die Oberhand behalte." So überträgt Fechner die Kämpfe der Menschenseele, in welcher sündhafte Triebe mit dem guten Willen streiten, auf Gottes Wesen, und indem er auf den endlichen Sieg des göttlichen Willens verweist, setzt er vorläufig doch einen widerstrebenden Willen und hebt damit seinen Begriff des „Theilwesens", welches in Gott aufgeht, geradeswegs auf. Und was sagt Fechner über das Uebel in der Welt, dieses alte Kreuz aller Philosophen seit Platon? Er fragt (S. 163): „Warum ist Uebel überhaupt mit einem, mit einem solchen (kein Uebel in sich duldenden) Gotte, da?" und antwortet nur dies: „Da haben wir zu glauben, weil wir nichts Besseres und Vernünftigeres glauben können, daß das Dasein des Uebels und die Unmöglichkeit seiner plötzlichen Hebung mit den letzten Bedingungen des Daseins selbst eben so verwachsen sind, als das Streben und die fortschreitende Erfüllung des Strebens seiner Hebung mit dem inneren Wesen des Geistes, welcher des Daseins waltet. Wer sich aber scheut, den Begriff des Uebels in Gott hineinzutragen, vergesse nicht, daß, was uns endlichen Theilhabern seines Wesens in einem niedern Gebiete als Uebel erscheint, für ihn eben damit dieselbe Bedeutung nicht mehr hat." Also läßt Fechner gegenüber der Thatsache des Uebels den Philosophengriffel fallen, wie alle Philosophen vor ihm, die außerhalb des Christenthums stehen.

Ich denke aber, daß Sünde und Uebel, oder Schuld und Unheil zusammengehören und zusammenhängen. Das Uebel ist die Folge der Sünde und zugleich der Weg der Rettung aus der Sünde: für das Dasein des Uebels ist also das Dasein der Sünde die Erklärung. Aber woher kommt die Sünde? Das ist die Kardinalfrage, auf welche Fechner gar nicht eingeht.

Die Sünde und das Uebel zusammen, das ist „das Böse“ in der Welt. Wir finden es vor. Wie erklären wir die Thatsache des Bösen? Wir müssen den Urquell des Bösen so weit hinausrücken, als nur möglich; allerdings nicht hinauf bis in Gott, der nicht mit sich selbst in Widerspruch sein kann, aber wohl in seine Nähe. Das Böse ist nicht mit der Welt, die aus Gottes Hand kam, sondern in der Welt entstanden, es kann nur von einem kreatürlichen Wesen ausgehen, aber welcher Art? Ich denke, es muß ein persönliches Wesen sein, denn alles Geschehen in der Welt ist Bewegung, alle Bewegung setzt ein Bewegendes voraus und all unser Suchen des obersten Bewegungsprincips muß endlich anlangen in einem Wesen, welches zugleich Bewegtes und Bewegendes ist, d. h. ein persönliches Wesen; das Böse ist also in letzter Instanz der Böse; ein Wesen in Gottes Nähe, aber abgefallen von Gott; ein geschaffenes Wesen, das sich gegen den Schöpfer setzt und damit das Uebel in die Welt bringt. Nur ein persönliches Wesen, der Satan, läßt keine Frage übrig; er ist dasjenige Wesen, welches in sich selbst die Feindschaft wider Gott erzeugt — der Vater der Lüge — und darum ganz in der Feindschaft wider Gott und alles Göttliche aufgeht: Kraft seiner Persönlichkeit setzt er neue Anfänge, erzeugt er die durch die Welt gehenden sündhaften Urbewegungen und antwortet auf die Frage, warum? mit einem: weil ich will.

So ist Gott frei von dem Widerspruch, welchen Sünde und Uebel in der Welt bedeuten. Aber einen anderen Widerspruch finden wir allerdings in Gott: seine Heiligkeit und sein Vergeben der Sünde. Wie kann der ewig Heilige über Sünde und Schuld hinwegsehen? Er thut es, indem er Gnade in Christo übt. Zu diesem Besonderen bedarf es eben wieder einer besonderen Person, denn, ich wiederhole es, nur in einer Persönlichkeit können absolute Anfänge, Anstöße, Bewegungsquellen gesetzt sein. Es ist das große Mysterium von der Versöhnung durch den Mittlertod des Gottessohns, welcher uns die Möglichkeit eröffnet hat, durch Ergreifung

der Gnade im Glauben uns die Gotteskindschaft anzueignen. Die Philosophen haben dieses Mysterium kaum gestreift, keinesfalls enthüllt, aber es wird weder durch Gleichgültigkeit noch durch Spott aus der Welt geschafft.

Das Reich der Sünde und das Reich der Gnade, das sind zwei große Systeme (von Gedanken und Thatsachen), welche so zu sagen erst nachträglich in die Welt hereingekommen und Quellen von Weltveränderungen geworden sind. Insoweit sie nicht in Frage kommen, besteht der Einklang vom Ganzen und Einzelnen der Welt, der Einklang vom Körperlichen und Geistigen. Dieser Einklang — man nenne ihn präſtabilirte Harmonie oder anders*) — rührt daher, daß das Alles einen gemeinsamen, einheitlichen Quellgrund, den Geist Gottes hat, dessen Gedanken und Wollen in der Welt verwirklicht sind. So wenig der Schöpfer mit sich selbst in Widerspruch treten kann, so wenig kann er einen Widerspruch (von vorn herein) in die Welt hineingelegt haben. Es sind dieselben Gedanken, welche im geistigen und im körperlichen Gebiete verwirklicht sind. Diese Gebiete sind nicht, wie Fechner denkt**), in letzter Instanz nur zwei Seiten desselben Dinges, sondern zwei Dinge, die aber in Gottes Geist einheitlich zusammenhängen und zusammengehören. In Gottes freiem Geist hängen sie zusammen, und weil dieser Geist ein schlechthin einheitlicher ist, entsprechen sie einander, stimmen sie zusammen, und so können wir die Natur als das Symbol des Geistes auffassen und verwerthen.

Ich habe bis jetzt von Fechner's Arbeiten in dieser Periode gesprochen. Worin bestand seine Erholung? Da sind vor Allem seine zwei „Kränzchen“ zu nennen, das Schachkränzchen und das Weberkränzchen. Schachspiel liebte er von jeher, er gab sich ihm mit großem Behagen hin, nicht leidenschaftlich und nicht oft, aber

*) Vergl. oben S. 204.
**) Vergl. oben S. 205.

er war ganz bei der Sache, wenn es dazu kam. Nach der großen Krankheit ging er lange Zeit fast täglich herüber zu seiner gegenüber wohnenden Mutter, um Schach mit einem Herrn Hebenstreit, einem alten Junggesellen, zu spielen, welcher bei jener zur Miethe wohnte und nur etwa dadurch Interesse erregen konnte, daß er, ich weiß nicht, aus welcher Quelle, im Besitz einer alten, wenig mehr sauberen Uniform Friedrich's des Gr. (nebst Stiefeln, Battisthemd und Busenstreifen) war, welche er im Hintergrunde seiner Junggesellenwirthschaft wie ein Kettenhund bewachte, immer verkaufen wollte, aber nicht verkaufte. Später setzte Fechner das Schachspiel in einem bei den Mitgliedern wechselnden, wöchentlichen Schachkränzchen fort, an welchem der Apellrath Linke, der Redakteur Kaiser, die Professoren Benno Schmidt, Braune und Hermann theilnahmen, Braune ein Sohn des Prof. Braune, welcher Fechner'n in der ersten Zeit seiner Krankheit behandelt hatte, Hermann ein Sohn von Gottfried Hermann*). Den Schachabend versäumte Fechner nie.

Früher hatte er sich eines anderen Kränzchens erfreut, welches durch die Krankheit unterbrochen wurde. Es hieß das „Freitagskränzchen", und fand allwöchentlich im Fechner'schen Hause, später abwechselnd beim Dr. Härtel statt. Dieser und Dr. Klee nebst Gattinnen, Prof. Haupt und sein Landsmann Dr. Lotze, der englische Sprachlehrer Monicke**), waren die ständigen Gäste an der Tafelrunde, wo bei einfacher Bewirthung Gedankenaustausch anregendster Art den Abend füllte. Akademisches, Künstlerisches, Politisches wurde mit großem Eifer verhandelt, und Fechner's Disputirlust, sowie das anecdotenvolle Gedächtniß Haupt's sorgten dafür, daß der Strom der Unterhaltung stets blitzende Wellen trieb. Auch der Prof. E. H. Weber war diesem Kränzchen nicht fremd geblieben; nach Fechner's Krankheit aber vollzog sich eine Umge-

---

*) Vergl. oben S. 101.

**) Vergl. oben S. 197.

staltung; Weber ward der Mittelpunkt eines neuen Kränzchens; es hieß „das Weberkränzchen", wechselte zwischen dem Fechner'schen und Weber'schen Hause und hatte zu Mittheilnehmern den Prof. Eduard Weber und den Prof. Braune, Bruder und Schwiegersohn des E. H. Weber, mit ihren Gattinnen.

Bekannt, ja berühmt ist in den Kreisen der Wissenschaft das Weber'sche Trifolium: Ernst Heinrich, Wilhelm und Eduard, Söhne eines Wittenberger Professors. Alle drei originelle Denker, originelle Forscher, originelle Menschen. Der eine war Physiolog, der zweite Physiker, der jüngste Anatom und Prosektor an der Universität: die drei Brüder zusammen, gewiß eine der interessantesten und seltensten Erscheinungen am akademischen Himmel. Der älteste und der jüngste waren immer in Leipzig und mit diesem verwachsen, Wilhelm aber nur eine Zeit lang*) da; nach Göttingen zurückberufen, blieb er dort sein langes forschungsreiches Leben hindurch und kam nur noch besuchsweise, doch ziemlich oft nach Leipzig, um mit seinen Brüdern und Fechner vertraulich zu verkehren. Er starb zuletzt von den Brüdern, fast 87 Jahre alt, zu Göttingen, reich an wissenschaftlichen Verdiensten und Ehren, berühmt als genialer Mitbegründer der Elektrotechnik, welche er mit dem System absoluter Messung elektrischer Größen beschenkte. Ich sagte, die drei Gebrüder Weber seien originelle Menschen gewesen; ja ein solches Trifolium ur- und naturwüchsiger Capacitäten wird selten auf Einem Stamme wachsen. Sie glichen einander auch an kindlichem Sinn und harmlosem, aufrichtigem, lauterem Wesen und hingen darum wie die Kletten zusammen. Der Aelteste, lange der einzige Ehemann und glücklicher Familienvater, dominirte, die Anderen fügten sich ihm in äußeren Dingen, alle drei verkehrten in wahrhaft patriarchaler Einmüthigkeit. Man konnte sie oftmals, wenn sie in Göttingen zusammen waren, auf dem dortigen Stadtwall, oder auf der Leipziger Stadtpromenade im eifrigen Gespräch

*) S. oben S. 194.

selbander lustwandeln sehen, Hand in Hand, der Aelteste in der Mitte, alle drei mit den Armen lebhaft schwenkend: wahrlich ein Bild für den Olymp deutschen Gelehrtenthums. An der Leipziger Universität standen die drei im höchsten Ansehen, sie galten seit Gottfr. Hermann's Tode als die ersten Berühmtheiten der Universität, und der Aelteste war im Professorenkreise von größtem Einfluß, sein Haus in der Gesellschaft besonders beliebt. Da versammelten sich gern größere Cirkel und lauschten ab und zu den populären Vorträgen, welche der gelehrte und freundliche Gastgeber über die Ergebnisse seiner Forschungen mit meisterhafter Darstellungsgabe zum Besten gab. Nach Außen aber in der Schätzung des europäischen Gelehrtenthums galten die Gebrüder Weber viel, und sie waren es in erster Linie mit, welche der deutschen Forschung im Naturreich vollen Rang neben den Gelehrten und Leistungen der romanischen Völker erwarben, was auch auf einem Naturforschercongreß zu Neapel, wohin der Aelteste mit seiner Familie gereist war, zum notorischen Ausdruck kam. Der Verkehr mit dem Weber'schen Trifolium beglückte den gleich gestimmten Fechner ganz besonders, und dem Fechner'schen Ehepaar ist zeitlebens das wärmste Interesse für Ernst Heinrich Weber, seine Brüder und Familie geblieben; sie gehörten gleichsam mit zur Verwandtschaft. Neben dem Volkmann'schen, Weiße'schen und Härtel'schen Hause war es das Weber'sche, welches am tiefsten mit in das Fechner'sche gemüthlich eingegriffen und sich gleichsam hineingewoben hat.

Ich habe viel vom Freundeskreise Fechner's erzählt, zum Schluß noch ein Wort von der Mutter Fechner, welche wir in dieser Periode zu Grabe geleiten. Zu einer vollen Familie gehört ein Großelternpaar, oder wenigstens eine Großmutter, welche auf ihrem Throne, dem Lehnstuhl, waltet, im Gefühl ermäßigter Verantwortlichkeit für die häusliche Zucht, die Strenge den noch straffen Eltern überlassend, selbst nur Milde übt und nach den von anderer Seite

kommenden Gewitterwolken holden Sonnenschein spendet. Einer Großmutter Antlitz däucht der Kinderwelt wie der ewig blaue Himmel über den dunkeln Wolken und Thälern des Alltags. Mährchen erzählend, Strümpfe strickend für alle Enkel, worein sie in aller Stille beste Wünsche hineinbindet, neben sich ein Glas Buttermilch zu des Leibes Stärkung: so steht oder sitzt vielmehr die Mutter Fechner in der Erinnerung vor den Enkeln, immer zugänglich, mittheilsam, freundlich. Die Enkel hingen an ihrem beredten Munde, gewisse Mährchen forderten sie immer von neuem ihr ab, z. B. das von der Blutwurst und Leberwurst, eine gruselige Begebenheit, wie die Blutwurst aus dem Schornstein vom Dache herab der enteilenden Leberwurst, ein Messer schwingend, die entsetzlichen Worte nachruft: Hätt' ich Dich, wie wollt' ich Dich! welche immer mit besonderer tiefdröhnender Wucht gesprochen wurden; — oder die belehrende Erzählung von den drei Alten, welche ein Wanderer beim Vorübergehen trifft: ein alter Mann sitzt weinend vor der Hausthür, der Wanderer will ihn trösten und erfährt, der Weinende habe eben Schläge von seinem Vater erhalten, weil er unvorsichtig den hülflosen Großvater hatte vom Schooße fallen lassen; sie hatten ihr Leben durch Fliedersuppenkost unglaublich hoch gebracht, und darum sollten wir Enkel fleißig und gern Fliedersuppen essen.

Das Leben der Mutter Fechner war, wie wir schon wissen*), keineswegs lauter Sonnenschein gewesen. Zwar ihre Kinder haben sämmtlich sie überlebt, alle sind ehrenwerthe und tüchtige Menschen geworden; aber ihres Gatten war sie in schweren Verhältnissen bald beraubt worden; ihre Knaben mußte sie Jahre lang in der Entfernung lassen, und oft ward sie von Krankheit heimgesucht, in früheren Jahren vom Nervenfieber, einmal auch von Gehirnentzündung, in späteren Jahren mehrmals vom kalten Fieber, und die Rose war eine fast ständig zu allen Zeiten wiederkehrende

*) Vergl. oben S. 21. 30.

Krankheit, die ihr viel Schmerzen bereitete. Aber sie überstand alles glücklich, ihre Natur kämpfte sich immer alsbald zu ungetrübter Heiterkeit wieder durch, und diese blieb ihr eigentliches Gepräge bis ins hohe Alter. Ihren Sohn, unseren Gelehrten, umfing sie mit mütterlicher Zärtlichkeit und widmete sich ihm mit voller Hingebung, so viel sie vermochte, nicht bloß während seiner Krankheit, sondern auch nachher, indem sie, als er seine Augen noch immer zu schonen hatte, viel vorlas, lange Zeiten hindurch fast täglich. Auch später, wo das nicht mehr regelmäßig geschah, besuchte Fechner seine Mutter immer einen Tag um den anderen in der Dämmerstunde des Nachmittags; er ging dabei in der Stube auf und ab und ließ sich von ihr vorerzählen oder vorlesen; eine Unterbrechung dieser Gepflogenheit kam bei dem ruhigen Leben der beiden fast nie vor, und der Mutter war der kurze Besuch des Sohnes das, worauf sie sich den ganzen Tag freute und gewissermaaßen vorbereitete. Ihren poetischen und für Freundschaft empfänglichen Sinn behielt sie bis zum Tode, welcher im Jahre 1859 erfolgte, ein Jahr vor dem Tode ihres Pariser Sohnes. Ich schließe ihr Bild mit zwei kleinen Gedichten, davon eines im Jahr vor ihrem Tode von einer Freundin an sie gerichtet und von einem Körbchen Veilchen begleitet, das andere ihre sofortige briefliche Erwiderung darauf war.

Ein Frühlingskindlein, das vor allen
Mir stets am besten hat gefallen,
Das duft'ge Veilchen war heut' erwacht,
Und als es mich freundlich hat angelacht,
Da dacht' ich so in meinem Sinn:
Dich bring' ich zu Großmütterchen hin.

Sie, die in ihrer Lieben Kreise
Beglückend wirkt in stiller Weise
Und ahnend kaum den eignen Werth
Von Keinem Dank und Lob begehrt,
Sie schätzt nach Verdienst Dich, das Blümchen mild
Der christlichen Demuth liebliches Bild.

Darauf Mutter Fechner:

Ein edles Herz hab' ich erkannt,
Das ist dem Veilchen anverwandt,
Das Veilchen sendet süßen Duft,
Das edle Herz zur Freude ruft:
Wär' ich doch so viel Liebe werth,
Die mich erfreut und hoch erhebt;
Ich muß in tiefster Demuth schweigen
Und kann mein dankbar Herz nicht zeigen,
Denn alle Worte sind zu klein,
Es müßten Engelslieder sein.

VIII. Abschnitt.

Der Aesthetiker Fechner.

1865—1876.

Der Naturforscher war zu einem vorläufigen Abschluß seiner streng wissenschaftlichen Aufgaben gelangt. Was Wunder, daß, als der Phantasieregion angehörige Aufgaben an seine Thür klopften, er die Thür gern und rückhaltlos aufthat. Aus dem Belletristen Fechner ward der Aesthetiker Fechner, mit diesem haben wir es jetzt zu thun. Zunächst; denn später kehrt er zu seiner Specialwissenschaft zurück. So erscheint die ästhetische Periode als eine große Episode seines inneren Lebens, oder als eine Parenthese, und wir begreifen sein ganzes Wesen wohl am besten, wenn wir die ästhetische Arbeit eben nur als eine Parenthese ansehen. Aber bemerkenswerth ist, wie in diese Parenthese sich noch eine andere Parenthese einschaltet, in welcher sich eine der eigenthümlichsten Falten seines Innern öffnet: sein Interesse für den Spiritismus. Wer Poesie liebt, liebt Geheimnisse und thut gern einmal oder zweimal

einen Ritt ins romantische Wunderland der Mährchen, Träume und Dämmerlichtsgestalten. Auch Fechner war ein Liebhaber der Poesie, und sein Pegasus entführte ihn manchmal wie im Zaubersturm zu den Somnambulen, Odrittern, Spiritisten und Hypnotisten. Aber es war eben nur eine Parenthese in der Parenthese, wie weiland Herkules zog er auf ritterliche, aufräumende und aufklärende Thaten aus, und die jetzige Periode ist der Zeitraum, in welchem auch davon mit zu reden ist.

Die Hauptzeit ist von ernsthaften ästhetischen Problemen erfüllt, denen sich Fechner mit ganzer Seele und mit dem ihm eigenen Eifer hingibt. Es beginnt diese Arbeit mit dem Problem des goldenen Schnitts (1865), setzt sich in der Madonnenfrage (bis 1872) fort und endet mit einem Corollar im Jahr 1876, wo die zweibändige Vorschule der Aesthetik erschien. Die eigentlichen Wurzeln dieser ästhetischen Arbeit liegen weiter zurück; gleichwie das Büchlein vom Leben nach dem Tode (1835)*) die Vorstufe der Fechner'schen Lebensphilosophie genannt werden kann, so das eben besprochene Schriftchen über einige Bilder der Leipziger Kunstausstellung**) die Vorstufe der Fechner'schen Kunsttheorie.

Vielerlei vereinigte sich in Fechner's Leben, wodurch er sich auf die Aesthetik hingeführt sah. Sein Bruder ward Maler; drei Söhne seiner Schwester Mathilde Kietz (zwei davon Stiefsöhne) waren Künstler, der älteste Maler, die anderen Bildhauer, zwei Töchter seiner Schwester Wieck Klaviervirtuosinnen. Unter seinen frühesten Leipziger Freunden waren zwei, Grimmer und Dr. Härtel, welche mit ihrer vorherrschenden Neigung der Kunst zugewendet waren; auch mit dem Komponisten Zöllner verkehrte er eine Zeit lang, und von dem Commandanten der Wartburg, seinem in Ilmenau gewonnenen kunstsinnigen Freund, Herrn von Arnswald, empfing er gleichfalls mehrfach ästhetische Anregung, für welche es dann in

*) Vergl. oben S. 147.
**) Vergl. oben S. 85.

Leipzig selbst nie an neuer Nahrung gebrach. Am allerwichtigsten war in dieser Beziehung sein vertrauter Umgang mit dem schon oft erwähnten Professor Weiße. Härtel und Weiße waren die beiden Personen, denen Fechner die meiste Anregung in ästhetischer Hinsicht verdankte. Beide huldigten der idealistischen, von Manchen akademisch genannten Richtung, wie sie z. B. in den Große'schen Fresken in der oberen Seitengallerie des Leipziger Museums zu schönem Ausdruck gelangt ist. Dr. Härtel und Professor Weiße waren auch unter den Ersten mit gewesen, welche bei der eröffneten Konkurrenz die Wagschaale hatten zu Gunsten des Malers Große sinken machen, — unter Fechner's hartnäckigem Widerstreben, welcher über die akademische Richtung immer im Streit mit seinen Freunden zu Felde lag und manchen Strauß zu Gunsten der naturalistischen Richtung ausfocht. Fechner stritt unablässig, aber er ward eben dadurch auch nachhaltig angeregt.

Dr. Härtel, von dessen Haus schon die Rede war*), muß als eine aus dem Gewöhnlichen heraustretende Persönlichkeit bezeichnet werden. Jurist dem ersten Studium nach, aber den Künsten hold und für Kunsteindrücke besonders empfänglich, hatte er mehrmals, zuerst mit seinem nachherigen Schwager, dem Kirchenhistoriker Professor von Hase, längere Reisen nach Rom gemacht, in Rom Beziehungen zu Malern, wie Genelli und Preller, gewonnen und nun in Leipzig Gebrauch von diesen Beziehungen und seinen Mitteln im Interesse der Künste gemacht. Man sah es seiner eigenartigen Gestalt und Haltung, wie seinem bedeutenden Kopfe auf den ersten Blick an, daß sie ein das Gemeine verachtender und idealem Streben zugekehrter Geist durchdrang. Die rasche, bewegliche, etwas nervöse Art seines Auftretens war mehr die eines Künstlers, als eines Gelehrten oder Buchhändlers, und doch verkehrte er viel und gern mit Gelehrten und wußte der Buch- und Musikalienhandlung von Breitkopf & Härtel, deren erster Chef er war, neuen Schwung

---

*) Vergl. oben S. 100. 101.

und hohes Ansehen zu verschaffen. Er zählte nach meiner Schätzung zu den ersten Bürgern Leipzigs und genoß in allen Kreisen die höchste Achtung. Ich habe früher schon erzählt, daß in seinem Hause Fechner oft mit Künstlern und Kunstgönnern zusammentraf; da wurden in lebhaftester Unterhaltung Kunsttheorieen und Kunstwerke besprochen, und Professor Weiße war nicht der Letzte dabei, seine gleichfalls idealistische Richtung mit allen denkbaren ehrlichen Waffen zu verfechten.

Aus diesem und anderen Gründen ist hier der geeignete Ort, Einiges über Professor Weiße, Fechner's intimsten Freund, zu sagen, denn, irre ich nicht, so lag der Schwerpunkt originalen Denkens bei Weiße nicht in seiner Logik und Metaphysik oder Religions- oder Rechtsphilosophie, worüber er gleichfalls Vorlesungen hielt, sondern in seiner Aesthetik; die Vorlesungen hierüber habe ich seiner Zeit mit besonderem Gewinn gehört, wie ich dankbar bezeuge. In der Aesthetik stand er wirklich auf eigenen Füßen und folgte er inneren schöpferischen Impulsen. Es schlummerte wohl ein Erbtheil seines dichterischen Großvaters, Christian Felix Weiße, in ihm. Gern las er Dramatisches vor, und er that das mit pathetischer Hingebung. Das Theater zog lebhaft seine Theilnahme an, er faßte das Theater und seine Aufgabe im höchsten und edelsten Sinne auf; zeitlebens interessirte er sich für hervorragende Theater-Capacitäten, mit Begeisterung pflegte er die Bekanntschaft mit der genialen Schauspielerin Rettig, die auch einmal, bei ihrem Auftreten in Leipzig, mehrere Tage in seinem Hause, Rittergut Stötteritz bei Leipzig, gastliche Aufnahme fand. Mit Goethe's Werken war er gar vertraut, für Shakespeare's Dichtungen schwärmerisch eingenommen, und über nichts unterhielt er sich lieber, als über die Figuren in den Schweizer Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf; er stellte diese Figuren an dramatischer Lebendigkeit und Wahrheit unmittelbar neben die Shakespeare'schen Gestalten. Es war ihm immer besonders willkommen, mit Malern und Bildhauern verkehren zu können. So bildeten auch zwischen Fechner und Weiße

ästhetische Fragen immer wiederkehrenden, unerschöpflichen Disputirstoff. Es fehlte dem Philosophen wohl nur das Schauen von Werken der Kunst dazu, daß er ein maaßgebender Kunsttheoretiker wurde. Nach Italien, Paris, Holland hätte er reisen und die dortigen Kunstschätze studieren müssen, um ein Fachmann und eine Autorität in dem ästhetischen Gebiet zu werden, wozu er die entschiedenste Begabung hatte. Die Künste waren seine erste und seine letzte Liebe, wenn auch im späteren Leben das theologische Interesse mit dem ästhetischen rivalisirte.

In den Jahren, wo der Kampf zwischen den Richtungen des Cornelius und Kaulbach in München wogte und dann in Berlin sich fortsetzte, knüpfte der Gegensatz der beiden Gelehrten an dem Gegensatze der zwei hervorragenden Maler an. Weiße war voll Bewunderung für den charaktervollen, großen Gedanken in Geschichte und Natur hingegebenen, um die Reize des niederen Lebens unbekümmerten, die Farbe fast verachtenden Cornelius; Fechner*) spielte dagegen als Trumpfe die anmuthigen Gestalten und geistreichen Scenen Kaulbach's aus, für dessen Humor und Satire ihn überdies eine gewisse Congenialität einnahm. Das Fechner'sche Haus, in welchem Weiße, von seinem Landsitz Stötteritz aus, wenn er zu den Vorlesungen nach der Stadt kam, wöchentlicher Gast war, ward so zum Spiegel jenes Kampfes der zwei Helden der deutschen Malerkunst. Oftmals wurden andere Freunde, z. B. Dr. Härtel, Dr. Lampe, Dr. Jordan, in den Kampf der Gelehrten hereingezogen, aber noch häufiger setzten diese sich allein gegenseitig auseinander; immer blieb Jeder auf seiner Kampfeslinie, Keiner trat den Rückzug an, und Jeder zog sich in seine Festungswerke zurück, ohne an Niederlage zu denken. Friede ward nie geschlossen, die Ruhe glich höchstens einem Waffenstillstand.

Dieser persönliche Gedankenverkehr der beiden Freunde war nie so regelmäßig, wie in den letzten Lebensjahren Weiße's, welcher

---

*) Vergl. dazu oben S. 68. 69.

in der Cholerazeit 1866 an der unheimlichen Krankheit, eine große Lücke in Fechner's Leben zurücklassend, starb.

Zu dem Verkehr Weiße's mit Fechner gehörte auch, daß Letzterer oft mit seiner Gattin den Freund auf seinem Landsitz, Rittergut Stötteritz, besuchte. Besonders geschah das Sonntags Mittag; man blieb dann bis Abend zusammen. Es war eine Zeit frischen geistigen Lebens auf dem dortigen Gut, welches, mit Teich, Insel und Park ausgestattet, so poetisch war, als das eine Stätte auf dem östlichen, u. A. auch zu Tabakplantagen benutzten Kartoffel- und Sandplateau der näheren Umgebung Leipzigs nur immer sein konnte. Professor Weiße hatte nach einer mehrjährigen Pause längst wieder die Vorlesungen an der Universität aufgenommen und sammelte eine Anzahl Jünger seiner Philosophie um sich, welche mit treuer Begeisterung ihm anhingen und ihn auf seinem Landsitz gern besuchten. Weiße war ein Gelehrter ernstesten Schlags; schwer bis zur Unbehülflichkeit in der Stylform beim Reden und Schreiben, wußte er doch durch die fast feierliche Hingebung an seine Denkstoffe, wie durch die hervorragende Gabe wissenschaftlicher Unterredung, wobei auch den Jüngeren volle Aufmerksamkeit zutheil ward, an sich zu fesseln. Theils peripatetisch im stattlichen Laubgang hinter dem Teiche, theils ruhig im benachbarten Garten gruppirt, verhandelte der gemischte Kreis Gelehrter und Lernender mannichfaltige Thematen mit großem Ernst und Eifer, die Geselligkeit trug stets schlechterdings wissenschaftlichen Stempel, und das Andenken daran ist, soweit ich beobachten konnte, allen Theilnehmern lieb und werth geblieben, denn Jeder vermochte Etwas davon mit nach Hause zu nehmen. Weiße war in solchem Umgange allezeit unermüdlich, und Fechner durfte dabei womöglich nicht fehlen. Jahre lang zog eine Schaar junger Anhänger gen Stötteritz und gewann dort Directiven fürs Leben; ich nenne nur den Dichter Moritz Heydrich, den Bismarckschriftsteller Dr. Moritz Busch, dessen nordamerikanische Erlebnisse damals den Stötteritzer Kreis lebhaft interessirten, den theologischen Professor Lipsius, den Oberhofprediger Meier, den

Geheimrath Dr. Schöne und Dr. Jordan, den Kunsttheoretiker Professor Lücke, den Schriftsteller Kleinpaul. Sie alle haben auch Fechner, wie ich weiß, eine lebhafte und dankbare Erinnerung bewahrt, da er hervorragend zur lehrreichen Belebung des Kreises beitrug, welcher da Zeuge so manchen Straußes zwischen Weiße und Fechner war.

Zur Kennzeichnung der Persönlichkeit des philosophischen Freundes mögen noch einige Züge hinzukommen. In den Unterhaltungen mit ihm über sociale Themata konnte man oft den Vorwurf „banausischer" Gesinnung hören, welcher gegen die oder jene Partei, Richtung oder Person geschleudert wurde. Dabei kam der idealistische Gelehrte immer in Entrüstung, und fürwahr, es konnte ihm nichts so wider den Strich gehen, als wenn er sah, daß ein Mensch niedrige Beweggründe hatte, materiellem Gewinn nachlief, die höchsten Lebenszwecke mit dem Ellenmaaß messen wollte, der freien Begeisterung für ideale Aufgaben unzugänglich blieb, die edelsten geistigsten Interessen mit der Handwerkerwaage wiegen, und nur das gelten lassen wollte, was mit der groben schwieligen Hand des Alltagsmenschen gefühlt und umspannt werden kann. Banausischer Gesinnung geziehen zu werden, war das Fürchterlichste, was Jemandem von Weiße's Seite her widerfahren konnte, und man darf sagen, daß in dem Abscheu vor allem banausischen Dichten und Trachten sich die innerste Natur dieses Mannes zusammenfaßte. Das Wort „banausisch" auf seinen Lippen war bezeichnend für den ganzen Mann; es war sein Fluch und Bannstrahl.

Mit solchem Adel der Gesinnung paarte sich aber ein Kultus des Intellektuellen. Weiße leistete darin dem Geiste seiner Generation, die fast nur für die Welt des Denkens Verständniß und Neigung hatte, den Tribut. Alles löste sich in Gedanken auf, der Phantasie und der Energie blieb kaum ein Restchen eigenen Inhalts und eigener Aufgaben. Hegel hatte, nachdem Cartesius mit seinem Fundamentalsatze: Ich denke, daher bin ich (cogito, ergo sum), dieser

Anschauung Bahn gebrochen, diese Geistesrichtung auf den Höhepunkt getrieben, und Weiße's Ausgangspunkt war eben das Hegelthum. In der Kunst ward nur das Gedankenmäßige hoch geschätzt, in der Rechtstheorie spielten statt des Wollens und Handelns das Bewußtsein, die Ueberzeugung und die Meinung die Hauptrolle, eine Codifikation galt als eine Großthat des Nachdenkens, und gar die Religion löste sich in Gedankenprocesse, die Theologie in Philosophie auf. Weiße theilte ganz und gar diesen Standpunkt, von welchem aber Fechner sich frei hielt oder frei machte: ein gut Theil ihrer spekulativen Differenzen führt sich wohl auf diesen Unterschied oder Gegensatz ihres Standpunkts zurück.

Auch bei der Betrachtung der Unsterblichkeitsfrage, welche öfters zwischen den Freunden verhandelt wurde, kam jener Contrast zum Vorschein. Während Fechner hier einer pantheistischen Anschauung zuneigte und die menschlichen Geister in Geistern höherer Ordnung aufgehen lassen wollte, meinte Weiße, der christlichen Anschauung näher zu sein, wenn er zwei große Menschenklassen unterschied, und es war das einer seiner Lieblingsgedanken. Es gäbe Menschen höherer Ordnung, wozu selbstverständlich alle Philosophen gehörten: es wären die, welche eigene originale Gedanken hätten und ihre Seele mit individuellem Denkstoff anfüllten; ihnen sei das Fortleben nach dem Tode beschieden, sie hätten eine wirkliche Individualität, und diese hätte Anwartschaft, ja Anspruch auf ferneres, vielleicht ewiges Dasein, Denken, Wirken, Leben. Es ist der Ausblick in das Denkerparadies. Aber sehr viele Menschenseelen ermangelten dieses Individualgehalts; sie vegetirten im Grunde nur wie die Exemplare der Fauna oder Flora, an ihrer Fortdauer sei nichts gelegen, sie seien, weil geistlos, darum zukunftslos, nur ephemeren Werthes und Daseins, und mit ihrem Tode gingen sie nothwendig unter. Sie zerflössen in Nichts und zerplatzten wie leere Seifenblasen. Das war der Ausblick in die Denkerhölle oder in das beruhigende Nirwana des Inders. Ich erinnere mich der Seifenblasenseelen deutlich aus den Gesprächen zwischen Weiße und

Fechner, und will nur die Wahl haben, ob es der Letztere war, der jenen Ausdruck im Sinne des Andern herbeiholte, oder ob Weiße selbst diesen Pinselstrich zog. Derselbe war für den Philosophen Weiße charakteristisch. Für ihn kam Alles, was sonst den geistigen, ethischen Werth und den individuellen Inhalt einer Menschenseele ausmachen kann, kaum in Betracht, nur das Denken ward gewogen. Wer ohne eigene Gedanken war, galt ihm als leer und zukunftslos, als ob der große Künstler durch Gedanken groß sei, der große Staatsmann nicht nach großen Entschlüssen und Thaten, der fromme Glaubensheld lediglich nach seinen geistreichen Gedanken zu fragen oder zu messen sei. Bewußt oder unbewußt ging so dem Philosophen Weiße alles Geistesleben im Denken, in der Intelligenz, in der Reflexion und Spekulation, d. h. in der seelischen Spiegelung des Universum auf. Der Mensch ist nur, indem er denkt: dies der Gipfel der Weisheit.

Das war Fechner's philosophischer Freund, mit welchem wir nun in Fechner's ästhetisches Laboratorium eintreten. Seltsam, seine beiden ästhetischen Hauptfreunde, Weiße und Härtel, fassen gleichsam mit ihrem Tode die gegenwärtige Periode ein, indem der Erstere im Jahre 1866, der Andere im Jahre 1875 starb. Beiden hat Fechner sinnige Nekrologe gewidmet, welche das Leipziger Tageblatt in den betreffenden Jahren (7. October 1866 und 10. August 1875) brachte. Der Aesthetiker Weiße war todt, über seinem Grabe ließ nun der Aesthetiker Fechner sein eigenes ästhetisches Banner wehen; es war, als ob dieser die Lücke, die der Tod des Aesthetikers Weiße in sein Leben riß, mit der Wissenschaft der Aesthetik, die in ihm lebendig ward, auszufüllen trachtete. Genug, Fechner war bis auf Weiteres ganz Aesthetiker; es war, als gäbe es für ihn augenblicklich nichts weiter in der Welt, als die Kunst und einzelne große Fragen derselben. Wie sehr ihn diese neue Aufgabe ergriff und füllte, läßt sich am besten daraus ermessen, daß das einzige Mal, wo Fechner seit seiner Pariser Reise (1827) auf eigene Hand und ohne seine Gattin eine weitere Reise unternahm, dies im Interesse

seiner dermaligen Kunststudien, nämlich in Sachen der Holbein'schen Madonna (1867), nach Basel geschah.

Die Erwägung des goldenen Schnitts ist die Ouvertüre zu Fechner's Aesthetik. In dieser beschränkten Frage des weiten Kunstfeldes brachte er sofort seine der exakten Naturforschung nachgebildete Methode für Geistesfragen zur Anwendung. Schon vorher hatte er der Holbein'schen Madonna seine Aufmerksamkeit zugewendet und im Zusammenhange damit war er veranlaßt, sich mit jenem ästhetischen Einzelproblem zu beschäftigen.

Ad. Zeising*), „der Entdecker der ästhetischen Bedeutung des goldenen Schnitts“, hatte als ein hervorragendes Beispiel die Sixtinische Madonna Rafael's aufgeführt; die Hauptabtheilungen dieses Bildes in der Linie seiner Höhe entsprächen genau dem Gesetze des goldenen Schnitts, und Fechner hatte sich nun die Frage vorgelegt, ob die Holbein'sche Madonna ein zweites Beispiel dazu liefere. In einem dem Archiv für zeichnende Künste**) einverleibten Aufsatze „Ueber die Frage des goldenen Schnitts“ wurde die Frage allgemeiner gestellt: was sei überhaupt von dieser Abtheilungsweise ästhetisch zu halten? Fechner sagt:

„Nach Zeising ist ein Gegenstand in wohlgefälligster Weise abgetheilt, wenn der kleinere Theil desselben, sogenannter Minor, sich zum größeren Theil desselben, sogenannter Major, verhält, wie der größere beider Theile zur Summe beider Theile oder zum Ganzen. Das kommt darauf hinaus, daß sich Minor und Major nahehin wie 5 zu 8, oder genauer wie 55 zu 89 oder 100 zu 162 verhalten. Dasselbe Verhältniß ist nach Zeising das ästhetisch-vortheilhafteste Dimensionsverhältniß, nämlich zwischen Länge und Breite oder Breite und Höhe eines Gegenstandes. Fassen wir

---

*) Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers. S. 413.

**) Naumann-Weigel'sches Archiv für die zeichnenden Künste, Jahrg. XI. (Leipzig, 1865) S. 100—112.

nun den goldenen Schnitt zuerst im ersten Sinne als Abtheilungsverhältniß ins Auge. Wie liegt er bei der Sixtina und wie bei der Holbein'schen Madonna? Unsere beiden Bilder sind in so analoger Weise ihrer Höhe nach getheilt, daß man auch den goldenen Schnitt in beiden in analoger Weise suchen kann. Niemand wird in Zweifel sein, daß die Hauptabtheilung bei der Sixtina durch die Linie bestimmt wird, welche die Kopfhöhen des heiligen Sixtus und der heiligen Barbara verbindet; auch legt ihn Zeising so; die Mitte dieser fast horizontalen Linie auf der Madonna kann den Höhepunkt bestimmen, bis zu welchem das Maaß des Minor vom oberen Grenzpunkt, und von welchem an das Maaß des Major bis zum unteren Grenzpunkt zu nehmen ist. Entsprechend wird dieser Punkt in der Holbein'schen Madonna als Mitte der fast horizontalen Linie zu bestimmen sein, welche die Kopfhöhe des Bürgermeisters auf der einen Seite und der ältesten Frau auf der anderen Seite verbindet. Wie aber nun den oberen und den unteren Grenzpunkt nehmen? Hier beginnt der Zweifel."

Fechner nahm allerhand Messungen vor, deren Ergebniß war, daß Zeising's Kunstgesetz sich weder bei jenen zwei, noch bei anderen Rafael'schen Madonnen bestätigt finde. Er verneint geradezu, daß auf diesem Wege überhaupt Sicherheit zu gewinnen sei; man müsse statt menschlicher Körper und Bauwerke einfache Figuren wählen, um die Wohlgefälligkeit gewisser Grundverhältnisse zu erproben. Aus Längs- und Querbalken zusammengesetzte Kreuze, z. B. Schmuckkreuze, waren es, an denen Fechner die Bedeutung des goldenen Schnitts festzustellen und durch Vorlage an recht viele Personen ein Ergebniß zu gewinnen suchte. Dieses lautet, daß die Bedeutung des goldenen Schnitts als Abtheilungsverhältniß recht zweifelhaft sei. Anders verhalte es sich mit ihm als Dimensions- oder Seitenverhältniß bei einfachen Rechtecken und vielleicht darüber hinaus, denn hier habe das nach dem goldenen Schnitt gestaltete Verhältniß der längeren und der kürzeren Seiten im Urtheil einer Mehrheit examinirter Personen den Vorrang erhalten. So sei

Zeising's Theorie nicht bedeutungslos, sie enthalte die erste wirkliche Entdeckung in der Aesthetik und zeige den Werth der „experimentalen Aesthetik", zunächst wenigstens in dem niederen ästhetischen Gebiet und vielleicht mittelbar auch für die „höhere Aesthetik".

Die sogenannte Holbein'sche Madonna, ein Oelgemälde von mäßiger Größe, gilt bekanntlich als Juwel der Dresdener Bildergallerie, welcher von Semper ein neues stattliches Heim am sogenannten Zwinger in der sächsischen Residenzstadt geschaffen worden ist. Jene Madonna des alten Baseler Meisters empfing dadurch, daß das Bild als ein Gegen- oder Seitenstück zu der Sixtinischen Madonna Rafael's behandelt ward und demgemäß in einem besonderen Kabinet Aufstellung fand, noch eine besondere Glorie. Rafael und Holbein, italienische und deutsche Art, eine transalpine und eine cisalpine Madonna! Welche Pointen! Die überirdisch strahlende, verklärte Madonna des Südens dort, die in die menschliche Nähe gerückte, innige und sinnige Mutter Jesu hier; die Himmelskönigin und die Königin der irdischen Häuslichkeit. Dort das göttlich blickende Christkind, hier ein Kindlein mit wehmüthigem Gesichtsausdruck. Dort Idealismus, hier Realismus. Dort Heilige und Engel zu Füßen, hier wirkliche portraitirte Menschen: Eltern und Kinder. Dort Wolken, hier ein Teppich; dort trägt die Madonna das Kind mit freien Händen, hier umschließt sie es mit übereinander gelegten Händen. Beide Bilder aber fast jugendfrisch in den Farben und jedes in seiner Weise eindrucksvoll zur Seele des Beschauers sprechend. Das eine von leichtem lichten Farbenschmelz überhaucht, das andere in satter, fast harter Farbe gehalten. Der Eindruck schien keine Fragen aufkommen zu lassen.

Aber plötzlich thürmten sich Fragen auf, wie auf den Olymp der Ossa, auf diesen der Pelion von den Giganten gethürmt wurden. Sie galten der Holbein'schen Madonna in Dresden: zuerst die Deutungsfrage, dann die Aechtheitsfrage, endlich die Schönheitsfrage. So hat sie Fechner getauft, als er sich ihrer annahm. Und wie eifrig nahm er sich einer nach der anderen an, fand doch die realistische Art Holbein's

in ihm ein verständnißvolles Echo. Durch Alfred Woltmann's größeres Werk über „Holbein und seine Zeit“ (1866) war die Aufmerksamkeit auf jenen Maler wieder hingelenkt, und Fechner brach gar zu gern, wo sich Gelegenheit bot, eine Lanze für den Realismus in der Kunst. Er versenkte sich an Holbein's Hand tief in die artistisch-ästhetischen Falten der Madonnenfrage und ging eine Zeit, Jahre lang, fast darin auf. Wie ein Taucher, der Schätze vom Meeresgrunde zu heben trachtet, stieg Fechner an verschiedenen Stellen in das sirenenhafte Element der Kunst hinab, und wenn er auch in jener Madonnenfrage zu keinem abschließenden Urtheil und Ergebniß gelangte, so war ihm doch diese Arbeit beschränkten Zieles die Staffel, auf welcher er schließlich den literarischen Ausdruck seiner Gesammtanschauung von der Kunstwelt erreichte.

Zwei Abschnitte lassen sich leicht in dieser Thätigkeit unterscheiden: der eine, in welchem eine Reihe einzelner Abhandlungen über Holbein und seine Madonna vom Stapel läuft*), und welcher mit einer zusammenfassenden Schrift „Ueber die Aechtheitsfrage der Holbein'schen Madonna“ (1871) abschließt; der zweite Abschnitt, welcher mit der zweiten Madonnenschrift „Bericht über das auf der Dresdner Holbein-Ausstellung ausgelegte Album“ (1872) beginnt. Dem Ende des 1. Abschnitts gehört außerdem die erste Schrift allgemeineren ästhetischen Inhalts an „Zur experimentellen Aesthetik“ (1871), während der 2. Abschnitt mit der zweiten allgemeinen Schrift „Vorschule der Aesthetik“ (1876) schließt. So ist Fechner vom goldenen Schnitt wie von einem Punkte ausgegangen, hat dann in langer Linie an einem einzelnen hervorragenden Kunstwerk eine Reihe ästhetischer Einzelfragen geprüft, und hat sich endlich zu freier und eigener Umschau auf der weiten Fläche der Kunst erhoben. Auch dieser induktive Aufstieg vom Einzelnen und Concreten zum Allgemeinen und Abstrakten ist für sein ganzes Wesen und Denken bezeichnend.

*) Sie sind enthalten im Naumann-Weigel'schen Archiv für die zeichnenden Künste Jahrgg. XII. XIV. XV. (1866—1869).

Ich nannte die drei Fragen über die Holbein'sche Madonna, denen Fechner nachging, er beschränkte sich aber nicht auf sie, sondern zog Anderes in seinen Forschungskreis. So schrieb er*) über „die älteste historische Quelle über die Holbein'sche Madonna" im Archiv der zeichnenden Künste (1866) und „über das Holbein'sche Votivbild mit dem Bürgermeister Schwartz in Augsburg mit vergleichendem Hinblick auf die Darstellungsweise der Stifterfamilie in anderen, insbesondere Holbein'schen, Votivbildern" in demselben Archiv (1870).

In der ersten der drei Hauptfragen, der Deutungsfrage, spielt das Kind auf dem Arme der Madonna Holbein's die vornehmste Rolle: man streitet, ob es das Christkind oder aber das von der Madonna auf den Arm genommene Kind des unten knieenden Bürgermeisters, des Stifters des Bildes, sei. Es hat einen schmerzlichen, wehmüthigen Gesichtsausdruck; es müsse ein krankes Kind und könne daher nicht das Christkind sein, sagen die Einen; Andere nehmen keinen erheblichen Anstoß an dem Gesichtsausdruck und bleiben bei der Annahme des Christkindes, um so mehr, da ein menschliches Kind statt des Christkindes in den Armen der Madonna unkatholisch sei. Letzteren Einwand meint Fechner durch Angaben eines früheren katholischen Pfarrers entkräften zu können, wonach manchmal an die Stelle des Christkindes ein gestorbenes Kind auf besonderen Wunsch der Familie gesetzt erscheine, ohne daß dann noch ein Christkind nebenbei gesetzt sei; eine in der öffentlichen Kunstsammlung Basels befindliche Handzeichnung, wahrscheinlich die Skizze zu einem Votivbilde, die Madonna mit einem kranken Kinde darstellend, unterstütze jenes Argument. Fechner entscheidet sich für eine vermittelnde Ansicht: „Nach dem, was ich von Holbein's Christkindern und seinem Realismus überhaupt kenne, halte ich es für

*) Naumann-Weigel'sches Archiv für die zeichnenden Künste Jahrgg. XII. (1866) und XVI. (1870). Erstere Abhandlung ist auch in Separat-Abdruck erschienen, mit dem Titel: Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna. Leipzig, bei Rudolph Weigel. 1866. (45 S.)

wahrscheinlich, daß er überall gern ein Kind aus der Familie, für die er ein Madonnenbild zu malen hatte, als Motiv oder Modell zum Christkinde nahm. Sehr leicht war (nun) der Schritt vom kranken Kinde einer Familie als bloßem Modell des Christkindes zur Mitvertretung durch das Christkind, mithin zur Doppelrolle, wenn es einmal galt, ein Madonnenbild für die Heilung eines kranken Kindes Seiten der Madonna zu malen"*).

Ich gestehe, daß diese Deutung recht eingänglich ist. Ohne meinerseits eine Behauptung zu wagen, möchte ich doch bemerken, daß die realistische Richtung des deutschen Malers und sodann auch das häufige katholische Auftreten der heilspendenden Madonna (ohne den Heiland) dafür zu sprechen scheinen.

Die andere Hauptfrage ist die Aechtheitsfrage, mit welcher sich die dritte, die Schönheitsfrage, engstens verflicht. In der That scheinen sie untrennbar, denn wer die Dresdner Madonna nicht oder nicht mehr für ächt hält, drückt auch das Maaß ihrer Schönheit herab; so — sagt Fechner**) — thun Woltmann und der Inspektor der Nationalgallerie zu London, Wornum. Darum ist es auch erklärlich, daß die Deutungsfrage bald hinter die Aechtheitsfrage zurücktrat; der Streit gewann an Tragweite dadurch, daß das Holbein'sche Madonnenbild zu Darmstadt, welches seit dem Jahre 1830 neuerdings bekannt geworden, dem Gesichtskreis der Streitenden näher gerückt, zur Vergleichung aufforderte***).

Auch in diesem Streite blieb Fechner seiner kritischen Vermittlerrolle treu. Er zieht „aus der Gesammtheit der Akten, so weit sie bisher vorliegen", das Ergebniß, „daß die Aechtheit keines der beiden Exemplare (des Dresdner und des Darmstädter) als absolut

*) Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna (1866) S. 4. 8. 27.

**) In den Grenzboten 1870. II. „Der Streit um die beiden Madonnen von Holbein".

***) Eine ausführliche Vergleichung hatte schon im Jahre 1865 A. v. Zahn in dem Archiv für die zeichnenden Künste XI. S. 43 ff. geliefert.

erwiesen gelten kann." Dazu bemerkt er aber, daß die Mehrzahl der Kennerstimmen sich dahin vereinigt habe, die Holbein'sche Malweise im Darmstädter Bilde wiederzuerkennen, sowie daß von vielen Kennern aus den Differenzpunkten beider Bilder der Schluß auf die zeitliche Priorität des Darmstädter Bildes, welches folglich keinesfalls Copie sei, gezogen werde. Fechner commentirt diesen Umstand dahin, daß Holbein, wenn er Urheber beider Bilder sei, sich im Dresdner Bilde verbessernd über die unvortheilhaften (ziemlich gedrückten) Verhältnisse des Darmstädter Exemplars erhoben habe, und außerdem räumt er ein, daß historische Gründe (der erwiesene Besitz des Darmstädter in der Stifterfamilie) für jene Priorität sprechen. Er hält die Aechtheit beider Bilder zwar nicht für eigentlich erwiesen, aber vermuthet, daß es zwei ächte Exemplare seien, das eine ein Votivbild für die Kirche, das andere ein Familienbild für das Haus. „Wenn das Bild (in Dresden) ein Votivbild für die Heilung eines kranken Kindes durch die Madonna ist und in dem Kinde in ihren Armen dieses kranke Kind entweder schlechthin oder auch, nach Holbein's sonst erwiesener Neigung zu Doppelrollen, das Christkind mit Zügen des kranken Kindes dargestellt ist, wozwischen ich die Wahl lasse, so konnte Holbein sehr wohl einmal den Ausdruck der beglückenden heilenden Pflege der Madonna in dem Lächeln des übrigens noch gedrückt genug aussehenden Kindes (in Darmstadt), ein zweites Mal den Ausdruck der Kränklichkeit des Kindes gegenüber dem lachenden Ausdruck des unten als geheilt entlassenen Kindes bevorzugen. Beides hängt in derselben Idee zusammen, und da der Künstler nicht Beides zugleich in demselben Bilde darstellen konnte, ließ er beide Bilder sich dazu ergänzen" *).

Noch ausführlicher geht Fechner in der Hauptschrift über die Madonna **) auf die Gründe für und wider die Aechtheit ein, ohne

*) Grenzboten 1870. S. 17.

**) Ueber die Aechtheitsfrage der Holbein'schen Madonna. Discussion und Acten. Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1871.

daß hier eine Veränderung seines Standpunkts sichtbar wird. Aus dem Resumé (S. 107—113) ergibt sich ihm, daß eine Anzahl von Gründen für die Aechtheit beider Exemplare spricht; eine Uebersicht der Aussprüche von 20 Autoren (S. 114—167) beschließt die Schrift, welche wesentlich mit bestimmt war, „die Confrontation der beiden Exemplare" in Dresden oder vielmehr das Publikum auf diese vorzubereiten.

Diese von den Kunstfreunden mit lebhaftestem Interesse begrüßte Confrontation oder Vorführung erfolgte vom 15. August bis 15. October 1871, „nachdem schon die Ausstellung des Darmstädter Exemplars in München (1869) sich fruchtbar bewiesen hatte". Fechner benutzte das Ereigniß, um ein Beispiel seiner „experimentalen Aesthetik" zu verwirklichen. Er erlangte von dem Dresdner Ausstellungscomité die Erlaubniß, im Ausstellungslokale ein Album auszulegen, in welchem die Besucher ihr Urtheil über beide Bilder schriftlich abzugeben eingeladen wurden. Es sollten der Stimmen möglichst viele gesammelt, diese dann nach gewissen Gesichtspunkten gruppirt und gezählt, und so der Eindruck im Publikum statistisch gemessen werden; es sollten nicht einfache Zahlen gegeben, sondern Kategorien unterschieden werden. Fechner's Erwartungen wurden getäuscht. „Was nun ist aus dem ganzen Plane, der mir so wohl angelegt schien, geworden? Kurz und allgemein gesprochen: was aus einem Sämlein werden kann, wenn es auf harten Boden unter Dornen fällt. Nicht nur, daß die Kunstkritiker ihn verworfen haben, ohne ihn eigentlich zu kennen, ist auch das Publikum verhältnißmäßig wenig und nicht so darauf eingegangen, wie er vorgezeichnet war und wie es zum Gelingen nothwendig war." So schreibt er in der nach jener Ausstellung veröffentlichten Schrift*), mit welcher er gewissermaaßen von der Madonnenfrage öffentlich Abschied nimmt.

*) Bericht über das auf der Dresdener Holbein-Ausstellung ausgelegte Album. Mit einigen persönlichen Nebenbemerkungen. Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1872. S. 17.

Auf 11842 Besucher waren nicht mehr als 113 Einzeichnungen gekommen, was ungefähr 1 auf 100 gibt, und Manches beeinträchtigte noch den Werth der abgegebenen Erklärungen, wie z. B. daß es eben ein Dresdner Bild auf einer Dresdner Ausstellung war, also ein dem Kunstwerk fremdes Gewicht in die eine Wagschaale fiel, sodann daß unter den verlautbarten Erklärungen solche notorischer Kunstkenner waren, deren Gewicht auf die Freiheit des Publikums bewußt oder unbewußt drückte. Fechner klagt darüber in dem Schriftchen. Dazu kam, daß nur etwa 35 der Einzeichnungen die im Eingange des Albums gestellten Fragen „ganz oder leidlich correct" beantwortet hatten; von diesen hatten sich 4 für das Dresdner, 11 für das Darmstädter Bild entschieden; betreffs der Madonna, namentlich deren Gesichtsausdrucks insbesondere, 6 für das Dresdner, 9 für das Darmstädter. Fechner schließt: „In der That konnte ich aus den Aeußerungen vieler Besucher noch bestimmter als aus den Einzeichnungen entnehmen, daß die nach meinem eigenen Gefühle massivere Würde der Darmstädter Madonna mit dem doch freundlichen Zuge um den Mund und einem menschlich natürlich erscheinenden Ausdrucke der Mütterlichkeit im Verhältniß zu dem Kinde, sowie das ruhigere, ernstere Colorit der Darmstädter Madonna Vielen von gewisser Seite mehr zu imponiren, von anderer sie mehr anzusprechen verstand, als die selbstbewußter erscheinende ideale Hoheit und Holdseligkeit der Dresdner Madonna, und als das röthlich schimmernde Colorit ihres Gesichtes, von dem ich selbst gestehe, einen Nachtheil gegenüber der Darmstädter empfunden zu haben" (S. 29).

Mit dem Verlassen der speciellen Madonnenfrage verließ Fechner doch nicht das liebgewordene Feld der generellen Aesthetik. War schon in dem bisherigen Aesthetiker der ergraute Naturforscher wieder rege geworden, so drängte es ihn nun, auf größerer Arena die experimentelle Methode für die Aesthetik zur Geltung zu bringen. Schon in der in Lützow's Zeitschrift (1866) veröffentlichten Abhandlung

über „das Associationsprincip in der Aesthetik"*) hatte er Grundsätze aufgestellt, welche der Anschauung von Naturprocessen entlehnt sind. Ausführlicher ging er in einer zweiten Abhandlung**) auf den Versuch einer naturwissenschaftlich gerichteten Methode ein, unter dem Titel: „Zur experimentellen Aesthetik. Erster Theil." Diese Abhandlung ist auch in Separatabdruck selbständig erschienen***); sie war dem Professor E. H. Weber zu seinem 50jährigen Ordinariatsjubiläum von der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften gewidmet, mit dem Bemerken, daß es sich darin nur erst um die Darlegung der Methoden der Untersuchung handle, während die zur Verwerthung der Versuche nöthigen Rechnungsregeln mit den Versuchen selbst dem 2. Theile (der aber nicht gefolgt ist) vorbehalten blieben. Die Widmung geschah in Rücksicht darauf, daß Weber „seit Galilei's Zeiten wohl der erste war, welcher (durch seine bahnbrechenden psychophysischen Versuche) das Gebiet exakter Untersuchung über scheinbare Grenzen desselben hinaus erweitert hat."

Die Schrift soll „eine Lehre, welche bisher fast bloß eine Sache philosophischer Spekulation und künstlerischer Aperçus war, d. i. die Aesthetik" in das Gebiet der exakten Untersuchung, des Experiments, des Maaßes und der Rechnung versetzen. Sie soll insofern ein Zweig der äußeren Psychophysik †) sein, die sich mit den Maaßbeziehungen zwischen Reiz und Empfindung beschäftigt. Sie macht — sagt Fechner S. 3 — nicht den Anspruch, Zielpunkte der Aesthetik festzustellen, sondern nur, Elemente dazu beizutragen, und sie hat sich zu bescheiden, daß die Exaktheit der Resultate da überhaupt nicht so weit getrieben werden könne, wie in Astronomie und Physik; auch die Physiologie könnte ja nie hinsichtlich der Exaktheit der Resultate so weit kommen. Speciell bewegt sich die Schrift um

---

*) Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. I. S. 179—191 (1866).

**) In den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. IX. (1871) S. 553—635.

***) Bei S. Hirzel. Leipzig 1871.

†) Vergl. oben S. 212.

die Frage, „ob gewisse Dimensions- oder Abtheilungsverhältnisse der Gegenstände einen Vorzug der Wohlgefälligkeit vor anderen haben" (S. 4). Zwar seien die Formen der meisten Gegenstände mit durch Idee, Zweck, Bedeutung derselben (welche über die Form an sich hinaus liegen) bedingt, aber es frage sich, ob nicht in den Formverhältnissen an sich selbst Bedingungen der Wohlgefälligkeit und Mißfälligkeit oder der Lust und Unlust gelegen sind.

„Dabei bleibt zuzugestehen, daß sie (jene Frage) für die höhere Aesthetik insofern nur ein untergeordnetes Interesse hat, als die Schönheit aus höherem Gesichtspunkt immer an der Erfüllung von Forderungen hängt, welche über den Gesichtspunkt einer Formwohlgefälligkeit an sich weit hinausgreifen. Aber denken wir an das Gedicht, dessen höhere Schönheit auch an solchen Forderungen hängt; doch trägt der Wohllaut des Reims und Versmaaßes wesentlich zur vollen Schönheit des Gedichtes bei, indem nach einem bisher freilich in keinem Lehrbuch der Aesthetik zu findenden ästhetischen Principe (ästhetisches Hülfsprincip) der niedere und höhere Reiz sich bei widerspruchslosem Zusammentreffen wechselseits steigern; oder denken wir an die Musik, deren höhere Schönheit in Melodie und Harmonie ruht, doch tragen die untergeordneten Momente, Wohllaut der einzelnen Töne und Takt, die für sich nicht viel sagen wollen, zur vollen Schönheit einer Musik bei. Also werden auch an sich wohlgefällige Dimensions- und Abtheilungsverhältnisse unstreitig zwar nicht ausreichen, ohne Zutritt höherer Faktoren höhere Schönheit zu erzeugen, doch aber im Zusammentreffen mit solchen wichtigen Antheil an der vollen Schönheit gewinnen können" (S. 5). Fechner nennt den beziehungslosen Eindruck der Formen, Farben und Töne den direkten, den im Dienste gewisser Ideen, Zwecke und Bedeutungen stehenden Eindruck den associativen, und stellt sich nun als Aufgabe, „zu ermitteln, was die einfachsten Formenverhältnisse, abgesehen von associativer Mitbestimmung, in ästhetischer Beziehung wirken" (S. 6). Fechner fügt hinzu: „Der associative Faktor spielt in der Musik nur die Nebenrolle, der direkte die

Hauptrolle, indeß in den höheren Künsten der Sichtbarkeit die Hauptrolle dem associativen Faktor anheimfällt. Aber auch in der Malerei und Plastik kann nicht Alles auf den associativen Faktor geschrieben werden, und die Tektonik, in der sich beide Faktoren die Wage halten, sowie in der Ornamentik, wo der direkte das Uebergewicht hat, wollen auch beide Faktoren bis zu den elementarsten Bestimmungen herab berücksichtigt werden" (S. 8, 9). Hierbei galt es eine Auseinandersetzung mit Lotze, welcher in seiner Geschichte der Aesthetik sich zu jener Unterscheidung anders gestellt hat, sowie mit Zeising, welcher in seiner Schrift über das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen (1856) das Princip des goldenen Schnitts*) als das in Natur und Kunst überall bevorzugte hingestellt hat. Nur als Dimensions- (nicht als Abtheilungs-) Verhältniß erkennt Fechner ihm „einen fundamentalen ästhetischen Werth" zu; dasselbe gelte von dem Verhältniß der Symmetrie (1 : 1) als Abtheilungsverhältniß. Dieselben seien überhaupt die beiden einzigen fundamentalen ästhetischen Verhältnisse (S. 29).

Auf Grund dieser Ausführungen stellt nun Fechner seine Principien der experimentellen Untersuchung auf und fordert zum Nachweis des Werthes der Symmetrie (als Beispiel), daß nicht an Bauwerke und den menschlichen Körper appellirt, sondern „die einfachste vergleichsweise Vorlage symmetrischer und nichtsymmetrischer Figuren, von denen möglichst Alles abgesondert ist, was außer der Symmetrie und Nichtsymmetrie noch auf den Vorzug des Gefallens Einfluß haben kann", unternommen werde (S. 41). Was bei Anstellung der Proben der Unterschied geschmackvoller und indifferenter (geschmackloser) Personen, welche experimentell zu befragen sind, zu bedeuten habe, wird dann gründlich erörtert, und zum Schluß die Bemerkung hinzugefügt: „Schließlich ist es mit den ästhetischen Gesetzen wie mit den Naturgesetzen. Daß das Gravitationsgesetz genau dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernungen

---

*) Vergl. oben S. 256.

folgt, läßt sich durch keine Beobachtungen, Versuche, Rechnungen beweisen. Es muß genügen, den Beweis mit solcher Approximation zu führen, daß die Abweichung durch die Unsicherheit und Störungen der Beobachtungen erklärlich scheint. Und so muß das Entsprechende auch hinsichtlich des Beweises für die Statthaftigkeit des goldenen Schnitts oder sonst eines Verhältnisses als ästhetisches Normalverhältniß gelten. Die Beobachtungen führen hier wie da nur zu Zahlenverhältnissen, die denen, bei denen man als den wahrhaft gesetzlichen oder normalen stehen bleibt, sehr nahe liegen" (S. 81).

Diesen experimentellen, der Naturforschung verwandten Standpunkt hat Fechner nicht wieder aufgegeben, in seiner ästhetischen Hauptschrift „Vorschule der Aesthetik"*) ist er in größerem Zusammenhange verwerthet worden**). Hier findet sich eine reiche Fülle ästhetischer Elementarbetrachtungen aufgespeichert, welche überall den genialen, originellen Denker zeigen.

Er unterscheidet eine Aesthetik von Oben, welche von allgemeinsten Ideen und Begriffen ausgehend zum Einzelnen absteigt, und eine von Unten, welche vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigt. „Dort ordnet man das ästhetische Erfahrungsgebiet einem von obersten Gesichtspunkten aus construirten ideellen Rahmen nur ein und unter; hier baut man die ganze Aesthetik auf Grund ästhetischer Thatsachen und Gesetze von Unten an auf"***). Jene sei die philosophische, diese die empirische Behandlungsweise, jede habe ihre besonderen Vortheile, Schwierigkeiten und Gefahren; an sich ständen sie nicht in Widerspruch mit einander, aber die Aesthetik von Unten gehöre zu den wesentlichsten Vorbedingungen der Aufstellung einer Aesthetik von Oben, er stelle sich also in den Dienst der ersteren. „Bei Allem, was uns ästhetisch angeht, wird die wichtigste Frage immer die bleiben: warum gefällt oder mißfällt es,

*) Zwei Theile. Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1876.
**) Vergl. daselbst I. Kap. XIV. (S. 184—202).
***) Vorschule, I. S. 1. Vergl. dazu oben S. 58.

und wiefern hat es Recht zu gefallen oder zu mißfallen, und hierauf läßt sich nur mit Gesetzen des Gefallens und Mißfallens unter Zuziehung der Gesetze des Sollens antworten" (I. S. 5). Unter Zuziehung der Gesetze des Sollens! Das ist freilich sehr wichtig, vielleicht das Allerwichtigste. Wie können denn die Gesetze des Gefallens ermittelt werden? Auf statistischem Wege? Durch Abstimmung und Majorität? Und sollen da mit den antiken Hellenen die Zopfchinesen und die Buschmänner Afrikas stimmen, die Stimmen gezählt und nicht gewogen werden? Ich entdecke auf diesem Wege kein Ziel, aber vom „Sollen" läßt sich von höheren Gesichtspunkten edlen Geisteslebens aus wohl reden und daraus Zielpunkte gewinnen. Es scheint mir also, daß sich von Unten her nur Elemente zum Aufbau oder Bausteine für eine Aesthetik, aber nimmermehr das Gerüste und der Aufbau selbst erzielen lassen*). Kann ich mithin nicht das Verhältniß der Arbeit von Unten und von Oben her ganz im Fechner'schen Sinne zugeben, so bleibt es doch wahr, daß die Entwerfung des Grundrisses nicht ausreicht, sondern die Elemente oder Bausteine herbeizuschaffen sind, mit denen der Bau nach dem Grundriß ausgeführt werden soll, und in der That, Fechner selbst hat viele werthvolle Bausteine gefunden und herbeigeschafft.

Zu den Elementen rechnet Fechner die „Vorbegriffe" Lust und Unlust, Gefallen und Mißfallen, die ästhetischen, praktischen und theoretischen Kategorien: Schön, Gut, Wahr, Werth, Interesse; unter den ästhetischen Gesetzen oder Principien (Schwelle, Steigerung, Verknüpfung, Widerspruchslosigkeit, Klarheit, Association) widmet er dem Associationsprincip die eingehendste Betrachtung (I. S. 86—183). Er hatte darüber schon im Leipziger Kunstverein 1866 einen Vortrag gehalten, welcher aber „bei den philosophisch geschulten Kennern ziemlich Fiasko machte", und ein Abdruck davon in der Lützow'schen Zeitschrift desselben Jahres ward vom Heraus-

*) Vergl. oben S. 177.

geber als ein origineller Versuch bezeichnet, eine neue Gottheit in die Aesthetik einzuführen. Auch hier begegnet sich Fechner mit Lotze, der, wie jener selbst (I. S. 87) bemerkt, schon früher die ganze Aesthetik davon abhängig gemacht hat. Fechner meint, daß wenigstens die halbe Aesthetik am Associationsprincip hänge, und demonstrirt es u. A. an dem Beispiel rother Wange und rother Nase (I. S. 89). „Warum gefällt uns eine rothe Wange an einem jugendlichen Gesicht so viel besser als eine blasse? Ist es die Schönheit, der Reiz des Rothen an sich? Unstreitig hat das Antheil daran. Ein frisches Roth erfreut das Auge mehr als Grau oder Mißfarbe. Aber, frage ich wieder, warum gefällt uns hiernach ein gleich frisches Roth an Nase und Hand nicht ebenso gut, wie an der Wange? Es mißfällt uns vielmehr. Der wohlgefällige Eindruck des Roth muß also bei der Nase und Hand durch ein mißfälliges Element überboten werden. Worin kann das liegen? Die rothe Wange bedeutet uns Jugend, Gesundheit, Freude, blühendes Leben; die rothe Nase erinnert an Trunk und Kupferkrankheit, die rothe Hand an Waschen, Scheuern, Manschen; das sind Dinge, die wir nicht haben, noch treiben möchten. Wir möchten auch nicht daran erinnert sein." Fechner knüpft da die blassen Wangen der Nordamerikanerinnen und Polinnen, sowie die verkrüppelten Füße der Chinesinnen an. Alles fast mache und bestimme da die Association, d. h. die meist unbewußte Verbindung des Gegenstands mit außer ihm liegenden Dingen, deren Werth in den Gegenstand hineingetragen, zum Werthe desselben addirt oder von ihm subtrahirt werde.

Unstreitig geschieht das und ist bisher in den ästhetischen Systemen allzu vornehm übersehen oder scheel angesehen worden. Aber daß die halbe Aesthetik daran hänge, kann nur der behaupten, welcher Indogermanenthum und Chinesenthum für gleichwiegend hält. Einer gesunden und unverschrobenen Lebensanschauung, welche freilich nicht amerikanisch und nicht chinesisch ist, wird der Schwerpunkt jenes Werthurtheils anderswo zu liegen scheinen. Der Schöpfer hat ins

Antlitz den seelisch-geistigen Schwerpunkt der Gestalt gelegt; wie natürlich und folgerichtig, daß da — und zwar in der Hauptfläche des Antlitzes — die seelisch-geistigen Schattirungen und Bewegungen in Farben zur Abspiegelung gelangen und, in der Nähe die Zeichensprache des Auges unterstützend, Jugendfrische, Frohsinn, Muth, Scham zum Ausdruck bringen helfen. Solches gehört ins Centrum, nicht an die Peripherie, wie Hand oder Fuß, auch die Nase verhält sich peripherisch zum Gesicht. Das ists, was mir in der Idee des Schöpfers zu liegen scheint und in die wahre Aesthetik hinein gehört; die Association ist durchaus nur sekundär; wer in ihr die ganze oder halbe Basis der Aesthetik findet, führt allerdings eine neue und fremde Gottheit ein.

Reich ist das Werk an sinnreichen Betrachtungen über Poesie, Malerei und Musik, über das Quadrat und den goldenen Schnitt, über Witzworte und Wortspiele, über Lächerlichkeit und Geschmack. Dies Alles begreift der erste Theil. Dazu kommen im zweiten Theil Betrachtungen über Analyse und Kritik von Kunstwerken, über die idealistische und realistische Kunstrichtung, Schönheit und Charakteristik (Goethe hat gesagt, das Schöne setze sich aus Anmuth und Charakter zusammen), über Natur und Kunst, über Styl, über farbige Skulptur und Architektur, über den Eindruck der Farben überhaupt, sodann über den ästhetischen Contrast und andere ästhetische Principien zweiter Reihe, wobei auch der von Anderen, z. B. Herbart, Zöllner, aufgestellten Principien (II. S. 263—272) gedacht ist. Ein Anhang über die gesetzlichen Maaßverhältnisse der Galleriebilder schließt den 2. Theil. Mit ihm schließt Fechner überhaupt seine ästhetisch-theoretische Arbeit ab; nur in einem nachträglichen Aufsatz *) faßt er noch zusammen, „wie es der experimentalen Aesthetik seither ergangen ist".

*) Im Neuen Reich, Jahrgang 1878. II. S. 41—51 und 81—96.

Wie Schlaf und Traum, so zu sagen, eine vitale Parenthese im Menschenleben ausmachen, so schaltete sich auch Fechner's Interesse für die Traumseite des Menschen in diese ästhetische Periode ein*), ja es ging eigentlich Zeit seines Lebens wie eine große Parenthese neben seinem wissenschaftlichen Leben her. Ich habe beobachtet, daß dies einem Familienzug seiner Verwandtschaft entsprach, auch seine Mutter, wie seine Schwestern liebten das Geheimnißvolle, Traumhafte, Geisterländliche. Bei Fechner mußte sich dieser Zug, offenbar in ihm zunächst auch ein angeborener, natürlicher Zug, gefallen lassen, mit dem Hauptgefährt wissenschaftlicher Spekulation verbunden, zusammengekoppelt zu werden; da lief er nebenher, wie ein spielendes Füllen neben den Rossen, welche den schweren Wagen der Wissenschaft zu ziehen hatten.

Wie Fechner auf Räthsel zu sinnen liebte, von frühester Zeit bis ins Alter, so widmete er zu aller Zeit auch den Räthseln des Traumlebens eine Aufmerksamkeit, die manchem seiner Freunde zuweilen Bedenken einflößte und wohl hier und da Kopfschütteln verursachte. Man sah es fast als die nicht ganz billigenswerthe Verirrung eines großen Denkers an und hätte den Abweg lieber aus seinem Interessenkreise gestrichen gesehen.

Zuerst waren es die Somnambülen, deren Zustände und Leistungen eine Zeit lang weite Kreise beschäftigten und auch Fechner'n ein Interesse abgewannen. In Dresden spielte in den 40er Jahren (des Jahrhunderts) eine Somnambüle Hempel geb. Kachler (?) eine Rolle; Fechner's Schwager Wieck interessirte sich aufs Lebhafteste dafür, und manche Gespräche zwischen den beiden Schwägern gaben Fechner'n Anlaß, über die wunderlichen Dinge, von welchen da berichtet ward, nachzudenken und Nachforschungen anzustellen. Fechner scheute diese Mühe nicht; er besuchte einmal auch

---

*) Die Loosung für sein Verhalten zu der Traumseite hat Fechner in seinem für ihn grundlegenden Büchlein vom Leben nach dem Tode (1836; 2. Aufl. 1866. S. 65. 66. 68. 69) ausgesprochen. Dann kommt Fechner auf diesen Punkt im Zend-Avesta III. S. 86 ff. 96 zurück.

die Hempel in Dresden und erstattete vor einem kleinen Leipziger Gelehrtenkreise Bericht über das Gesehene und Gehörte. Da er als Physiker mit Magnetismus und Elektricität von Berufswegen zu thun gehabt hatte, mußte es ihm ein Anliegen sein, die Kräfte des animalen Magnetismus zu beobachten und zu ergründen. Gewisse Erscheinungen, die in diese dunkle Region einschlagen, lassen sich gar nicht ableugnen; bei seiner Gattin konnte er wahrnehmen, wie unter ihren Fingern, wenn sie durch ihr Haar fuhr, dieses sich aufsträubte, als wäre es elektrisirt; gewisse Einwirkungen des Magnetiseurs auf die Seele des Anderen waren ja oft und glaubhaft bezeugte, durch Experiment feststellbare Thatsachen. Ihnen konnte sich auch das Denken des Naturforschers unmöglich verschließen.

In den 50er Jahren kam das Tischrücken auf. Auch diesem schenkte Fechner eine gewisse Aufmerksamkeit; im Jahre 1853 schrieb er sogar darüber etwas in das Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie, welches er in diesem Jahre herauszugeben anfing. Er sah sich mehrfach auf die krankhafte Begeisterung für die angebliche Beseelung von Tischen hingeführt durch mehrere Damen seiner Bekanntschaft, welche sich bei ihm nachdrücklich für eine ernstere Gelehrten-Theilnahme verwendeten, und er betheiligte sich selbst mehrmals bei dem aufregenden Experiment.

Dauernder nahm sein Interesse die Odlehre in Anspruch, deren Hauptvertreter, v. Reichenbach, mit einem Frauenzimmer zu Haus und auf Reisen die von ihm mitgetheilten Experimente unternahm und ein Lehrsystem dazu entworfen hatte. Fechner ward mehrmals von diesem begeisterten, abenteuerlichen und rührigen Od-Mann besucht und konnte sich den von ihm empfangenen Anstößen nicht ganz entziehen; das hat er selbst ausgesprochen in den „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers", einem kleinen, 1876 erschienenen Schriftchen.

Auch der in Leipzig seiner Zeit wohlbekannte Paukenschläger Pfund, von Mendelssohn ob seiner ungewöhnlichen Virtuosität ge-

schätzt, Wieck's naher Freund und Verwandter, in unserem Kreise unter dem Namen „Vetter Pfund“ figurirend, betrieb neben seiner Kunst der Töne auch leidenschaftlich die Kunst des psychographischen Storchschnabels und Geistercitirens mit den vermeintlichen Erfolgen großer Weisheit, welche allerdings dem treuherzigen, aufrichtigen und nicht gar weitblickenden Musiker recht sehr zu wünschen gewesen wäre. Auch er berief sich wohl auf das Interesse, welches Fechner solchen Bestrebungen und Manipulationen zuwendete, ohne daß hier nähere Beziehungen zu registriren wären. Dagegen gewann Fechner's Interesse für den Grenzstreifen, welcher zwischen dem Land der irdischen Leiber und dem Band der körperlosen Geister liegen soll, eine gewisse greifbare Gestalt, als mehrere Leipziger Gelehrte, welche der exakten Wissenschaft angehörten, sich vereinigten, um den spiritistischen Produktionen auf experimentellem Wege näher zu treten. Es waren der zu Besuch anwesende Physiker Weber, der Mathematiker Scheibner, der Astronom und Physiker Zöllner, mit welchen Fechner gemeinsam vorging, um wissenschaftlich brauchbare Resultate zu erreichen. Es fanden Sitzungen und Experimente mit dem damals herumreisenden Hauptspiritisten Slade, welcher durch zwei andere Leipziger Herren zum Kommen eingeladen worden war, statt und wurden dabei alle denkbaren Controle- und Sicherungsmittel ersonnen, vorbereitet und angewendet, um jedwede Täuschung oder Irrung zu verhüten. Viel ward in dem betreffenden Gelehrtenkreise darüber verhandelt, und Fechner war mit gespanntem Eifer dabei betheiligt. Der begeistertste und wohl am mindesten nüchterne Theilnehmer des unternommenen Feldzugs, welcher doch schließlich ohne wesentlichen Erfolg endete, war Dr. Zöllner, ordentlicher Professor 1872—1882, ein liebenswürdiger und geistreicher Mensch, der viele Jahre hindurch Fechner treulich besuchte und mit seinen wissenschaftlichen Ideen und Einfällen zu unterhalten wußte, aber mit seiner bedeutenden wissenschaftlichen Begabung einen nicht immer ganz gesunden Hang zu extremen und abenteuerlichen Vorstellungen verband. Unter An-

derem beschäftigte er sich viel mit dem Problem der vierten Dimension und wußte durch seine sinnreichen Argumentationen auch Fechner'n einiges Interesse zeitweilig dafür abzugewinnen; durch frühen Tod wurden ihm wohl die letzten Consequenzen seines excentrischen Wesens und seinen Freunden Verlegenheiten erspart, welche Angesichts des liebenswürdigen Grundzugs seiner Persönlichkeit schmerzlich empfunden worden wären. Für Fechner aber war mit dem Verluste dieses erst im späteren Leben gewonnenen Freundes eine freundliche Episode zu Ende. Andauernd hat er sich seit jenem antispiritistischen Consortium, welchem er auch nur ganz kurz angehörte, nicht mehr mit den Fragen des Spiritismus beschäftigt*); dieser schlug dann sein Heim in Nordamerika auf und ist nun bei uns glücklicher Weise in den Winkel geflüchtet. Den Zöllner'schen Veröffentlichungen über jenes Experiment ward von den übrigen Theilnehmern die Anerkennung ruhiger Exaktheit versagt.

Fechner's Freunde hatten sich ab und zu mit der Besorgniß getragen, daß er sich im Netz abenteuerlicher Systeme fangen und verwickeln lassen würde. Ohne Noth. Wenn auch Fechner eine gewisse Vorliebe für räthselhafte Erscheinungen des Lebens hatte und selbst Vorstellungen der Taschenspieler, Zauberkünstler und Meister der Magie gern einmal besuchte, um sich an dem anmuthigen Spiel effektvoller Gewandtheit zu erfreuen: so war ihm das Alles doch nur Spiel neben dem Ernst der wissenschaftlichen Arbeit. Auch bewahrte ihn seine mindestens ebenso starke Neigung zur Skepsis vor der Gefangengabe in das Wirrsal ungreifbarer und unbegreiflicher Dinge. Er stand dem Somnambulismus ebenso wie der Tischrückerei, dem Od ebenso wie dem Spiritismus durch und durch kritisch und skeptisch gegenüber. Frug ihn Jemand, ob er daran glaube, so lehnte er jede Entscheidung ab; rückte ihm als Gelehrtem ein Ge-

*) In Abschrift liegt mir eine angebliche tagebuchartige, ziemlich ausführliche Aufzeichnung Fechner's über die Slade'schen Experimentalconferenzen vor, deren Authenticität aber nicht von mir verbürgt werden kann. Sie gehören dem Ende des Jahres 1877 und Anfang des Jahres 1878 an.

lehrter auf den Leib, so vertheidigte er mit Zähigkeit die abstrakte Möglichkeit des Einwirkens überirdischer Kräfte in das Diesseits. Sein Grundsatz war, daß nicht ohne Weiteres das Unbegreifliche für etwas Unmögliches erklärt und nicht etwas, weil es nicht zu beweisen sei, von vorn herein verneint werden dürfe. Dem Gläubigen setzte er Zweifel, dem Zweifelnden die Sprache des Glaubens entgegen; als Naturforscher war er dem dunklen Gebiete abhold, als Philosoph zugeneigt. So bildete das Interesse für das Land der Geister und Dämonen einen der bunten Fäden, mit welchen das graue, d. h. leidenschaftslos nüchterne Gewebe seines wissenschaftlichen Denkens durchzogen war. Gern hörte er abenteuerliche Scenen, Gespenstergeschichten, Visionen, Hallucinationen, Ahnungen und Geistererscheinungen erzählen und war immer bereit, darüber zu disputiren, aber er nahm bald Partei, bald Gegenpartei, und wenn auch einerseits das Geisterland Reiz auf sein Gemüth ausübte, wußte sich seiner der Denker anderseits durch Hinweis auf das Bedenkliche und Gefährliche aller Abnormitäten im Natur- und Geistesleben zu erwehren.

In dem vorhin genannten Schriftchen über die Odlehre und ihren Urheber*), welches in demselben Jahre mit der Vorschule der Aesthetik erschien, faßt Fechner nochmals zusammen, was er in seiner früheren Schrift „Professor Schleiden und der Mond" über die Odlehre und ihren Urheber, von Reichenbach, der auch der Entdecker des Kreosot und Paraffin ist, ausgeführt hatte. Sein kritisches Verhalten dazu war unverändert. Er sagt (S. 6): „Man kann sich bei den eigenen Angaben Reichenbach's unmöglich beruhigen, sowohl gegen sein ganzes System als gegen seine theoretische und experimentale Begründungsweise desselben erheben sich von vorn herein die schwersten Bedenken. Meines Erachtens verdienen die Empfindlichkeitsverhältnisse von Personen mit eigenthümlich oder gar abnorm beschaffener Nervenreizbarkeit (Sensitiven)

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1876.

allerdings einer eingehenden, möglichst vielseitigen und auf möglichst viele Individuen sich erstreckenden, Untersuchung unterworfen zu werden. Es mag an Reichenbach's Lehre dies und das Wahre sein, nur läßt sich ohne weitere Untersuchung nicht entscheiden, wie viel, und die guten Körner vom großen Wuste nicht scheiden."

Um Fechner in seinen Interessenkreis hineinzuziehen, hatte sich Reichenbach vom Juli 1868 bis zu seinem am 19. Januar 1869 (im 81. Lebensjahre) erfolgten Tode in Leipzig aufgehalten. Fechner verhielt sich reservirt allem Drängen gegenüber und ließ sich nur auf eine beschränkte Anzahl von Versuchen mit der Haushälterin des Odgelehrten ein, welche ergebnißlos ausfielen (S. 9), mit einer Ausnahme: der Ablenkung der Magnetnadel mittels der Finger, der einen wie der anderen Hand*). So spricht Fechner rückhaltslos aus (S. 13), daß er das Reichenbach'sche System „für eine Art subjectiver Phantasmagorie" halte. —

Ziehen wir das Facit aus den zwei betrachteten Parenthesen im Fechner'schen Leben, der ästhetischen und der mysteriösen, so ist es dies: 1) Es gibt gewisse psychische Elemente im Menschenleben, welche bei dem Aufbau einer Kunsttheorie, eines ästhetischen Systems von Belang und bisher nicht hinreichend beachtet worden sind. Wie weit sie aber in die eigentliche Kunstregion hineinreichen, und welches Gewicht ihnen beim Abwägen der Kunstfactoren innewohnt, ist schwer bestimmbar, weil hier Psychisches und Ethisches ineinander greift und das Experiment auf eine flüssige, wogende, von allerhand Geisteskräften bewegte Fläche geräth. Immerhin ist es Bedürfniß, in der Welt psychischer Phänomene zu experimentiren und feste Methoden dafür zu gründen. Fechner ist in dieser Richtung bahnbrechend, er gehört auch hier zu den Mitentdeckern einer neuen Welt und zu denen, welche an den Grundmauern der ästhetischen Fachwissenschaft mitgebaut haben. Wie ich höre, wird in neuerer Zeit mit wachsender Aufmerksamkeit auf seine „Vorschule der Aesthetik"

*) Bericht über die Versuche auf S. 26—45.

geblickt, und es ist nicht zu sagen, wie weit sich in Zukunft die von da ausgehenden Schwingungen erstrecken werden.

2) Schwieriger ist es, der mysteriösen Parenthese ein Schlußwort hinzuzufügen. Fechner ist zeitlebens Skeptiker geblieben, aber auch Liebhaber der Traumseite des Lebens. Er träumte fast nie, blickte aber gern das eine oder andere Mal in das Dämmerland der Geister, Dämonen, Kobolde, Nixen und Feen. In Nanna und Zend-Avesta warf er sich sogar zu einem Mehrer dieses Reiches auf, und er hielt immer an der Ansicht fest, daß es zwischen Himmel und Erde viel mehr gäbe, als der Alltagsmensch von heute, die gestrenge Naturwissenschaft von gestern und heute oder der ungläubige Starkgeist der „gebildeten Welt" zugeben wollen. Die Erscheinungen des Somnambulismus und Verwandtes flößten ihm Interesse ein, aber er hielt sie, soweit sie sich nicht ganz in Abrede stellen lassen, für anomale, krankhafte, pathologische Vorgänge im animalischen oder psychischen, vielleicht auch ethischen Leben; man müsse an sie mit besonderer Vorsicht und Reserve herantreten, am besten seine Hand da außerm Spiel lassen und allen Vorwitz meiden. Unsere Zeit des Unglaubens neigt aber zu solchem Vorwitz, denn er ist dem Aberglauben verwandt, welcher immer in demselben Augenblick und Maaß durch die Hinterthür einzieht, wann und wie der Glaube durch die Vorderthür entweicht. Die Dreieinigkeit, die Engel, der Satan, ja Gott selbst werden geleugnet, aber Spirituse aller Art, Dämonen in Tischen, in Storchschnäbeln, in Schiefertafeln und wer weiß wo noch, werden eingeführt und citirt und kultivirt. Das zeugt nicht von Gesundheit und Aufschwung des Volksthums. Um so verdienstlicher scheint es mir, wenn Männer der Wissenschaft, statt Alles das vornehm zu ignoriren, sich ernsthaft in Discussion einlassen und den Weizen von der Spreu zu sondern suchen. Vielleicht gilt es, einen neuen Zweig der Pathologie zu schaffen, Fechner würde dann auch hier unter den schaffenden Gelehrten zu nennen sein.

Endlich ist, wenn von dem Gelehrten Fechner in dieser Periode geredet wird, noch anzuführen, daß auch der Naturforscher neben dem Aesthetiker und Mystiker still herging. Namentlich gegen das Ende der Periode hin macht die Natur wieder ihre Rechte gegenüber dem Geiste in Fechner's Nachdenken geltend. Er veröffentlicht das Schriftchen „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen"*) und vier Abhandlungen über psychophysische und anthropologische Einzelfragen**). Ueber jenes Schriftchen ist noch ein Wort zu sagen.

Es handelt sich darin um die vielverhandelte, in Deutschland namentlich durch Professor Häckel verbreitete sog. Descendenzlehre des englischen Naturforschers Darwin, zu welcher Fechner nun nach langem Sträuben bekehrt zu sein bekennt. „Freilich ist sie nach ihrer bisherigen Aufstellung nicht frei von Schwierigkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Lücken und Hypothesen, die nicht ebenso sicher als die durch sie zu verknüpfenden Thatsachen sind." Aber jede andere Lehre leide an noch größeren Schwächen. „Es gilt in der That hier ein fundamentales Entweder, Oder: Entwickelung der höheren Organisationsstufen aus den niederen, oder Neuschöpfung jeder höheren Stufe aus dem Urschlamm." Aber Fechner fügt hinzu: „Ich glaube, daß mit Vortheil für Hebung wichtiger Schwierigkeiten und größerer Eingänglichkeit der ganzen Lehre noch eine Vertiefung der allgemeinen Principien derselben, eine Modification ihrer Ansicht von der organischen Grundconstitution und ein Umsturz der Ansicht von der allerersten Entstehung der Organismen möglich ist"***). Die „Vertiefung" sieht er in der Aufstellung des Principes der Tendenz zur Stabilität, welches alle organischen Entwickelungsgesetze verknüpfend unter sich begreife, die „Modification" sucht er darin, daß er die organischen Grundeigenschaften nicht von

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1873.

**) Vergl. das Verzeichniß der Schriften im Anhang: 1874—1875.

***) Vorwort, S. III. IV.

einer chemischen Beschaffenheit der Materie, sondern einem molecularen Bewegungszustande abhängig mache, und den „Umsturz" sucht er darin, daß er die Ansicht von einer primären Entstehung der Organismen aus dem unorganischen Reiche heraus durch eine entgegengesetzte Ansicht ersetze*). Es ist also m. e. W. ein modificirter Darwinismus, welcher hier verkündigt wird.

In erster Linie lenkt Fechner den Blick auf folgende im Reiche des Organischen allgemein zu beobachtende Thatsache: „Die Keime, welche das ausgebildete Geschöpf absondert, vermögen (mittels Durchschreitens durch eine Reihe von Metamorphosen) die organische Form und Einrichtung des Mutterkörpers zu reproduciren." Hierauf bezieht sich „das Princip zur Tendenz zur Stabilität" Fechner's (S. 22). Stabilität nennt er die regelmäßige periodische Wiederkehr gewisser Lagen- und Bewegungsverhältnisse der Theilchen eines materiellen Systems; in jedem solchen System, auch im Weltsystem, finde eine ununterbrochene Fortschreitung von „instableren" zu „stableren" Zuständen statt; z. B. die Bewegungen der Massentheilchen unseres Planetensystems mögen in dem Urzustand desselben höchst unregelmäßig (tumultuarisch, chaotisch!) gewesen sein; jetzt haben sie sich in der Hauptsache zu den regelmäßig wiederkehrenden Planetenbewegungen ausgeglichen (S. 30). Dieses Fortschreiten ist die Tendenz der Stabilität. „Aus allgemeinerem Gesichtspunkt läßt sich glauben, wenn auch nicht streng beweisen, daß die Neigung jedes (sich selbst überlassenen) materiellen Systems zu einer regelmäßigen inneren Gruppirung der Theilchen und regelmäßigen äußeren Gestalt mit dem Princip der Tendenz zur Stabilität zusammenhängt. Selbst das geistige Gebiet erscheint diesem Princip unterworfen. Denn man findet, daß nach Maaßgabe, als ein Mensch sich dem veränderlichen Einflusse äußerer Umstände mehr entzieht, sein ganzes Vorstellungs-, Empfindungs- und Gemüthsleben sich in immer regelmäßigere Kreisläufe ordnet, oder kurz ge-

*) Vorwort, S. IV. V.

sagt immer stabler wird; ein Tag wird bald für ihn wie der andere; was man mit der wachsenden Stabilität der materiellen Processe, welche dem geistigen Leben unterliegen, in Beziehung denken kann" (S. 32).

In Anwendung auf das Organische sagt Fechner: „Hiernach geht die Tendenz der Stabilität vielmehr dahin, organische Zustände in unorganische zu verwandeln, als umgekehrt . . . und in derselben Tendenz ist der tiefere Grund zu suchen, weshalb der unorganische Zustand keine Organismen aus sich heraus gebären kann . . . Jetzt entstehen, soweit sichere Thatsachen reichen, Organismen nur durch Spaltung schon vorgegebener Organismen oder durch Abspaltung von denselben, und es wird zu zeigen sein, daß auch die erste Entstehung aus einem Urzustande der Erde herzuleiten ist, der vielmehr unter den Begriff des organischen als unorganischen Zustandes tritt? (S. 36—37). Hier ist es schon, wo Fechner von den Darwinisten abweicht. Aber er hält ihnen auch entgegen: „Factisch spielt in den Verhältnissen der Jetztwelt das Princip des Kampfes um das Dasein eine so untergeordnete Rolle gegen das Princip einer Abhängigkeit der Existenzbedingungen der organischen Geschöpfe von einander und Ergänzung zu einander, daß es von vorn herein bedenklich erscheinen muß, ihm die übergeordnete Rolle in der Entwickelung der jetzigen Existenzbedingungen beizulegen" (S. 57). Aber nimmt damit Fechner nicht dem Darwinismus die Seele aus dem Leibe? Wie ist dann noch die Descendenz- oder Züchtungslehre zu halten? Fechner selbst sagt, daß dem Kampf um's Dasein hiernach viel weniger zu leisten übrig bleibt (S. 65). Ueber den Beginn der Organismengeschichte bemerkt er: „Ich meine, daß von Anfang herein sich das kosmorganische Reich gleich in ein molecular-organisches und unorganisches differenzirte, indem der frühere einheitliche Bestand jenes Reiches sich in den Zusammenbestand beider sich zur Ergänzung fordernden wie eine solche bietenden Reiche auflöste; daß dann weiter das molecular-organische Reich sich in ein Thierreich und Pflanzenreich differenzirte und innerhalb

beider Reiche noch speciellere Differenzirungen, darunter die der beiden Geschlechter, eintraten" (S. 62). „Es ist hiernach das kosmorganische System selbst als das einheitliche Urgeschöpf zu betrachten, von dessen Bewegungen alle Differenzirung den Ausgang genommen" (S. 74). „Danach kann man alle Species, die keine deutlichen Uebergänge zwischen einander zeigen, als von verschiedenen Urgeschöpfen abhängig denken" (S. 79). Die „Affentheorie" aber formt sich dahin um: „man wird die Affen als im Wege der Differenzirung des organischen Reiches abgespaltete Nebenprodukte des Menschen und die niederen Menschenrassen als solche bezüglich der höheren Rassen zu betrachten haben" (S. 83).

Mit kühner Hand greift der originelle Denker so in das Netzwerk des Darwinismus, zerreißt es und eignet sich einige Flicken davon an. Er hat den Vortheil, daß er auf diesem Wege die Millionen von Aeonen, welche Darwin für den Aufbau seines Erdsystems mit den organischen Reichen braucht, um ein Beträchtliches verringert. Ich muß dabei an die Zeiträume der Pharaonenherrschaft denken, mit welchen die ältere Aegyptologie verblüffend prunkte, während die jetzige Annahme vieler gleichzeitiger Dynastien die Geschichte Aegyptens dem menschlichen Maaß wieder beträchtlich angenähert hat. Allen voreiligen und vorzeitig siegesgewissen Schritten aller Wissenschaften gegenüber gilt es also, ruhig das Definitivum abzuwarten und nüchtern zu bleiben. Fechner aber hat nun nicht bloß alle Räume und Zonen der Welt durchmessen, Sonne, Mond und Sterne mit dem Licht seiner Gedanken beleuchtet und ist in die Nähe wie die Ferne mikroskopisch, teleskopisch und teleoskopisch, in die Welt der Molecüle und Atome wie in die Systeme der Himmels-Milchstraßen gedrungen; er hat auch den Blick zurückschweifen lassen in die kosmogonischen Fernen und Uranfänge alles Seins und Lebens. Er hat seine Ansichten über den Schöpfer, die Schöpfung, die Geschöpfe, das Organische und das Unorganische, über Züchtung und Differenzirung, über Seele und Leib, Kunst und Kunsttheorie entwickelt. Was bleibt noch

übrig? Er kehrt zur Psychophysik zurück, was im folgenden Abschnitt zu betrachten ist. |

Wie steht's mit dem übrigen Leben des Denkers in dieser Zeit? Sein Denken war sein Leben, viel Anderes gab's nicht für ihn, und folglich ist nicht viel zu berichten. Von der Reise nach Basel, welche so seltsam aus dem Rahmen der Fechner'schen Gewohnheit heraussprang, ist schon gesagt. Hinzuzufügen ist, daß in das sehr regelmäßige Leben Fechner's jetzt eine kleine äußere Bewegung kam, indem er jedes Jahr eine kleine Erholungsreise mit seiner Gattin unternahm. Mit hinreichendem Vorrath an Schreibmaterialien ausgerüstet nahm er irgendwo in freundlicher Landschaft während der großen Universitätsferien einen mehrwöchigen Aufenthalt, wo Arbeiten und Spazierengehen wechselte, aber in der Regel mehr des ersteren als des letzteren war. Er selbst hat ein sorgfältiges Verzeichniß aller Reisen dieser Art hinterlassen; dasselbe weist von 1860—1880 mit einer Ausnahme — es war das Kriegsjahr 1870 — jedes Jahr eine solche Sommerreise auf: nach dem Harz oder in den Thüringer Wald (1860, 1863, 1864, 1866, 1880), Basel und Bregenzer Wald (1867), nach Schandau (1865, 1868, 1876), Hosterwitz bei Pillnitz (1871, 1873, 1875, 1877, 1879), nach Partenkirchen und dem Walchensee (1861), Interlaken (1862), Vierwaldstätter See (1869), Salzburg (1872), Rom (1874), Saßnitz auf Rügen (1878). Das waren die letzten größeren Reisen, den Schluß der Reiseära macht ein Aufenthalt in Georgenthal in Thüringen (1884). Diese Reisen wurden meist in Gesellschaft Dritter unternommen, mit Weißes, Härtels oder Verwandten, und wer mit Fechners gereist war, wußte nie genug zu rühmen die freundliche fügsame, und den Reizen der Natur voll erschlossene Empfänglichkeit des Ehepaares, welches wie daheim so in der Fremde ununterbrochen zusammenhielt, zusammen genoß, zusammen lustwandelte, und auf den Spaziergängen zusammen Rückert'sche und Eichendorff'sche Gedichte emsig rekapitulirte. Das

Meer hat, so viel ich mich erinnere, keine große Rolle unter Fechner's Reiseeindrücken gespielt, aber die Bergluft belebte sein Gemüth. Für Binnenseen war er besonders eingenommen, lebendiges Gewässer in der Landschaft liebte er über die Maaßen, tosende Wasserfälle konnten ihn begeistern*); nach Hosterwitz und Schandau lockte ihn der Wasserspiegel der Elbe des Oefteren. Aber nur eben die Natur war ein rechter Resonanzboden seines Geistes, dem Boden der Geschichte gegenüber verhielt er sich innerlich gleichgültig; in Rom sah er mehr die Straßen als die Ruinen, und Dr. Härtel, mit welchem er in Rom zusammen war, sagte, Fechner sei auf dem römischen Forum spazieren gegangen gerade wie auf dem „Täubchenweg" in Leipzig, wo er nachdenklich in sich versunken daheim sich zu ergehen pflegte. —

Unter Fechner's Niederschriften finde ich über die gegenwärtige Periode nach Nennung der philosophischen und psychophysischen Beschäftigung Folgendes: „Eine Lücke in dieser literarischen Thätigkeit von 1863—1871 ist hauptsächlich mit Abfassung eines Werkes „Vorschule der Aesthetik", mit ästhetischen Experimentaluntersuchungen, mit Sammlung und Verarbeitung der Materialien zu Untersuchungen über die quantitativen Verhältnisse von Collectivgegenständen ausgefüllt, welche sämmtlich noch nicht vollendet sind, und was von der Monographie über die Holbein'sche Madonna noch nicht erschienen ist, wird trotz außerordentlich vieler Zeit und Mühe, die ich darauf gewandt, aus Gründen, die in meinem „Bericht über das auf der Dresdner Holbein-Ausstellung ausgelegte Album" angegeben sind, auch nicht erscheinen, indeß ich die übrigen Untersuchungen, wenn mir Zeit und Kraft zur Fortsetzung und Vollendung bleibt, noch zu veröffentlichen wünsche."

Er fährt dann fort: „Der Zustand meiner Augen, der mir nach der glücklichen Katastrophe im Jahre 1843 in den ersten Jahren eine fast ungehemmte Rückkehr durch Lesen und Schreiben

*) Vergl. oben S. 69—71.

zu literarischer Thätigkeit gestattet hatte, verschlechterte sich allmählich wieder mehr und mehr, die Reizbarkeit der Augen wuchs so, daß ich nicht mehr anhaltend lesen konnte und mehrmals, wenn ich nur ein wenig zu viel darin gethan, es mit monatelanger Unthätigkeit büßen mußte. So ward ich wieder mehr auf Vorlesenlassen angewiesen, und indem sich nach und nach ein grauer Staar auf beiden Augen ausbildete, hörte die Gebrauchsfähigkeit der Alles nur noch im Nebel sehenden Augen zu literarischer Thätigkeit endlich ganz auf. Am 6. Mai 1873 indeß bin ich durch Professor Gräfe in Halle am linken Auge glücklich operirt, so daß mir ein ziemlich ungehemmter Gebrauch desselben zum Schreiben, nur ein sehr mäßiger freilich zum Lesen, wieder möglich ist, da es doch schwach und reizbar geblieben ist."

Zu dieser Aufzeichnung aus dem Jahre 1873 kommt ein Nachtrag vom 7. Januar 1885 folgenden Wortlauts und allgemeineren Interesses: „Allmählich hatte sich ein grauer Staar an beiden Augen ausgebildet, dessen Fortschritte ich genau durch folgendes Mittel beobachten konnte, was Wenigen bekannt, doch für Jeden, der sein Auge prüfen will, von Interesse ist. Man sticht mit einer Nadel ein Löchelchen in eine Karte oder in ein starkes Papierblatt, hält dasselbe in einer kleinen, etwa zollgroßen Entfernung vor das Auge und sieht damit nach dem hellen Himmel, während man das andere Auge schließt; so wird man einen hellen Kreis erblicken. Wenn das Auge ganz ungetrübt ist, was aber selbst bei gesunden Augen selten vorkommt, so wird der Kreis ganz rein und licht erscheinen; gewöhnlich findet sich aber auch bei guten Augen ein leichtes Wölkchen darin, was doch das Sehen nicht merklich stört; nimmt aber die Verdunkelung des Auges zu, so vergrößert und verstärkt sich die Verdunkelung und nimmt endlich beim ausgebildeten Staar den ganzen Kreis ein. Nun hatte ich schon seit Jahren durch dieses Mittel im einen Auge eine centrale, dunkle Radien nach außen sendende, und im andern eine mehr zerstreute Verdunkelung bemerkt, welche jedoch stationär zu bleiben schienen,

und nur den Erfolg hatten, daß mir die Umrisse der Gegenstände nicht scharf erschienen und ich zum Lesen viel Licht brauchte. Von einer gewissen Zeit an aber schritt die Verdunkelung an beiden Augen rasch vorwärts und setzte sie endlich ganz außer Gebrauch.

In Folge dessen erlitt ich durch die geschickte Hand des Professors Gräfe in Halle im Jahre 1873 eine Staaroperation am linken Auge, im Jahre 1874 eine solche am rechten Auge, im Jahre 1876 eine Schieloperation am linken Auge, im Jahre 1877 eine Nachstaaroperation am linken. Hierdurch sind, unter Zuziehung einer Staarbrille, die Augen dem Gebrauch zurückgegeben, nur die große Reizbarkeit der Augen, namentlich des linken, konnte nicht dadurch gehoben werden, so daß ich im Gebrauch derselben zum Lesen immer noch sehr beschränkt blieb. Seit den letzten Jahren jedoch geht es auch in dieser Hinsicht besser."

IX. Abschnitt.

Der Psychophysiker Fechner.

1877—1887.

Mit seiner „Vorschule der Aesthetik" war Fechner's ästhetisches Glaubensbekenntniß zum Abschluß gekommen, er wendete sich fortan wieder seiner Hauptdomäne, der Psychophysik, zu; sie ist der Stern über seinem Abendhimmel. Feierabend kann man das nicht nennen, denn Feierabend gab es für den rastlosen Denker hienieden nicht, er arbeitete unablässig bis zum letzten Tage seines irdischen Wirkens, aber er zog sich nun auf einen engeren Gedankenkreis zurück. Es war der psychophysische; darum nenne ich danach Fechner's letzten Lebensabschnitt. Am Anfang desselben steht die

Schrift „In Sachen der Psychophysik" (1877)*), welcher dann die zweite Schrift „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik" (1882) folgte**), und am Ende steht, nach mehreren vorausgehenden Specialarbeiten, welche in den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften und mehreren Zeitschriften veröffentlicht sind***), die Abhandlung „Ueber die psychischen Maaßprincipien und das Weber'sche Gesetz" im 4. Bd. von Wundt's philosophischen Studien (1887). Sie ist die letzte von ihm veröffentlichte wissenschaftliche Arbeit. Als „Psychophysiker" ist Fechner aus dem Leben geschieden.

Ich hatte im VI. Abschnitt, wo ich Fechner's wissenschaftliche Leistung und Stellung im Ganzen betrachtete, ein Vierfaches unterschieden: 1) Das Verhältniß von Philosophie und Fachwissenschaft, 2) Die Berechtigung der teleologischen Betrachtungsweise, 3) Das Verhältniß der Fechner'schen Naturphilosophie zum Christenthum, und 4) Die Grundlinien einer neuen Fachwissenschaft, der Psychophysik. Von diesem vierten Stück bin ich hier genöthigt, nochmals zu sprechen.

Die erste der oben aufgeführten Schriften (in Sachen der Psychophysik) ist wesentlich polemischen, d. h. kriegerischen Inhalts. In Kämpfen lag eine besondere Stärke Fechner's. Er sagt im Eingange ziemlich deutlich, seine „Psychophysik" sei von allen Seiten mit dem Bankerott bedroht worden, und er erhebt sich nun wie ein siegesgewisser Geschäftsinhaber, welcher allen auf ihn eindringenden Gläubigern zugleich die Zähne weist. „In Sachen" der Psychophysik: Das soll eben den Proceß bezeichnen, den er durchführen will, als Vertreter der angegriffenen jungen Disciplin. Wie ein rechter Kämpe begnügt er sich nicht mit Defensive, er geht vielmehr zugleich zur Offensive über und beginnt damit, daß er, wie einst Kadmos, den Stein der Zwietracht unter den Gegner-

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1877.
**) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1882.
***) Vergl. das Schriftenverzeichniß im Anhang: 1882—1885.

haufen schleudert, indem er ruft: Sollte meine Lehre wirklich durch die Einwürfe abgethan sein, so würde die Folge sein, „daß die Gegner nun um so mehr gegen einander stritten, da ihre Lehren einander fast noch mehr als der meinigen widersprechen, von der doch fast alle nur mehr oder weniger nach verschiedenen Seiten ausgewichen sind" (S. 6). Fechner will nicht auf sämmtliche Elemente seiner Psychophysik von neuem eingehen, sondern nur den hauptsächlichen Einwürfen, welche von Helmholtz, Aubert, Mach, Bernstein, Plateau, Delboeuf, Brentano und besonders von Hering und Langer gegen ihn erhoben worden seien, Stand halten. Auf diese Einwürfe, welche theils theoretischer, theils experimenteller Art sind, vermag ich nicht einzugehen, sie greifen zum Theil in mathematische Gebiete ein und müssen den Fachmännern überlassen bleiben. Das Weber'sche und das Schwellengesetz spielen darin eine Hauptrolle, und eine große Anzahl älterer und neuerer Versuche, welche über Licht- und Schallstärke, Geschmack, Gewichte, Temperatur, Aenderungen von Farbe oder Tonhöhe und extensive Größen angestellt worden, müssen Revue passiren (S. 148—174). Aus Fechner's eigenem „Resumé" (S. 211—215) hebe ich Folgendes hervor:

„Gegen das von mir in den Elementen der Psychophysik aufgestellte Princip des Empfindungsmaaßes auf Grund der functionellen Abhängigkeit der Empfindung vom Reize ist bis jetzt kein ausdrücklicher principieller Einwand erhoben worden; aber die Einwürfe beginnen mit der Frage, welches Gesetz der Abhängigkeit dabei zu Grunde gelegt werden soll." „Von mir selbst ist das Weber'sche Gesetz zu Grunde gelegt und daraus unter Zuziehung des Schwellengesetzes*) für die Abhängigkeit der Empfindung selbst vom Reize das logarithmische Maaßgesetz abgeleitet worden, jedoch unter Zugeständniß, daß das Weber'sche Gesetz sich experimental (also bezüglich äußerer Reize) nur approximativ und in gewissen

*) Vergl. oben S. 212. 213.

Grenzen bestätige, auch nicht für das ganze (psychophysische) Gebiet unbeschränkte Anwendung finde." „Ich nehme an, daß nicht nur das Schwellengesetz aus der äußeren Psychophysik in die innere*) übertragbar sei, sondern auch daß die Gültigkeit des Weber'schen Gesetzes und des aus ihm und dem Schwellengesetze folgenden Maaßgesetzes auf Gültigkeit derselben in der inneren Psychophysik hinweise, mithin die Empfindung in logarithmischer Abhängigkeit von der psychophysischen Thätigkeit stehe." „Entgegen steht (Seitens Mach, Hering u. A.) die Ansicht, daß die Empfindung vielmehr in einfachem Verhältnisse von der psychophysischen Thätigkeit abhänge." „Je nach der einen oder anderen Annahme muß sich die ganze innere Psychophysik verschieden gestalten." „An Stelle der von mir aufgestellten psychophysischen Gesetze und Formeln sind von den Gegnern andere aufgestellt worden, welche jedoch noch weniger unter sich als mit den meinigen stimmen." „Der babylonische Thurm wurde nicht vollendet, weil die Werkleute sich nicht verständigen konnten, wie sie ihn bauen sollten; mein psychophysisches Bauwerk dürfte bestehen bleiben, weil die Werkleute sich nicht werden verständigen können, wie sie es einreißen sollen."

Fünf Jahre später läßt Fechner, nachdem er nochmals auf der ganzen Linie seiner psychophysischen Fortificationen von einem neuen Gegner, G. E. Müller in Göttingen, angegriffen worden, erneut seinen Ruf erschallen in der umfassenden „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik", — noch im hohen Alter „ein Rufer im Streit" und mit ungeschwächter Lebendigkeit und Umsicht in dem andauernden Streite der Meinungen und Experimente. Müller war „in fast durchgehends oppositionellem Sinne" gegen Fechner's „Elemente der Psychophysik" aufgetreten; dieser sagt nun: „Dies hat mich veranlaßt, die ganze Lehre nochmals nach ihren Hauptpunkten zu durchdenken, und das Resultat dieser Erwägungen ist in dieser

*) Vergl. oben S. 212.

Schrift dargeboten. Obwohl meist an die Müller'sche Kritik anknüpfend und die Einwände anderer Autoren mit berücksichtigend, geht sie doch fast überall weit über eine bloße Antikritik derselben hinaus." „Da ich in meinem Alter nicht mehr dazu kommen werde, die seit einigen Jahren vergriffenen „Elemente der Psychophysik" neu herauszugeben, kann vorliegende Schrift als ein Ersatz dafür, in anderer Hinsicht als eine Ergänzung derselben und wieder in anderer als Vorarbeit zu einer neuen Bearbeitung der ganzen Lehre gelten." „Uebrigens kann es nur frommen, wenn eine jüngere Kraft aus frischen Gesichtspunkten die Aufgabe von neuem in die Hand nimmt."

So bemerkt Fechner im Vorwort und er fügt hinzu, daß er zwar Manches zu berichtigen, zu vervollständigen oder gründlicher zu behandeln nöthig gefunden habe, aber nicht, die in den „Elementen" aufgestellten Principien und daraus fließenden Folgerungen und Formeln zu verlassen. Eine neue und weitaussehende Lehre könne ja nicht mit dem ersten Wurfe fertig sein, zumal eine solche, welche Schwierigkeiten darbietet, die ihre Aufgabe von vorn herein als ein Wagniß erscheinen ließen. „Ein Pfahl wird durch das Rütteln daran lockerer, ein Baum wurzelt, wenn er nicht umgerissen wird, nur um so fester dadurch ein; und Niemand hat meines Erachtens der Psychophysik bisher größere Dienste in dieser Hinsicht gethan, als (der Göttinger) Müller, vor dessen, darauf eigens zugespitztem, Scharfsinn kaum ein möglicher Einwand im Versteck geblieben sein dürfte."

Außer mit G. E. Müller setzt sich Fechner auch mit Wundt und mit Delboeuf-Ribot besonders auseinander; in einem anderen (XVI.) Abschnitt macht er gegen die fundamentalen Angriffe von F. A. Müller, Ulrici, Zeller u. A., welche zum Theil die ganze Psychophysik von Grund aus verwerfen, Front, und er spricht als seine Ueberzeugung aus: „So unfertig die Psychophysik noch ist, hat sie doch im Weber'schen Gesetz, im Schwellengesetz, im Parallelgesetz, in den Maaßmethoden der Empfindlichkeit und, ich wage

hinzuzufügen, dem Maaßprincip der Empfindung selbst, Errungenschaften, die nicht mehr in Frage stehen, soviel auch vom Darum und Daran noch in Frage steht."

So unternimmt denn Fechner in der „Revision" von neuem die von ihm eingeschlagene Methode nach allen Richtungen hin zugleich klar und sicher zu stellen (S. 42—145), die obigen drei Gesetze nochmals zu präcisiren (S. 146—181), die aufgestellten psychophysischen Grundformeln zu resumiren (S. 182—220) und die Gegensätze zu beleuchten, in welchen die von G. E. Müller sogenannte psychophysische (Fechner'sche) und physiologische Grundansicht über das Verhältniß von Empfindung und Reiz zu einander stehen (S. 221—268). Es folgen in drei weiteren Abschnitten Betrachtungen über einzelne psychophysische Erscheinungen (Aufmerksamkeit, Wachen, Schlaf, Traum, Erinnerung), über die Gegnerschaft einiger Naturforscher und Philosophen und über eine Reihe von Augenmaaß-, Gewicht-, Schall-, Zeitsinns- und Tastversuchen.

Nach dem ästhetischen Glaubensbekenntniß hat also Fechner nun auch sein psychophysisches im Großen und Ganzen abgeschlossen, hier und da schärfer und vorurtheilsloser umgrenzt und gegen Mißverständnisse gesichert: Alles mit jugendlichem Eifer und Scharfsinn. Bereits über 80 Jahre alt zeigt er, wie er in sich noch immer den Stoff seines wissenschaftlichen Interesses in Fluß erhält, die Masse ist noch heiß im Guß, und er, als der Schöpfer, hält die schaffende und gestaltende Hand mit unverkürzter Schöpferkraft darüber. An eine Erstarrung der großen Frage ist vorläufig nicht zu denken, immer neue Forscher und Denker begeben sich in den von Fechner's Hand gezogenen Kreis, und auf Lange hinaus werden sich die Streiter um Fechner's Namen gruppiren und ihre Position durch ihr Verhalten zu ihm bestimmt erhalten.

In die Mitte zwischen die erstere und die letztere Schrift fällt Fechner's letzte Schrift allgemeinen philosophischen Inhalts, in welcher sein philosophisches Glaubensbekenntniß zum abschließen-

den Ausdruck kommt. Es ist „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht"*), in welcher seine Theologie, seine Teleologie und seine Kritik des Spiritismus nochmals zusammengefaßt, auch manches im Zusammenhange der Psychophysik Erörterte, wie „das Princip der Tendenz zur Stabilität als Finalprincip der Welt", verwerthet wird.

Was Fechner unter seiner Tagesansicht und Nachtansicht versteht, ist nicht ganz leicht für Andere zu verstehen. Er sagt (S. 4. 5), die Weltweisheit spreche: „Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist Alles nur unser innerer Schein, eine Illusion. Licht und Ton in der äußeren, von mechanischen Kräften und Gesetzen beherrschten, zum Bewußtsein noch nicht durchgedrungenen, Welt über die organischen Gesetze hinaus sind nur blinde, stumme Wellenzüge." Fechner dagegen: „Damit das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde, muß es ein sehendes und hörendes Wesen dazu geben. Und hat man nicht schon sonst von einem Gott gehört, der in der Welt allgegenwärtig und allwissend waltet? Für die Nachtansicht aber ist seine Klarheit, wenn er überhaupt für sie noch ist, über den Dingen; darum die Welt unter ihm so finster, stumm und öde. Für die Tagesansicht ist die Welt von seinem Sehen durchleuchtet, von seinem Hören durchtönt; was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens; und über Allem, was er mehr als wir von der Welt sieht und hört, baut sich in ihm auch Höheres als in uns. Nach der Nachtansicht braucht Gott keines Lichtes, um zu sehen, keines Schalles, um zu hören, umgekehrt das blinde Licht, der taube Schall keines Gottes; und so kommt ihr leicht mit dem Einen das Andere abhanden und überwächst der Materialismus den Boden; indeß nach der Tagesansicht Beides, was sich braucht, auch sich fordert und Eins das Andere hält; damit sinkt der Materialismus unter

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1879.

den Boden. So ändert sich von der Nachtansicht zur Tagesansicht die ganze Stellung Gottes zur Welt."

Die Tagesansicht ist also Fechner's philosophisch-theologisches System, welches einen Gott anerkennt, aber nicht über, sondern in die Welt stellt. Alle andere Weisheit ist Nachtansicht. Diese Tagesansicht sucht die Persönlichkeit Gottes zu retten, aber sie degradirt den Schöpfer und anthropomorphisirt ihn. Ein solcher Gott ist nur ein Halbgott. Dieser Pantheismus ist freilich besser als der grobe Pantheismus oder als der atheistische Materialismus, weil er doch einen übergeordneten Willen annimmt, aber begreiflich ist mir nicht, wie man den in die Welt gebannten Gott gegenüber dem über der Welt thronenden, sie umspannenden und tragenden, schaffenden und belebenden Gott als eine Tagesansicht gegenüber einer Nachtansicht bezeichnen kann.

Freilich so sehr sich hier der Christ von der „Tagesansicht" fern weiß, so sehr nähert er sich ihr doch wieder freudig an, wenn Fechner weiterhin (S. 17—19) ausführt: „Alles Allgemeinste, Höchste, Fernste ist überhaupt Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze, durch's Endliche verfolgt, ins Unbegrenzte von Raum und Zeit reichen, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichts gibt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache; sogar für die Geometrie gibt es Glaubenssachen in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja, streng genommen ist Alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahren ist und was nicht logisch feststeht. Ein jedes Wissen um das, was ist, setzt sich fort in Glauben und muß sich darein fortsetzen und endlich damit abschließen, damit es einen Zusammenhang, einen Fortschritt und Abschluß des Wissens selbst gebe. Doch kann ein Glaube besser gestützt und selbst besser sein als der andere. Der beste Glaube endlich der, der am widerspruchslosesten in sich, mit allem Wissen und allen unseren praktischen Interessen besteht."

Ich acceptire das mit folgendem Commentar. 1) Besser als der pantheistische ist der evangelische Glaube, wie er im Worte Gottes begründet ist, denn der Pantheismus macht Gott zum Mitquell der Sünde und des Uebels und zieht den Schöpfer begrifflich auf die Linie des Geschöpfes herab. Fechner kam vom Rationalismus her, welcher Gott abstrakt und kalt neben die Welt stellte. Dieser Kälte gegenüber ist sein Pantheismus wärmer, indem er Gott in die Welt hinein stellt und in und mit ihr leben läßt. Dieser Pantheismus ist ein nicht ganz unberechtigter Protest gegen den Rationalismus, welcher die Herzen öde und die Kirchen leer machte. Der wahre Christenglaube aber vereinigt das Wahre jener beiden Richtungen: er glaubt an Gott den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, der sie lebensvoll durchwaltet und sich in ihr mannigfach bezeugt. Der christliche Gott thront über der Welt, die von ihm „aus dem Nichts" geschaffen ist, aber diese Schöpfung hängt am Schöpfer, d. h. bleibt in seiner Hand und kann ohne ihn nicht bestehen. 2) Dieser Christenglaube ist ohne den Widerspruch, den jener Pantheismus in sich birgt, indem er den sündigen Menschen als ein Theilwesen im heiligen Gott denkt und das Uebel in der Welt doch schließlich auf Gottes Urwillen zurückführt. Der pantheistische Gott ist mindestens ebenso schwer begreiflich und fügt sich ebenso wenig in den engen Rahmen unseres Wissens, wie der Gott der Bibel. 3) Und was „die praktischen Interessen" anlangt, so muß doch an die Geschichte und die Erfahrung appellirt werden. Ich möchte wohl wissen, was der Pantheismus in der Geschichte und am Sterbebett geleistet hat. Der Christenglaube hat die antike Welt und die germanische Barbarei überwunden, eine neue Cultur hervorgerufen und die principielle Feindschaft der Völker in das Bett des Völkerrechts geleitet; der Christenglaube ist durch alle Jahrhunderte der letzte siegreiche Trost am Sterbebett von Millionen gewesen, wo keine Menschenweisheit Stand hält. An praktischer Leistungsfähigkeit nimmt es wahrlich der Christenglaube mit jeder Philosophie auf, sie mag

Platonismus oder Spinozismus, Rationalismus oder Pantheismus heißen, gröberer oder feinerer Pantheismus sein.

Weiche ich hierin also auch ab von dem Fechner'schen Standpunkt, so eigne ich mir doch voll die folgende Kritik an: „Der Nachtphilosoph verschmäht principiell den Glauben, will ihn durch das Wissen ersetzen, strebt nach absolutem Wissen. Nun haben sich ganze Berge absoluten Wissens neben einander mit ihren Gipfeln weit auseinander erhoben, alle in gewaltigen Geburtswehen begriffen, nur ist noch keine lebensfähige Maus daraus hervorgekommen. Und so sagt eine Maus dagegen: eine Maus kann absolut nichts als von sich selber wissen; zu wissen, daß man nichts als dies weiß, ist das einzige gewisse Wissen. Aber damit ist es nun eben bei der Maus geblieben" (S. 19).

Mit dem Pantheismus hängt der Determinismus ziemlich eng zusammen, wenigstens Fechner der Pantheist ist auch Determinist, und er bricht eine seiner Lanzen dafür. Ich vermag ihm auch in diese Schranken nicht zu folgen, allein der Streit darüber ist ein Streit über Begriff und Wesen der Freiheit im tiefsten ethischen Sinne, in deren Regionen die einfache Logik, die Beweisführung und das Experiment nicht dringen. Seltsam, die meisten Naturforscher, wie auch Fechner (S. 167) bemerkt, neigen dem Determinismus, der in letzter Instanz alle Willensentscheidungen auf Nothwendigkeit zurückführt, zu. Aber sind denn Naturkundige im Reiche der Freiheit klassische Zeugen? Ist es ihr Beruf, Produkte der Freiheit zu erforschen? Sie sind hier Dilettanten. Sie haben sich im Element der natürlichen Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zu bewegen, und wenn sie kommen, von da Schlüsse auf das Element der ethischen Freiheit zu ziehen, so müssen sie den Vorwurf gewärtigen, daß sich damit andere Leute zu beschäftigen haben. Die Nothwendigkeit hebt die Verantwortlichkeit und den Schuldbegriff auf, jeder Versuch, sie in Einklang zu bringen, läuft auf Sophistik hinaus, in letzter Instanz liegt ein Denkfehler vor. Alle Werke der Phantasie, der Energie, der Intelligenz

sollen in letzter Wurzel Nothwendigkeiten sein? Man denkt meist nicht daran, daß der Determinismus, wenn er im Willensgebiet Wahrheit wäre, ebenso für die Phantasie und das Denken eine Wahrheit sein müßte, denn das sind lauter Freiheitsgebiete; dann wären das römische Staatswesen, die griechische Statue, die Sixtinische Madonna, die platonische Philosophie Resultate der Nothwendigkeit, und der Staat bestraft den Verbrecher, dem es so zu handeln bestimmt war und der nicht anders handeln konnte. Freilich wer, wie Fechner, den freien Menschen als wirkliches Theilwesen in Gott und Gott selbst in seinem Wesen als einen Repräsentanten der Nothwendigkeit (S. 181) zu denken fertig bringt, dem kann es auch nicht schwer fallen, Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit für vereinbar zu halten und zu sagen: „Der Mensch ist insofern verantwortlich, als er für Unrechtthun Strafe aus dem Gesichtspunkte zu erwarten hat, daß sie in ihren Folgen ihm selbst wie der Welt gedeiht. Daß seine Sünde nothwendig ist, ändert daran nichts" (S. 179). Was ist da in der Hand des Naturdenkers aus dem Begriffe Verantwortlichkeit geworden! Kann der Criminalist damit etwas machen? Nennt man das subjective Schuld und Zurechenbarkeit und Verantwortlichkeit? Ich denke, das ganze sittliche Leben der Menschheit legt täglich und stündlich Zeugniß dagegen ab und verweist den Naturforscher in seine Grenzen, in das Gebiet der wirklichen, nicht einer vermeintlichen Nothwendigkeit. Das Auge des Naturforschers, welches immer auf Naturnothwendigkeiten trifft und allenthalben damit zu rechnen hat, wird ungeübt und ungeeignet, die Erscheinungen richtig zu würdigen, welche sich in der Region der ethischen Freiheit vollziehen. Vielfach steht jetzt die Bewegung der Philosophie unter dem Zeichen der Naturwissenschaft, Naturforscher stellen sich an die Spitze. Das mag sein Gutes haben, aber die Freiheit des Menschen gehört dem Gebiet des Geisteslebens an, und der Naturforscher als solcher hat es mit der Natur, nicht mit dem Geiste zu thun, seine wissenschaftliche Aufgabe liegt nicht in, sondern neben dem Gebiete der Freiheit.

Die Gefahr des Herabziehens des Ethischen in's Naturleben liegt beispielsweise vor, wenn das Rechts- und Staatswesen und seine Entwickelung mit der Sprache und ihrer Entwickelung als gleichartig zusammengestellt wird. Das menschliche Sprachsystem ist ebenso wie das menschliche Wirthschaftssystem ein mit Naturprocessen ganz durchsetztes System. Beide können mit dem animalischen Organismus verglichen werden, in welchem mit rein physiologischen Vorgängen, welche die Hauptsache sind und die Grundlage bilden, sich einzelne willkürliche Bewegungen des Individuums verbinden und verschränken; im menschlichen Organismus aber kommen noch freie, kunst- und planmäßige Anstöße oder Einflüsse des Geistes hinzu und vereinigen sich im Leben des Individuums zu einheitlichen Wirkungen. Der Mensch verdaut ohne sein Zuthun und schlingt die Nahrung und athmet die Luft instinktmäßig hinunter; schon der Säugling vollzieht das. Insoweit liegt animalische Arbeit vor. Aber indem der Mensch die Kost wählt und Zeit und Ort des Genießens in freier Ueberlegung bestimmt, greift sein Geist ein. So ist's auch im Sprach- und Wirthschaftsgebiet. Hier verbinden und verflechten sich natürliche, instinktive Arbeit und geistige, freie Thätigkeit.

Anders aber ist das Rechts- und Staatswesen geartet, wo der freie Geist waltet und regiert. Die Römer definirten demgemäß das Recht als die Kunst des Guten und Gerechten (ars boni et aequi). Zwar wirken und weben sich auch in die Rechts- und Staatsbildungen natürliche Instinkte mit hinein, und im sogenannten Gewohnheitsrecht spielt der naive kindliche Trieb der menschlichen Gesellschaft eine Rolle; allein da liegt nicht der Schwerpunkt, und die Instinktperiode ist allezeit eine Periode der Unvollkommenheit, auf welche im Fortschritt der Cultur bald früher bald später eine Zeit der freien kunst- und planmäßigen Ausgestaltung folgt, und das ist die Hauptstufe, auf welcher der menschliche Geist sich voll entfaltet und unter ethischem Gesichtspunkt vornehmlich zu studiren ist. Nicht mit der Sprache also, sondern mit der Kunst,

oder mit der Wissenschaft oder mit der Religion ist das Rechtssystem zu vergleichen, wenn man nach Vergleichen sucht, sonst kommen wir dazu, die Aufrichtung des Deutschen Reichs mit der instinktiven Formation eines Biberhauses oder Ameisenhaufens oder Bienenschwarms zu vergleichen.

Ich bin mit dieser Betrachtung wieder bei dem Unterschied von Seele und Geist angelangt, wovon schon mehrmals die Rede war. Fechner braucht einmal ein Bild davon, indem er den Geist — oder wie er sagt: den Gedanken — als den Ruderer im Nachen bezeichnet, der des Fusses nur bedarf, um Wellen schlagend darüber hinzusteuern*). In der That, dies ist das Verhältniß: der Geist ist der Ruderer, die Seele ist der Fluß. Bedeutet doch Seele wirklich das flüssige Element, welches im leiblichen Organismus als dem gegebenen Bett dahinfluthet. Der Schöpfer hat den (menschlichen) Geist diesem Element, d. h. der in den Leib gesenkten Seele, anvertraut und angetraut, so daß sie beide zusammengehören, aber der Geist setzt sich Ziele und rudert, die Wellen der Seele schlagend, frei darauf und darüber hin. Ich wüßte kein besseres, wenigstens kein eingänglicheres Bild. Die Strömung des Flusses wird nicht ohne Rückwirkung auf Nachen, Ruder und Ruderer sein, aber frei bewältigt dieser doch das strömende Element und getragen von ihm beherrscht er es, so lange er seiner selbst mächtig bleibt.

Auch auf den Spiritismus kommt Fechner in der Schrift über Tages- und Nachtansicht (S. 252—272) zu sprechen, indem er die Slade-Zöllner'schen Conferenzen berührt. Er erkennt „spiritistische Thatsachen" innerhalb gewisser Grenzen an und sagt: ignoriren lasse sich der Spiritismus nun einmal nicht mehr, es gälte Stellung dazu zu nehmen. Er nimmt sie mit dem Satze: „das ganze spiritistische Gebiet gehört zu den Schattenseiten der Welt" (S. 252).

*) Vergl. oben S. 211. Man kann statt Nachens und Ruderers sich auch einen Schwimmer denken: das gibt ein noch einfacheres Bild.

„Sie bringen zu den, von der Tagesansicht in's Auge gefaßten normalen Verhältnissen zwischen Diesseits und Jenseits auch abnorme zum Vorschein, die eben deßhalb sich den, von uns als gültig angesehenen, Gesetzen nicht fügen, weil diese selbst nur aus den normalen Verhältnissen abstrahirt sind" (S. 253). „Die Physiologie kann von der Pathologie, die Psychologie von der Krankheitslehre des Geistes lernen; nur können sich erstere nicht auf letztere begründen wollen und bloß insofern davon lernen, als sie zugleich lernen, wie Körper und Geist nicht sein sollen" (S. 257). „Soweit der Spiritismus bisher gediehen ist, hat die Erkenntniß durch ihn nur ein Räthsel mehr gewonnen, dessen weitere Fortführung schwerlich zu seiner Lösung helfen wird, die Praxis aber hat durch ihn überhaupt nichts gewonnen" (S. 258).

Mit diesen Reserven nahm sich Fechner des Spiritismus wissenschaftlich an, bewies sich dabei jedenfalls als unabhängiger Denker und fand auch eine gewisse Herzensgenugthuung darin, sich mit dem von der Wissenschaft verächtlich behandelten Phänomen patronatisch zu befassen.

Wo in die Traumseite des Lebens einschlagende Erscheinungen sich zeigten und ihm nahe gebracht wurden, wandte er sich ihnen mit Interesse zu. Noch in einem der allerletzten Lebensjahre unterhielt er sich mit einem viel consultirten Magnetiseur, welcher von auswärts zu einem flüchtigen Besuch nach Leipzig gekommen war, eingehend über dessen Kräfte und Leistungen, die allerdings wunderbar und auffallend genug waren. Derselbe hatte die Gabe, aus der augenblicklichen sinnlichen Erscheinung oder aus einem getragenen Fingerring den pathologischen Zustand einer ihm bis dahin ganz fremden, wohl gar weit entfernten Person zu errathen und oft bis in die merkwürdigsten Einzelheiten anzugeben. Die Thatsache war gar nicht in Abrede zu stellen. Der Genannte ließ sich wohl verleiten, sich zu viel Kraft zuzutrauen, auch etwaige Lücken des Hellsehens künstlich zuzustopfen; allein Fechner hütete sich, die Kraft zu leugnen, und es war für ihn nur die Frage, ob sie der Art

war, daß der Hellseher auf direktem Wege durch das sinnliche Medium die objective Thatsächlichkeit ermitteln konnte, oder aber, ob er vermöge, sich in die Seele des Consultirenden bez. Magnetisirten zu versetzen und dessen eigene subjective Vorstellungen sich anzueignen. Fechner war geneigt, das Letztere anzunehmen, ich selbst hatte mehrmals den Magnetiseur consultirt, und ich gestehe, daß das dabei Erlebte mir diese Annahme in manchem Punkte zu unterstützen schien. Auch hier, trotz einer gewissen kindlichen Sympathie für das Unheimliche und Geheimnißvolle, bewahrte sich doch Fechner die Vorsicht und Zurückhaltung des leidenschaftslosen, ja kühlen exakten Naturforschers. Er vermengte nie das Gebiet, wo die Wissenschaft zu sprechen hat, und wo das uncontrolirbare Gefühl mit seinen Ahnungen und Träumen sein Wesen treibt, seine Gespinnste zieht und zwischen Wesen und Schein umhergaukelt.

Auf dem Augustusplatze Leipzigs war im Jahre 1886 ein stattlicher Springbrunnen mit einem Obelisken, der sogenannte Mendebrunnen, nach der Stifterin genannt, vor dem Museum errichtet worden. Wie da von Früh bis Abend die Wasserstrahlen aus den Nixen, Rossen und Tritonen hervorplätschern und glitzern, so rieselt, funkelt und sprüht in dem letzten Schriftchen des greisen Fechner „Zur Kritik des Leipziger Mendebrunnens"*) sein jugendlicher Humor von der ersten bis zur letzten Seite. Er kritisirt und vertheidigt den Springbrunnen mit seinen Aufschriften und schlägt andere Aufschriften in Poesie und Prosa vor. Anonym (nur mit einem F. bezeichnet) ließ er das Schriftchen vom Stapel gehen (1887), aber es bedurfte der Visiröffnung nicht, Jedermann erkannte den 86jährigen Leipziger Humoristen, den rüstigen Disputator, den unerschöpflichen Quell witziger Einfälle, den erfinderischen Kopf, welcher das Kleinste wie das Größte zu beseelen wußte. Dieses Schriftchen ist Fechner's letzte literarische That. —

---

*) Leipzig, bei Breitkopf & Härtel. 1887.

Wir wenden uns endlich von dem Schriftstellerleben zum Gemüthsleben des Hauses. Man sollte meinen, daß zwischen allen Problemen, Theoremen, Systemen und Polemiken, mit denen Fechner's Geist Jahr aus Jahr ein erfüllt war, das Gemüth hätte ersticken müssen, aber er war weit entfernt von solcher Dürre. Vielmehr konnte man beobachten, daß mit dem allmählich einkehrenden Behagen, nachdem der denkende Geist nach und nach alle Höhen erstiegen, alle Gipfel erreicht und von festem Standpunkt aus freie selbstbewußte Umschau über (fast) alle Gebiete des Nachdenkens gewonnen hatte, das Gemüth zum vollen Recht kam. Selbst der erfinderische Mährchensinn kam wieder zum Vorschein, wie ein größeres Mährchen, „das Wünschelmännchen", beweist, welches im Jahre 1882 im großen Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten, auch im Sonderdruck*) erschien.

Das Leben im Hause verlief in alter, einfacher, immer stiller werdender Weise im treuesten Beisammensein der beiden Gatten. In dem bei einem Geburtstage Fechner's auf ihn ausgebrachten Hoch erzählte der Sprecher von einer Naturerscheinung, welche er auf einem Nachbardorfe bei Leipzig beobachtet hatte. Den Eingang zum Garten bildeten zwei schlanke Stämme, zu jeder Seite einer, welche oben in einander gewachsen eine gemeinsame Krone trugen und gleichsam Pforte und Kuppel zugleich darstellten. So waren Gatte und Gattin zur Einheit zusammengewachsen, so, als untrennbare Größen, erschienen sie auch dem Bekanntenkreise. Ein stilles und doch reiches, langes, treues Gemeinschaftsleben hatte sie zu Einer gleichgestimmten Seele gemacht, und sie kreisten um einander wie ein Doppelstern. Der geistige Schwerpunkt lag zwischen ihnen und war ihnen gemeinsam.

Das Paar war älter und einsamer geworden, gleichend zwei Stämmen aus der Vorzeit, um welche herum die gleichalterigen Genossen gefallen sind. Immer mehr Gräber rings. Da wird

---

*) Lahr, bei Moritz Schauenburg. 1882.

der Himmel darüber offener und heller, aber das Gefühl der allmählichen Vereinsamung füllt die Lücken, und stille Wehmuth wirft milden Schatten auf den blumigen Plan, daß auch die Blumen stiller duften und milder leuchten. Es ist Abend geworden, wo die Schatten wachsen, das Geräusch des Tages verstummt und die Empfindungen zur Ruhe kommen. In einer Niederschrift aus dem Jahre 1885 läßt sich Fechner also vernehmen: „Das Tagebuch ist seit einigen Jahren unterbrochen gewesen, hauptsächlich weil Zeit und Aufmerksamkeit zu sehr durch Verhandlungen, Streitigkeiten, Rechnungen und Sachen der Psychophysik in Anspruch genommen wurden. Die Füße sind müde geworden, so daß mir der, seit langen Jahren gewohnte, Nachmittagsspaziergang zum Kaffee ins Rosenthal zu viel geworden ist. Merkwürdig aber, ich stehe und arbeite noch Tags über am Stehpult, ohne Ermüdung der Füße dabei zu fühlen. Das Gehör hat abgenommen, doch verstehe ich deutliches Vorlesen noch gut genug. Der Kopf ist geistiger Arbeit noch gewachsen, und man beglückwünscht mich wegen meines Aussehens. In den Augen haben sich graue Fleckenerscheinungen eingestellt, die aber nur seitlich und bei Bewegungen der Augen zum Vorschein kommen, so daß ich mich nach erfolgter Gewöhnung daran nicht merklich beim Lesen und Schreiben gestört finde; und da die Reizbarkeit der Augen gegen früher abgenommen hat, kann ich manche halbe Stunde für mich zur Unterhaltung lesen. Doch ist Schonung immer noch gut.“ „Eigentlich wissenschaftlichen Umgang habe ich, seit Weiße, Weber, Zöllner hinüber sind, nicht mehr.“ Wie einst über Weiße, so hatte Fechner auch über seinen Freund und Kollegen Weber*) einen kurzen Nekrolog im Jahre 1878 veröffentlicht**).

„Im Jahre 1881, 19. April, meinem 80jährigen Geburtstag, im Jahre 1883, 18. April, im Jahre 1884, 3. October, meinem

*) Vergl. oben S. 243.

**) Im Leipziger Tageblatt vom 30. Januar 1878.

50jährigen Ordinariatsjubiläum, wurden uns von Freunden und Verwandten viele Aufmerksamkeiten bewiesen, welche uns die Tage zu wirklichen Festtagen machten, und zum letztgenannten fehlte es auch nicht an verschiedenen Ehrenbezeigungen, als Deputationen, officielle Gratulationen von auswärts, einer Ordenserhöhung. Am meisten aber wurde ich überrascht durch 1) die Ernennung zum Ehrenbürger Leipzigs — noch heute ist es mir räthselhaft, wie ich dazu gekommen, und 2) eine durch den mir unbekannten Pastor Kümmel vermittelte Gratulation Seitens der Kirchgemeinde zu Großsärchen, meinem Geburtsorte*), mit dem ich doch seit meinen frühesten Jahren nicht mehr in Verbindung stand. Der Pastor hat gar um 2 Uhr Nachmittags, meiner Geburtsstunde, mit den Kirchenglocken läuten lassen, was er selbst verantworten mag, und dazu das Grabmal meines Vaters und das Bild meines Großvaters in der Kirche**) bekränzen lassen. Ich schrieb ihm, da ich in der Särchener Kirche getauft worden, nähme ich im voraus das Geläut als meinem letzten Tage geltend an."

Die Sommerreisen werden zur Seltenheit. In den letzten sieben Jahren wird nur eine solche — nach Georgenthal in Thüringen — mit dem Neffen der Gattin, Wilhelm und dessen Familie unternommen; Thüringen war seit dem Ilmenauer Aufenthalt (1839) immer Fechner's Lieblingsland, das Land mit den saftigen Triften, schattigen Waldbergen und vom Sange der Vögel belebten Laubhallen. Es ist die letzte Reise (1884). Er schreibt ein Jahr später: „Das Bedürfniß der häuslichen Bequemlichkeit fängt an zu überwiegen; meiner Frau versagen bald die Füße, und da auch den meinigen die frühere Rüstigkeit fehlt, ist in Berggegenden nicht viel mehr für uns zu suchen."

Einige Zeit darauf spricht er sich niederschriftlich über seine Philosophie also aus: „Daß meine philosophischen Ansichten in den

---

*) Vergl. oben S. 22.

**) Vergl. oben S. 19.

letzten Jahren einen wesentlichen Fortschritt in der öffentlichen Anerkennung gemacht haben, kann ich nicht sagen, indeß ich es vielleicht von privater Anerkennung derselben sagen kann. In erster Hinsicht gestehe ich, einen größeren Erfolg von meiner Schrift: „Die Tagesansicht u. s. w. 1879" erwartet zu haben; auch ist sie ja beachtet, in philosophischen und theologischen Zeitschriften besprochen und natürlich in den Punkten, wo sie mit den Ansichten der Referenten zusammentraf, beistimmend besprochen worden, im Uebrigen möglichst bemäkelt, bemängelt und damit abgethan worden. Doch sterbe ich nach Allem mit der Ueberzeugung, daß die Tagesansicht nicht mit mir sterben, sondern nach mir wachsen wird; mag sie auch zunächst mit mir zu Grabe gehen; denn nicht Alles unter der Erde verwest, sondern Manches wächst und durchbricht endlich siegreich die deckende Erde, sind einmal die Keime gesäet. Sehe ich doch keinen andern Weg, als den der Tagesansicht, Religion und Naturwissenschaft zu versöhnen, dem Pessimismus zu wehren und dem Materialismus die Waffen zu entwinden, um ihn damit zu schlagen, und keine anderen Principien, den Weg dazu zu finden, als die der „Drei Motive und Gründe des Glaubens 1863", denen ja auch jeder gern beistimmt, so weit er nicht selber dagegen fehlt, was doch von den ganzen jetzigen Weltansichten gilt. Und nun glaubt man freilich, eine Sache, die lange auf dem Kopfe gestanden, werde verkehrt, wenn man sie auf die rechten Füße stellt."

„Auch für die Fortschritte oder nur Haltung der Psychophysik sind die Aussichten zunächst nicht versprechend. Da ich meine „Elemente der Psychophysik" (1860) nicht noch einmal habe herausgeben können und die „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik" (1882) nur einen unvollkommenen Ersatz dafür bietet, fehlt es an einer Grundlage, woran sich zu halten."

„Somit sehe ich einen zeitweisen Verfall der Psychophysik voraus, um so mehr, als sie, näher zugesehen, die anfänglich vorauszusetzende große Bedeutung sei es für Philosophie oder Physiologie oder Psychologie doch gar nicht zu bewähren scheint. Gegen das

psychische Maaß derselben sträuben sich die Philosophen so zu sagen noch mit Händen und Füßen. Im Gebiete der äußeren Psychophysik sind einige interessante Gesetze, das Weber'sche Gesetz, das Schwellengesetz, das Parallelgesetz gewonnen, aber was thut man damit, und was weiter?"

„Der Uebergang von ihr zur inneren Psychophysik und hiermit zu den quantitativen Grundbeziehungen zwischen Leib und Seele liegt noch in Streit, und die Frage, ob nicht die ganze Welt über den Menschen hinaus ein allgemeines psychophysisches System ist, auf welches die am menschlichen System bewährten Gesetze Anwendung finden, ist außer von mir noch gar nicht in Betracht gezogen oder in Angriff genommen, und meine Anregungen und Bestrebungen in dieser Richtung bisher umsonst gewesen (s. „Revision", S. 14. 15). Auch werden sie es bleiben, bis die Tagesansicht zur Ansicht des Tages wird, und die Psychophysik hiermit von selbst zu einer ihrer Unterlagen wird."

Die letzte tagebuchartige Niederschrift, welche ich finde, ist vom 8. October 1886, also ein Jahr vor seinem Ende. „Seit ungefähr Mitte Juni hat sich der Zustand meiner Augen wieder so verschlimmert, daß ich meine Arbeiten habe einstellen müssen. Ich kann zwar langsam hinter einander schreiben; aber nur zeilenweise, mit längeren Absätzen zwischen den Zeilen, lesen, und auch das nicht lange fortsetzen, Rechnungen mit Aufsuchung von Logarithmen aber gar nicht ausführen; das Lichtflackern vor den Augen und die Scheu vor hellem Lichte haben erheblich zugenommen. Die Hauptarbeit, womit ich jetzt beschäftigt war, über die von mir sogenannte „Collectivmaaßlehre", wird nun wohl unvollendet bleiben müssen, denn es scheint nicht, daß der Zustand sich wieder bessern will; so bin ich einer oft peinlichen Langeweile preisgegeben, da Vorlesenlassen doch nicht für den ganzen Tag reicht, und hauptsächlich muß Spazierengehen helfen, die Zeit todt zu schlagen, das ist freilich auch langweilig, aber doch weniger als zu Hause still sitzen oder in der Stube herumgehen."

Der geschilderte Zustand besserte sich wieder, wie es denn seit der großen Krisis immer mit den Augen bald besser bald weniger gut ging. Schon im Sommer 1887 empfand der greise Denker eine Zeit lang eine Anwandlung von Schwäche, welche ihn zum Stillsein mahnte und lange ans Haus fesselte. Vielleicht ein leiser Schlaganfall, ein Vorbote des kommenden größeren. Aber dann fühlte er sich wieder kräftiger, und er arbeitete wie sonst von früh bis Abend, als ihn ein Schlaganfall, die linke Seite lähmend, auf's Lager streckte, von welchem er nicht wieder aufstehen sollte. Seine Lebensweise hatte sich immer mehr eingeschränkt, es waren fast nur noch die Häuser des Neffen seiner Gattin und seines eigenen Neffen, welche er ab und zu mit einem Besuch erfreute, die gleichalterige Generation war vor ihm fast bis auf den letzten Mann gefallen.

Ich würde aber ein sehr unvollständiges Bild von dem letzten Jahrzehnt Fechner's liefern, wenn ich nicht neben dem guten Dienste, welchen Herr Wirth durch Vorlesen wissenschaftlicher Schriften seinem gelehrten Freunde Jahre lang widmete, der Freundlichkeit einiger Damen gedächte, welche dem alternden Gelehrten manche sonnige Stunde bereiteten und anregenden Stoff aus der Welt draußen zuführten. Da war die Wittwe des Componisten Franz von Holstein, welche dem Gemüthsleben des Fechner'schen Ehepaars nahe stand, besonders seit sie (noch bei Lebzeiten ihres Gatten) zur Feier der silbernen Hochzeit Fechner's ein glänzendes sinniges Fest veranstaltet hatte; oft erfreuten diese sich an Holstein'schen Liedern, an den Aufführungen Holstein'scher Opern nahmen sie lebhaftesten Antheil, sie zählten den Umgang mit dem Holstein-Salomon'schen Hause zu den angenehmsten Stücken ihres geselligen Lebens. Auch die mit Frau von Holstein innig befreundete Wittwe des Cantor Dr. Hauptmann, des hervorragenden Musiktheoretikers, eine ungewöhnlich kleine, aber auch ungewöhnlich lebhafte und originelle, mit einer starken Stimme und bedeutenden künstlerischen Gaben ausgestattete Frau, schenkte dem Fechner'schen Hause viele Stunden, las vor, und mancher ästhetische Strauß ward in humoristisch gewürzter Unterhaltung mit

ihr ausgefochten. Sehr treu hielt ferner Frau von Hahn zu dem Ehepaar, indem sie regelmäßig jede Woche einen Abend zum Vorlesen und Erzählen kam; aus den zwei Welten der Literatur und der Begebenheiten theilte sie Alles mit, was sie selbst gelesen, erlebt oder erfahren hatte; so ward sie zum Hauptorgan, durch welches Fechner mit der Außenwelt in Berührung blieb, und er wußte nicht genug zu rühmen von der unermüdlichen Liebenswürdigkeit und unerschöpflichen Mittheilsamkeit dieser Dame, die, später erst in Fechner's Lebenshorizont eintretend, doch zu einer wahren Hausfreundin geworden war. Die jüngste und nächste unter diesen Hausfreundinnen aber war Fräulein Isidore Grimmer, genannt Isi, eine Tochter des Jugendfreundes Grimmer. Ausgerüstet mit lebhaftem Sinn für alles Künstlerische, hingeneigt zur antiken Welt, vertraut mit deren Erscheinungsformen, kritisch und dichterisch zugleich, dem ästhetischen Standpunkt Fechner's oft entgegengesetzt und voll eigener fester Ueberzeugungen, bot sie dem Humor und der Streitlust des älteren Freundes, der sie hoch schätzte, reichlich Berührungs- und Angriffspunkte, und es war immer höchst ergötzlich, dem jedesmal sich erneuernden Turnier mit seinen Wechseln und Wiederholungen zu folgen. Wenn „Isi" zugegen war, fehlte es nie an neckischen Wendungen und sprühenden Funken. Ich darf auch Fräulein Fritzsche, die mit Fechners während ihres Besuchs des Neffen in Hosterwitz bekannt geworden war, nicht übergehen; mit treuer Anhänglichkeit lange Jahre hindurch, oft an mehreren Abenden in der Woche, bald vorlesend, bald im sinnigen Gespräch half sie die Zeit verkürzen und verstand durch ihre zierliche Unterhaltungsgabe dem Gelehrten sich werth zu machen.

Und es war kein bloß äußerliches Verhältniß, in welchem diese Fünf zu dem Fechner'schen Hause standen. Sie griffen tief ein in das Gemüthsleben und waren eine wahre Bereicherung desselben, von Fechner selbst mit wärmstem Danke begrüßt. Die Freundschaft reichte über die Kluft des Todes hinüber und setzt sich für die Wittwe wie ein Vermächtniß fort.

In Fechner's letztem Jahrzehnt, welchem die alten nahen Freunde sämmtlich durch den Tod entrissen waren, füllten Frauen die Lücke aus, und man möchte sagen, daß auch hier sich der alte Satz bewährte: im Greisenthum kehrt der Mensch zur Kindheit zurück. Wie in der Kindheit des Menschen Frauen die oberste Rolle spielen, so fand sich Fechner, der Greis, wieder von Frauenhuld umgeben. So trug, die treue Gattin, allezeit Gefährtin und Pflegerin, unterstützend und mit erfreuend, zu dem Gold des Abendroths, welches seinen Lebensabend umsäumte, mehr bei, als in kurzen Worten ausgesprochen werden kann.

Mitten aus der Arbeit ward er abgerufen. So Vieles er auch in seinem langen reichen Leben vollendet hatte, war er doch noch Vieles schuldig, was er nicht vollendet hatte, als Gott ihn selbst für vollendet erklärte. Ganze Stöße unvollendeter Arbeiten hat er hinterlassen, Einiges so, daß es für möglich und werth gehalten wird, als posthume Schriften veröffentlicht zu werden. Von Anderem hat er selbst ausgesprochen, daß es Bruchstück bleibe und nicht zur Veröffentlichung geeignet sei. Jene Stöße bezeugen, daß das im Anhang hinzugefügte sorgfältige Schriftenverzeichniß, welches der Hand des Herrn Dr. Rudolph Müller in Dresden, eines treuen von ihm hochgeschätzten Freundes Fechner's, verdankt wird, längst nicht zum Vollmaaß seiner Gedankenarbeit hinanreicht. Eine „Schule" hat Fechner nicht eigentlich hinterlassen, wenigstens ist dieselbe erst in der Bildung begriffen, in keinem der Fortsetzer seiner Theorien erkannte er diese ganz wieder. In fester Ueberzeugung, wenn auch nicht mit den Erfolgen recht zufrieden, schied er — ein Arbeiter im Reiche der Gedanken wie wenige, ein Gelehrter, auf welchen sein Vaterland stolz und dankbar blicken kann.

Seine treue Lebensgefährtin aber lebt in Erinnerungen. Ein solches Denkerleben als geistiges Mitbesitzthum einer Frau ist wohl eine Seltenheit. Sie kennt das, sie weiß es zu würdigen, das Bild ihres Gatten steht noch in erster Lebendigkeit vor ihr, und er bildet allezeit den Mittelpunkt ihrer auf das Ende gerichteten Gedanken.

Fechner ist der letzte dieses Namens in unserer Verwandtschaft. Sein Großvater Fechner, der Großsärchener Pastor, hatte elf Kinder gehabt, von denen aber nur drei das Jugendalter überdauerten, nämlich drei Söhne: Jakob, Gottlieb und der Pastor (seines Vaters Nachfolger im Amt). Die ersteren zwei starben unverheirathet, der Pastor blieb allein übrig; nur er hinterließ Nachkommen, aber seine zwei Söhne, Eduard und Theodor, sind ohne Hinterlassung von Kindern gestorben, denn der Erstere blieb unverheirathet, und des Anderen Ehe war kinderlos. Aus den Ehen seiner Töchter, der Schwestern unseres Fechner: Emilie, Clementine und Mathilde, erwuchsen zwar Kinder, aber nur die drei Söhne der Emilie verehel. Kuntze verheiratheten sich und haben Kinder, darunter fünf Söhne, so daß der Name Fechner gewissermaaßen in den Namen Kuntze übergegangen ist. Mit dem Tode unseres Fechner ist also dieser Name für uns auf den Aussterbeetat gesetzt.

Dagegen ist die Familie Fischer durch den Onkel und Pflegevater Fechner's von der Lausitz nach Thüringen umgepflanzt worden. Sie lebt zum Theil noch dort, in mehreren Zweigen verbreitet, und figurirt in unserem Verwandtschaftsbild unter dem Namen der „Thüringer Verwandten". Die Lausitz ist vor Jahrhunderten von Thüringen aus germanisirt worden; hier sehen wir nun sich in einem kleinen Stromarm eine rückläufige Bewegung vollziehen. Von den drei Söhnen des Superintendent Fischer, in dessen Hause Gustav Theodor Fechner seinen ersten Unterricht empfing, ging der älteste (Paul) nach Australien, der zweite (Dedo) nach Rußland und der dritte (Ernst) ward Pastor im Thüringischen. Gegenwärtig sind von den Nachkommen des Superintendent Fischer sechs Pastoren in Thüringen, davon Einer, Namens Fischer; es sind theils Enkel, theils Urenkel und tragen die Namen Flemming, Hardt, Müller und Scharfe.

X. Abschnitt.

Der ganze Fechner.

Ich verdiene mir vielleicht den Dank Mancher, wenigstens der Angehörigen Fechner's, wenn ich versuche, mit einigen Strichen das Gepräge seiner Persönlichkeit zusammen zu fassen. Der Bildhauer thut das, indem er Antlitz, Gestalt und Haltung zum körperlichen Ausdruck bringt und die im Leben vollzogene Selbstschöpfung gewissermaaßen nachschafft. Ich kann Fechner nicht abbilden, nur schildern, und die Schilderung muß die Züge des Seelenlebens sammeln, um daraus eine Gestalt, eine ganze und abgeschlossene Gestalt, vor unserem Geistesauge erstehen zu lassen. In der Einleitung unternahm ich, ein vorläufiges Bild der Persönlichkeit Fechner's zu entwerfen; jetzt gilt es, die Lebensfäden, nachdem sie auseinandergelegt sind, nochmals zu sammeln und im engeren Rahmen auszugsweise zusammenzufassen.

Fechner's äußeres Leben spann sich ungefähr in der gleichen Einfachheit ab, wie dasjenige des Philosophen Kant, welcher in Königsberg lebte und lehrte und von Königsberg aus die deutsche, ja die europäische Gedankenwelt in Bewegung setzte. Ebenso reich, wie Kant's Innenleben, war auch dasjenige Fechner's. Nichts entging seinem Auge, zu Allem suchte und wußte er sich in ein vernünftiges Verhältniß zu setzen. Es könnte mich reizen, einem solchen Denkerleben, arm an äußeren Thaten und drastischen Erlebnissen, aber reich an Einfällen und Empfindungen, Gedanken und Systemen, Plänen und Experimenten das Leben irgend eines der tapferen Heerführer gegenüberzustellen, wie solches z. B. in

Dahn's Kampf um Rom gar anschaulich geschildert ist, reich an Bildern, Scenen und Thaten der Willenskraft und Kampfesfreudigkeit, aber vielleicht recht arm an feineren Empfindungen, freien Blicken und bewußten Idealen. Welcher Kontrast innerhalb Einer Nationalität! Dort auf der germanischen Kindheitsstufe drängt alles Leben und Weben nach Außen und setzt sich in greifbare Gestalten und Formen um; hier auf der Höhe des reifen Alters der Nation strebt alles Thun mehr nach Innen im ruhigen Ausbau des Geistes und der „Rufer im Streit" der Geister wird mehr gleichgültig gegen die Reize farbenreicher und plastischer Lebensfülle.

Und doch! In der stolzen und unermüdlichen Kampfeslust thut es der gelehrte Denker dem einstigen Kriegshelden gleich. Mit Heroismus stürzt sich der Eine wie der Andere in die Reihen der Gegner und behauptet sich im wogenden Getümmel der Massen, seinen Pegasus, das Streitroß, bald hierhin, bald dorthin werfend und die Waffen nach allen Seiten schwingend, wie das von Prokopius und Dahn so schön uns vorgemalt wird. Wer kämpfte lieber als Fechner, der sich der Schärfe und Verläßlichkeit seiner Waffen und Rüstung bewußt war, sei es, daß es galt, den Sturmbock gegen die verrottete Methode der alten Naturwissenschaft oder den Schlendrian der medicinischen Praxis oder die geistlose akademische Manier in der Kunst vorzutreiben, sei es Vorurtheilen eines Individuums oder des Publikums in Leben und Wissenschaft mit sarkastischem Griffe die Lebensluft abzuschneiden, sei es Angriffen, wie dem Schleiden's in der Mondfrage, mit der Degenspitze höflich-eleganter Ironie zu begegnen und dem Widersacher gleichsam im Floretkampf auf Parketboden zierliche und fest sitzende Wunden beizubringen.

Wer das am Ende des Buches befindliche Verzeichniß der literarischen Erzeugnisse Fechner's überblickt, den muß Staunen ankommen ob der Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit. Sein ganzes langes Leben war eben durchaus von der Arbeit am Schreibtisch erfüllt; der Unterbrechungen waren zu allen Lebenszeiten immer

nur wenige und nur kurze. Selbst auf Reisen hielt er es ohne literarische Thätigkeit nicht lange aus. Auch wenn er mit der Gattin, die so gern das Haus ihres ältesten Bruders in Halle besuchte, dorthin zu fahren aufgefordert wurde, hörte man gewöhnlich aus seinem Munde: ja, was soll ich aber drüben den ganzen Tag machen? Er führte allerdings mit jenem, dem Physiologen Volkmann, eingehende naturwissenschaftliche Gespräche, und der Schwager wendete sich oft und gern an Fechner, um dessen Ansicht und Kritik zu hören; ich habe viele solcher Gespräche mit angehört und dabei stets die große Sicherheit und Klarheit Fechner's in den Gebieten der exakten und eleganten Methode bewundert. Aber auch solches Gespräch reichte ihm zur Geistesbeschäftigung nicht lange aus; ohne Tinte und Feder glich dieser gelehrte Mann einem Schmied ohne Hammer und Amboß. Wenn er, was in den letzten Jahrzehnten seines Lebens fast regelmäßig — abgerechnet die allerletzten Jahre — geschah, in die Sommerfrische ging, that er das nie ohne großen Feder- und Papierapparat und ganz bestimmte Arbeitsgegenstände. Wenn man ihn frug, warum er nicht einmal ausruhen wolle, antwortete er nicht mit dem Hinweis auf sein reiches Lager von Thematen, oder auf sein Bedürfniß zum Formen und Schaffen, sondern mit der überraschenden Motivirung, daß er sich sonst langweile; er halte es, wenn er nicht arbeite, vor grausamer Langeweile nicht aus. Dieses Gefühl der Langeweile muß in seiner Seele eine ganz besondere Rolle gespielt haben; wenn er sie nannte, machte es den Eindruck, als habe sie etwas Peinvolles für ihn, er floh sie wie einen Schmerz. Fechner hatte bei seiner einförmigen und ausdruckslosen Lebensweise ein lebhaftes Verlangen nach Mannigfaltigkeit geistiger Beziehungen und einen empfindlichen Sinn gegenüber eintönigen Wiederholungen; in seinem humoristischen Lied über die Pappelallee von Leipzig nach Halle hat er dem Ausdruck gegeben. Vermochte er nun sein äußeres Leben nicht abwechselungsvoll genug zu gestalten, so hatte er um so lebhafteres Bedürfniß, in seinem Inneren mannigfache Rich-

tungen einzuschlagen und seinen Geist in unablässiger Bewegung zu erhalten. Mir machten sein Arbeitstrieb und seine Arbeitsgewohnheit zuweilen den Eindruck einer Arbeitsmaschine; es war wie ein Naturgesetz, dem er arbeitend Folge leistete. Auch die Wahl der Themata erschien fast unabhängig von seiner freien Entschließung; die Themata legten sich ihm nahe, erfaßten ihn, befehligten und drängten ihn; er war ihnen wie ihr Sklave unterthan, gehorsam bis zur Erschöpfung. Seinen Thematen gab er sich hin, oft ohne festes Ziel, ohne bestimmte Disposition, ohne Gewißheit des Erfolgs. So arbeitete er mit Emsigkeit an der Frage des Somnambulismus, später des Spiritismus, an der Frage des goldenen Schnitts, endlich der Holbein'schen Madonna, und verwendete sehr viel Zeit und Anstrengung auf Alles, auch den kleinsten und mühsamsten Einzelnheiten nicht aus dem Wege gehend und überall die Methode des praktischen Experiments befolgend, ohne doch mit sich und mit den entgegenstehenden Meinungen aufs Reine zu kommen und sich und Anderen Genüge zu leisten. Sein Geist war wie ein endloser Regen, welcher das Strombett seiner literarischen Thätigkeit füllte, und nicht bloß den Strom schwellte, sondern ihn rechts und links über die Ufer treten und Nebenarme bilden ließ; manchmal endeten solche in stehenden Wassern. In seinem schriftlichen Nachlaß fanden sich zahlreiche Haufen von Rechnungstabellen, Entwürfen und Ausarbeitungen, welche ohne Resultat liegen geblieben und theilweise von ihm selbst ausdrücklich als aufgegebene Projekte bezeichnet sind.

Alle die Richtungen, welche sein Geist später im Schaffen einschlug, waren in ihm gewissermaaßen von Haus aus vorhanden, fertig neben einander, es bedurfte nur des gehörigen Zeitmaaßes, um sie zur Darstellung zu bringen. Seine Gabe des Schilderns einfacher Lebensscenen, seine Beobachtung der Natur aus dem Standpunkt ästhetischer Würdigung wie exakter Untersuchung, sein mathematischer Sinn, seine humoristische Ader, sein Interesse für die Nacht- und Traumseite des Menschengemüths finden sich bereits in der Jugend so ausgebildet, daß man sein Leben kaum als einen

Fortschritt, als eine progressive Entwickelung, sondern nur als eine Auswirkung und Auseinanderlegung eines vorhandenen Vorraths charakterisiren kann. Von Klein auf war er der fertige Denker, der im Spiel Ernst machte und in ernsten Dingen zu spielen schien. In der That mischten sich in ihm gern Ernst und Spiel, die er selbst nicht zu trennen liebte, vielleicht nicht zu trennen wußte. Wäre ein solches Erbtheil denkbar, ich würde sagen, er habe Alles, was er im Innern hatte und konnte, ererbt und sei nur bestellt gewesen, diese Erbschaft vor den Augen Anderer auszubreiten.

Eigentliche Schaffens freudigkeit war nicht leicht an ihm wahrzunehmen. Sein Arbeiten war fast immer mit hoher Anstrengung verknüpft. Er selbst äußerte oftmals, die Arbeit sei ihm nie leicht geworden, das Formen und Disponiren der Gedanken kostete ihm Mühe. Zwei, drei, auch vier Mal schrieb er die einzelnen Partien um; die Mathematik, die er so sicher handhabte, verursachte ihm nach seiner eigenen Aussage große — ja er behauptete: zuweilen unüberwindliche — Schwierigkeit. Man sieht es seinem leicht fließenden Styl nicht an, wie viel er prüfte und polirte. Er war berühmt und beliebt als Tischredner und mancher seiner Toaste bei feierlichen Banketten machte Sensation; aber die größeren Toaste zeichnete er vorher wörtlich auf. Ich erinnerte mich noch deutlich seines letzten öffentlichen Toastes auf einem Leipziger Rectoressen, welcher eine Kette launiger Einfälle war, und ich war sehr überrascht, den wörtlichen Text dieser langen Rede — denn so muß man sagen — in seinen Papieren zu finden. Auch bei Privatfestlichkeiten sprang der Quell seines Humors, der ebenso kindlich wie sarkastisch sein konnte; jedes Mal erwarteten seine Freunde und forderten, daß er die Lippen öffne; er war unter ihnen ein halbes Jahrhundert lang der gleichsam prädestinirte Tischredner, und der Born schien unerschöpflich, sein Witz immer leuchtend und treffend.

Fechner's Leben vollzog sich im engsten Rahmen. Im kleinen Studirzimmer, wo weder für ein Sopha noch für irgendwelchen Zimmerschmuck Raum war und er sich gleichsam nur um sich selbst bewegen oder drehen konnte, saß er auf dem lehnenlosen Schemel an dem erhöhten Schreibtisch oder stand auch stundenlang frei aufrecht davor. Das kleine einfenstrige Studirzimmer war das einzige seiner (letzten, fast 40 Jahre innegehabten) Wohnung, welches nach Norden ging und daher für seine Augen zuträglich war. Der Holzkorb zu seiner Rechten, der ihm als Papierkorb diente, war ihm das wichtigste der Möbel außer dem Schreibtisch, denn in ihn wanderten alle abgängigen Papiere, deren Unmassen unter seiner Hand erwuchsen. Es hat vielleicht nie einen Gelehrten gegeben, welcher mit seiner geistigen Arbeit so viel Schreibpapier wie er verbrauchte. Dieser Papierconsum, der geradezu phänomenal genannt werden muß, rührte daher, daß Fechner nicht bloß, von Früh bis Abend Jahr aus Jahr ein schreibend thätig, sehr schnell und in großen Zügen schrieb, sondern dabei auch sonst in wenig sparsamer Weise mit dem Papier verfuhr. Er brachte nicht viele, etwa durchschnittlich 15 Zeilen auf die Quartseite, brach auch oft mit der Hälfte oder einem Viertel dieser Zeilenzahl ab, indem er dann auf eine neue Seite übersprang. Er verfuhr selten so, daß er lange still nachsann und erst die fertige Passage zu Papier brachte; meist schrieb er sofort und eilig nieder, strich dann vielfach, oder warf das ganze Blatt in den Korb, schrieb nochmals und so nicht selten drei und vier Mal nacheinander. Er pflegte auf einzelne Quartblätter zu schreiben, und füllte häufig an Einem Tage den Papierkorb, dessen Inhalt dann in dem Küchenofen sein Dasein beschloß. Die Ausgabe für Schreibpapier war die einzige Ausgabe von Erheblichkeit, welche er sich gestattete. Sonst waren seine Bedürfnisse auf das geringste Maaß beschränkt. Er hatte keine Passion, keine Angewohnheit, keine Prätension. Schreibend sann er, sinnend schrieb er. Das war der Rahmen, der Gang seines Lebens, eines Gelehrtenlebens strengsten Sinnes.

So war's, seitdem er in Leipzig überhaupt literarisch zu producіren anfing. Der Mensch drohte im Gelehrten aufzugehen. Als ich in sein Haus kam, stand er so tief in der Gedankenarbeit und ging so ganz darin auf, daß die Angespanntheit seines Geistes sich wie ein Flor über sein Antlitz breitete, und der starre Blick des Auges das Abgekehrtsein von aller Umgebung verrieth. Wir Kinder konnten damals keine Beziehung zu ihm gewinnen, kein Zutrauen fassen, wir scheuten uns vor seinem Blick; sein jüngster Neffe, welcher ein unzähmbarer Wildfang war, konnte nur dadurch in die Schranken gewiesen werden, daß er in seines Onkels Studirzimmer gebracht ward, wo er auf einen Stuhl in der entferntesten Ecke gesetzt mäuschenstill, durch des schreibenden Onkels Gegenwart wie gebannt, verharrte, bis die Erlösungsstunde schlug.

Solche Angespanntheit und Unnahbarkeit würde sich wahrscheinlich zu einem Charakterzug ausgebildet haben, wenn nicht die pathologische Krisis des Jahres 1840 dazwischen getreten wäre und der ursprünglichen kindlichen Frische und freundlichen Milde wieder zum Durchbruch verholfen hätte. Als Fechner des Gebrauchs der Augen beraubt, auf fremde Diensthülfe und häusliche Geselligkeit Jahre lang sich angewiesen fand, lernte er wieder die Fühlfäden des Gemüths ausstrecken und an den kleinen menschlichen Erlebnissen warmen Antheil nehmen. Er ward wieder mittheilsam und zugänglich; das Herz kam gegenüber oder neben dem Kopfe zu seinem Recht. Seitdem ist dem Gelehrten das mild-ernste, freundliche Angesicht mit dem immer zum Streit, aber auch immer zum Entschuldigen bereiten Munde geblieben, und die von Gustav Kietz modellirte Büste, welche durchaus nicht unfreundlich gehalten ist, scheint manchem Näherstehenden noch nicht freundlich und mild genug gerathen. So ist der Typus freundlichen Sinnes der Erinnerung der Freunde eingeprägt.

Man kann aber nicht sagen, daß Fechner ganz und gar beziehungslos zur Außenwelt gestanden hätte. Was in Staat und Gemeinde, Poesie und Kunst, im Wirthschafts- oder Kirchenleben vor sich ging, weckte seine Aufmerksamkeit und gewann seinen Lippen manche geistreiche, lichtvolle, anregende Bemerkung ab. Allein solche Ausblicke waren nur Blicke durchs halb geöffnete Fenster aus dem Studirzimmer; sie lösten ihn nicht von dem Gespinnst seines gelehrten Denkens und bildeten nur vorübereilende Pausen des eigentlichen Pulsschlags. Sie unterbrachen ihn eigentlich gar nicht, seine Gedankenarbeit ging sofort ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Keine Correspondenz, keine Vereins-, keine Senatssitzungen, keine sonstigen Conferenzen; nur die seltenen Sitzungen der Gesellschaft der Wissenschaften besuchte er.

In seinen Aufzeichnungen über die Pariser Reise finden sich kurze Schilderungen von Schweizerseen, in welchen das Bild eines Eremiten mehrmals wiederkehrt*). Dieses Bild stammt so recht aus dem tiefsten Innern seines Seelenlebens, und wir dürfen es in Anwendung auf ihn selbst verwerthen. Fechner gleicht einem Eremiten. Er gleicht ihm in der stillen Zurückgezogenheit seines Lebens, in der Wandellosigkeit seines Wohnsitzes, in der äußeren Bedürfnißlosigkeit. Von dem engen Punkte seines Daseins aus — er hat selbst einmal eine gelehrte Abhandlung über den Punkt überhaupt geschrieben — gleichsam auf einer stillen Insel sitzend, ließ er seinen beschaulichen Blick schweifen nach den Gipfeln der rings ihn umgebenden Kette von Bergen mit ihren Matten und Gletschern, in alle Fernen zu dringen trachtend und die Welt immer wie von hoher Warte oder aus einem Luftballon beobachtend. Der Blick in die Welt war immer nur wie eine kurze Unterbrechung seiner Gedankenarbeit, welche von Innen heraus spann und trieb. Seine Receptivität war nicht groß, groß war er nur in der Produktivität. Mir war an ihm die zu allen Zeiten gemachte Bemerkung interessant, wie seine

*) Vergl. oben S. 71.

leibliche und seine seelische Constitution parallel ging. Fechner besaß ein sehr geringes Maaß von Genußfähigkeit. An Speise und Getränk nahm sein Körper nie viel auf; er rauchte nie; selbst auf Reisen und unter Anstrengungen genoß er nicht reichlicher als daheim; das Vergnügen aller Art erschöpfte sich sehr rasch an ihm. Nicht Erholung, sondern Abspannung folgte, wenn das kleine ihm beschiedene Maaß überschritten war, und wie ein tiefer Schatten lagerte sich ihm hart an die Schwelle des Vergnügens das peinigende Gefühl der Langeweile.

Die Arbeit des Denkens war ihm wie ein Fatum, das über ihm schwebte und ihn nicht frei ließ. Man findet das oft bei bedeutenden Menschen, daß sie ihrer natürlichen Anlage gegenüber die Freiheit des Wollens eingebüßt zu haben scheinen und wie willenlose Werkzeuge einer Naturmacht in dem ihnen beschiedenen Kurse dahin treiben. In seinen Selbstbekenntnissen tritt ein solcher Charakterzug Fechner's mehr als ein Mal hervor, ich erinnere nur an die Einleitung seiner autobiographischen Krankheitsgeschichte. Die Naturanlage ist so bestimmt und so mächtig, daß alle übrigen von Außen kommenden Lebensbedingungen dagegen weit, weit zurücktreten und ihre bestimmende Kraft verlieren. Es schien, als herrschte Fechner nicht über seine Gedanken, sondern als herrschten seine Gedanken über ihn. Er arbeitete, weil er arbeiten mußte, er arbeitete so und nicht anders, weil er nicht anders konnte. Dennoch, ich muß das wiederholen, würde im Irrthum sein, wer da meinte, der Mensch sei im Gelehrten aufgegangen. Fechner blieb den kleinen menschlichen Gemüthsbewegungen des täglichen Lebens zugänglich, er nahm lebhaften Antheil an den Leiden und Freuden der Verwandtschaft, die Hingebung an die schriftstellerische Arbeit machte ihn nicht stumpf und gleichgültig gegen die Anliegen und Interessen der ihm Nahestehenden; selten wird es einen so grundgelehrten Denker gegeben haben, der zugleich so offenen Sinn für das Kleinste in Menschenleben und Natur, wenn es nur irgendwie interessant war, sich zu bewahren gewußt, ja vielfach gepflegt hätte. Die zahlreichen

genrebildartigen Scenenschilderungen aus dem geselligen Alltagsleben, welche sich in seinem Archiv vorgefunden haben und zum Theil bereits dem engeren Kreise der Freunde bekannt waren, bezeugen das.

Fechner war nicht von hervortretender Initiative in der Unterhaltung. Er ließ es an sich kommen, und gab selten die gesellige Parole aus. Aber er war gern bereit, fremde Offerten anzunehmen, und ging leicht und lebhaft auf Gesprächsstoffe von allgemeinerem Interesse ein, mochten sie der Philosophie oder Kunst, der Politik oder Religion angehören. Für Geschichte und Pädagogik hatte er kein lebendiges Interesse. Dagegen beschäftigte ihn vielfach die Traum- und Dämmerseite der Seele; Somnambulismus und Tischrücken, Od und Spiritismus nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch und reizten ihn unablässig zu Nachdenken; gern ließ er sich in Gespräche darüber ein und noch in den letzten Jahren veranlaßte er den Besuch eines Dresdener Magnetiseurs, dessen Mittheilungen und Auseinandersetzungen er zwar nur halbgläubig, aber mit Interesse anhörte.

In Gesellschaft, wo er die Pflicht fühlte, die Kosten der geselligen Unterhaltung mit zu bestreiten, verstand er sich immer bereitwillig zur Initiative, brachte Manches aufs Tapet, erzählte gern kleine Anecdoten, die er zufällig gelesen, und knüpfte an Gesehenes und Erlebtes oder auch neckisch an anwesende Personen an, um dann opponirend und disputirend das Gespräch weiter zu fördern.

Fragt man nach seiner Correspondenz, so ist nicht viel zu sagen. Viele Biographien verdienter Männer sind in dem letzten Vierteljahrhundert erschienen, welche hauptsächlich aus Briefen des Geschilderten bestehen, und solche Briefe sind meist das Werthvollste davon. Anders ist es bei Fechner. Er liebte das Briefschreiben weniger als das Zeitalter seiner Jugend und als seine Freunde, von welchen viele an ihn gerichtete Briefe vorhanden sind; sie beklagen sich in denselben oftmals über Fechner's Schweigen. Nur mit Müller hat er dauernden, immerhin auch nur spärlichen Brief-

wechsel gepflogen. Außerdem sind mir fast nur wissenschaftliche Briefwechsel mit dem oder jenem Gelehrten bekannt, welche so lange anhielten, als das gelehrte Thema ausgiebig schien, und dann verstummten. Ein solcher gelehrter Briefwechsel (mit Prof. Preyer) ist neuerdings im Druck erschienen und wird die Fachmänner sehr interessiren. Fechner schrieb viel, schrieb unablässig, aber fast immer nur in Monologen, nicht in Conversation; er erledigte seine gemüthlichen Regungen und Erlebnisse meist nur in stillen Niederschriften, welche dann ins persönliche Archiv wanderten, wo sie in Mappen geborgen schweigsam und friedlich aufgestapelt lagen. Nur hier und da kam es vor, daß er auf Andringen im engsten Kreise irgend eine Schilderung genrebildartigen Gepräges hervorholte, wenn von vergangener Zeit die Rede war.

Seine tägliche Lebensweise war eine ganz regelmäßige und in seltenem Maaße einfache. Vormittags ging er nur ausnahmsweise aus; er verließ sein Studirzimmer nur zum Frühkaffee, den er ausnahmslos im Wohnzimmer seiner Gattin mit dieser einnahm, und dann meist noch einmal in der elften Stunde, wo er nochmals der Gattin einen kurzen Besuch abstattete. Seine Mittagsmahlzeit, früher um 12, später um 1 Uhr angesetzt, war äußerst frugal, Wein dabei auch im hohen Alter nicht regelmäßig. An Nachmittagsschläfchen war er nicht gewöhnt; statt dessen machte er einen Spaziergang ins Freie, meist in das Rosenthal, wo er seinen Nachmittagskaffee zu sich nahm und die Journale durchflog, aus welchen er manches Anecdötlein mit heimbrachte. Im Rosenthal pflegte er bei Kintschy Posto zu fassen, er galt dort als Stammgast, aber als alleinsitzender; nur zu Zeiten fand sich ein Schachspielgenosse zu ihm. An dem 50jährigen Dienstjubiläum des alten Kellner Weber dort nahm er mit Herz und Gabe treuen Antheil und pflegte zu sagen, der alte Weber und er seien die ältesten Anhänger Kintschy's; Weber hielt es für seine Domäne, Fechner zu bedienen; jener ist nicht lange vor diesem heimgegangen. Auch wenn Wohnbesuch bei ihm war, ließ er sich im Großen und Gan-

zen in seiner Arbeitsgewohnheit und Tageseintheilung nicht stören. Das ganze Hauswesen vom Keller bis zum Boden lag ganz in der Hand seiner Gattin, welche auch alle Rechnungen besorgte, und von der er sich von Zeit zu Zeit ein Taschengeld aushändigen ließ, womit er die Kosten von Schreibpapier und Nachmittagskaffee bestritt. Anderer Bedürfnisse war er ledig.

Theater und Concerte besuchte das Ehepaar nicht, höchstens dann, wenn einmal eine bestimmte persönliche Beziehung, z. B. ein Concert seiner Stiefnichte Clara Schumann oder die Aufführung einer Oper des ihm befreundeten Componisten Franz von Holstein dazu veranlaßte. Für Musik interessirte sich Fechner sonst wenig, obwohl er in seiner Jugend das Clavierspiel einigermaaßen getrieben hatte und eine gewisse Sympathie für die kleinen duftigen Compositionen seines Freundes Grimmer, der „Camill“ genannt, hegte, die er sich gern von seiner Gattin vortragen ließ. In den Concerten waren ihm Lieder, von Sängerinnen vorgetragen, das Liebste; an der Novello und Jenny Lind nahm er Interesse.

Mehr beschäftigten ihn Gemälde und Skulpturen, über welche er sich immer ganz unabhängig seine Ansicht bildete, ungestört, ja befestigt durch die Entgegnung seiner Freunde Prof. Weiße und Dr. Härtel. Durch Buchhändler Wigand war er mit Ludwig Richter, durch Dr. Härtel mit dem Maler Große bekannt geworden, welche sich für die originellen Kunstanschauungen Fechner's nachhaltig interessirten. Als Große die ihm übertragenen Freskogemälde mythologischer Stoffe im Leipziger Stadtmuseum ausführte, bildeten die Themata und der Styl des Werkes lange einen Hauptgegenstand der ästhetischen Gespräche zwischen Weiße, Härtel, Lampe, Schöne, Jordan, Lücke und Fechner, und Letzterer hatte und behauptete immer seinen besonderen Standpunkt. Im Härtel'schen Hause war die Hauptarena dieser theoretischen Kämpfe, die nie in Niederlagen endeten und sich immer erneuerten, gleich jener legendenhaften Hunnenschlacht, welche am Tage zwischen den Lebenden und zur Nachtzeit von den Seelen über der Erde fortgesetzt wurde. Mit

dem Jenenser Kirchenhistoriker Hase, einem Schwager Härtel's, mit dem Landschaftsmaler Friedrich Preller aus Weimar, mit dem berühmten Juristen Carl Georg von Wächter, mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, David, dem jungen Joachim, Frau Livia von Frege, Dr. Hauptmann, Franz von Holstein, Gustav Freytag und anderen Schriftstellern kam er des Oefteren in dem für Künstler wie Gelehrte gastlichen Hause des Dr. Härtel zusammen, wo künstlerische Interessen jederzeit edle Pflege fanden. Der Umgang des Härtel-schen und Fechner'schen Ehepaars blieb eng und ergiebig bis zum Tode; Dr. Härtel nahm, als Fechner sich den Madonna-Studien hingab, warmen Antheil an denselben und leistete ihm dabei bereitwilligst buchhändlerische Unterstützung und Förderung.

Seit der Uebersiedelung der Mutter Fechner nach Leipzig war der engere Familienkreis wieder ziemlich beisammen, die nach Grimma verheirathete älteste Tochter Emilie wenigstens nicht fern und des Oefteren zu Besuch anwesend, nur der Maler fern in Paris. Als Fechner sich eine eigene Häuslichkeit gründete, trat für seine Mutter eine Art Ersatz dadurch ein, daß Emilie nach ihres Mannes Tod mit ihren sechs Kindern 1834 nach Leipzig zog und später mit jener zusammenwohnte. Allein als die zweite Tochter, Clementine, welche mit dem bekannten Musikpädagogen Wieck, Vater der Clara Schumann, verheirathet war, mit Gatten und Kindern 1840 nach Dresden übersiedelte, lenkten sich die Gedanken der alten Dame wieder mehr nach diesem ihr liebgebliebenen Orte hin, und nach der Mutter Fechner Tode (1859) entschlossen sich die beiden verwittweten Töchter, Emilie und Mathilde, sich gleichfalls nach Dresden zu wenden, an welches sie durch unverlöschliche Jugenderinnerungen geknüpft waren. Seitdem war Fechner wieder allein in Leipzig, wie zu seiner Studentenzeit, und doch wie ganz anders, denn inmittels war er in einen anderen Verwandten- und Freundeskreis, den Volkmann-Härtel'schen, hinein gewachsen, die Weber-sche Familie trat nun gewissermaaßen an den leer gewordenen Platz.

Einmal im Jahre fanden sich die drei Schwestern noch in Leipzig bei dem Bruder zusammen, am 19. April, zu seinem Geburtstag, welcher als ein Familienfest gefeiert wurde. Jahrzehnte lang hat dasselbe ohne eine einzige Unterbrechung stattgefunden, und Fechner und seine Gattin freuten sich jedes Jahr immer schon lange vorher darauf; der Geburtstag empfing noch dadurch ein besonderes Relief, daß der Hochzeitstag des Fechner'schen Ehepaares unmittelbar vorausging. Als die jüngste Schwester, Mathilde, welche zuerst nach des Pariser Bruders Tode aus dieser Welt schied, fehlte, ward das Familienfest doch fortgeführt und erst durch Fechner's eigenen Tod unterbrochen.

Erst dieser Tod löste Fechner's Ehe, eine der friedlichsten und glücklichsten Ehen. Freilich war ihr der Kindersegen versagt; aber um so mehr wurden einander die Gatten im engen Heim, welches ihnen hinreichend, ja voll belebt und versüßt wurde durch treue Freunde in großer Zahl. Man kam gern ins Fechner'sche Haus, denn man war sicher des freundlichsten Empfangs, und man nahm immer ein Gastgeschenk anregender, veredelnder Gedanken mit hinweg. Seiner Gattin lebhafter ästhetischer Sinn, ihre Liebe zur Pflanzen- und Mährchenwelt sekundirten dem ernsten Denker und schufen ihm viele heitere, sonnige Augenblicke, Stunden, Tage. Auf ihren kleinen Erholungsreisen genossen sie gemeinsam und gleichartig, und die Gattin sorgte hinterdrein für die Auffrischung des Gedächtnisses, indem sie Scenen und Persönlichkeiten gern und anschaulich rekapitulirte.

Ich sprach schon von Fechner als Spaziergänger. Jahre lang ging er mit einem Hute, dessen vorragender Schirm ihn weithin kenntlich machte, oder mit einer blauen Brille bewaffnet. Er war daher auf den Straßen eine bekannte Persönlichkeit. Er schritt in sich gekehrt einher, auf die Begegnenden wenig achtend. Sein Gang war aber rasch und leicht, bis in sein hohes Alter, worüber oft seine Gattin angeredet und beglückwünscht wurde. Auf seine Garderobe achtete er wenig, und wenn er auch über Damentoiletten

seine sehr bestimmten Geschmacksansichten hatte, so dachte er doch nie daran, sich selbst im Einklang mit der Mode zu halten; oft nöthigte ihm die Fürsorge der Gattin eine neue oder wärmere Kleidung unter großem Widerstreben auf. Wie in Stube und Tracht einfach und anspruchslos, so war er auch in der Gewöhnung gegen Kälte nicht empfindlich. In seiner Jugend hatte er sich abgehärtet, der Schnee war ihm manchmal des Nachts durch's offene Fenster aufs Deckbett gefallen, ohne ihm zu schaden; seinen Rock knöpfte er selten zu, und selbst bei Sturm und Kälte war er durch wiederholte Ermahnung kaum zum Schließen der Kleidung zu bewegen.

Des Abends ließ er sich, nach dem frugalen Mahl, gern ein Stündchen von seiner Gattin oder seinem Neffen vorlesen. Zahlreiche Bücher: Reisebeschreibungen, Romane, Novellen, gingen so an seinem Geiste vorüber. Er war in den Stoffen und Autoren nicht gerade wählerisch und nahm mit der leichtesten Sorte fürlieb, nur unterhaltend mußte das Buch sein. Vorliebe hatte er für französische und englische Romane und allezeit eine gute Erinnerung für das Gelesene. Die belletristische Seite der Literatur behielt von seiner Jugend her besonderes Interesse für ihn.

Bei diesem Vorlesen war es ihm eine hohe Annehmlichkeit, wenn zur Winterszeit ein Gläschen Punsch auf den Tisch kam. Die Gattin liebte es, damit zu überraschen, und sie pflegte den ersten Wink zu geben, indem sie zum Schluß des Mahles geheimnißvoll fragte: Theo, willst Du noch eine Tasse Thee! Dann ward die übliche zweite Tasse in Erwartung des Weiteren mit freundlich fragendem Lächeln ausgeschlagen, und die Vorlesung mit gesteigertem Behagen begonnen. In den letzten Jahren geschah es wohl, daß der Greis über dem Anhören einschlummerte, doch hat er auch in diesen Jahren oft noch des Abends nach dem Mahl gearbeitet; er that dies nicht in seiner Studirstube, sondern in der Wohnstube an demselben runden Tische, an welchem zugleich Gattin und Neffe lesend saßen. So verging Jahrzehnte lang ein Tag wie

der andere, ein Abend wie der andere, nur selten durch kleine Geselligkeit in oder außer dem Hause unterbrochen.

Sein Temperament schien mir gemischt aus cholerischen und phlegmatischen Elementen. Nicht leicht gerieth er in Aufwallung, doch war er ihrer fähig; sie konnte kommen, wenn er sich beim Disputiren in Streiterenge versetzt oder gar in seiner Gelehrten- und Denkerehre verletzt fand; dann sprühten seine Augen, die Augenbrauen zogen sich wie drohendes Wetter hinauf, und beinahe unbarmherzig drang er auf den Gegner ein. Doch bald wieder glätteten sich die Wogen, und die gewohnte Ruhe stellte sich her, als ob Oel auf die Wogen gegossen wäre.

Von besonderen Passionen war er frei, abgerechnet eine kleine Passion für mystische Fragen und Zustände. Spielen, Zechen, musikalische Liebhabereien waren ihm gänzlich fremd. Er war kein Sammler irgend welcher Art, nicht einmal auf den Besitz einer größeren Bibliothek legte er sichtlichen Werth; er war weder Concert- noch Theaterbesucher. Nur das Schachspiel liebte er; ein Lustspiel auf dem Theater ab und zu zu sehen, hatte noch den meisten Reiz für ihn; zu Messenszeit kam er wohl auf den Einfall, eine Bereiter- oder Zauberkünstler-Bude zu besuchen. Die höhere Kunst diente ihm vorzugsweise nur zur Unterhaltung und Ergötzung. Er suchte in ihr Abwechselung des Daseins und Erholung von der Arbeit; großer Styl, hoher Kothurn war ihm dabei kein Bedürfniß, und wenn er Manier oder akademisches Schema darin witterte, wirkte das eher abschreckend als sympathisch auf ihn. Auch im Roman zog er das unterhaltende Genre dem großartigen und klassischen vor. An den genialen Schöpfungen der Antike, Shakespeare's, Goethe's wußte er mit scharfsinnigem Urtheil alsbald die Blößen und Schwächen herauszufinden, und er war ebenso erfinderisch als hartnäckig, sie zu markiren, wenn es zu opponiren galt.

Von seinen Philosophemen hatte er sich bedeutende Wirkungen

versprochen; er war in aller Stille nicht ohne Stolz, im Bewußtsein seiner Gedankenoriginalität. Nach Außen trat das nicht hervor, und kaum zu leisen Andeutungen darüber, daß er sich mehrfach enttäuscht gefühlt habe, kam es, aber in seinen privaten Niederschriften finden sich Aeußerungen, welche darüber keinen Zweifel lassen. Seine naturalistische Weltanschauung hatte er mit innerer Hingebung, ja Begeisterung aufgebaut und oft in dithyrambischem Schwunge ausgemalt; immer fanden sich einzelne dafür begeisterte Anhänger, namentlich in Frauenkreisen traf er auf ein lautes Echo. Aber das genügte ihm nicht. Auch mit seinen ästhetischen Studien, Experimenten und Spekulationen hatte er nicht das gehoffte Glück in weiteren Kreisen; er klagte manchmal, daß er nicht das rechte Verständniß finde. Er ward dadurch nicht wankend in seinen Ueberzeugungen, malte sich wohl auch eine Zukunft der Cultur aus, in welcher seine Welt- und Kunstanschauung ihren Platz, vielleicht gar das Scepter empfangen würde; aber etwas enttäuscht, vielleicht unwillig wendete er sich schließlich zur eigentlichen Naturforschung und in Gebiete zurück, wo doch die eigentliche Heimath seines Geistes lag. Die Psychophysik, die er vor seiner ästhetischen Periode in Angriff genommen hatte, ward wieder sein Lieblingskind, indem er die Hauptpunkte der neuen Lehre einer Revision unterzog und Einzelnes daraus, namentlich das Gebiet des Raum- und Zeitsinns, weiter ausbaute.

Manches hat er begonnen und unvollendet zurückgelassen; er sagt es selbst in seinem handschriftlichen Nachlaß, daß das meiste Unvollendete nicht zur Veröffentlichung reif sei. Fast bis zum letzten Athemzug arbeitete er emsig von Früh bis Abend; so ward er mitten aus der Arbeit abgerufen: ein Denker und Forscher ohne Ermüdung, ein deutscher Gelehrter alten Styls, ohne Nebengedanken des Ruhms und der Ehre, des irdischen Genusses und Vortheils, ein unverdrossener Kämpe der Wahrheit, ein Held in der Arbeit. Eine spätere Zeit wird mit Bewunderung und Rührung auf solche Gestalten zurückblickend nur mit großer Mühe den

rechten Maaßstab zur Beurtheilung ihres Wesens und Lebens finden.

Auch über den Styl des Schriftstellers Fechner im Allgemeinen muß ich etwas bemerken; sagt man doch, der Styl sei der Mensch. Ich stellte oben einmal die Philosophen Weiße und Lotze mit Fechner zusammen: Weiße's Styl ist gewunden und mühsam, sein Satzbau, wenn auch nicht leicht, doch eher an die hellenische als die lateinische Sprache erinnernd mit seinen Participien und Zwischensätzen; Lotze's Styl ist entgegengesetzt, elegant und abgemessen schreitet er dahin, als wäre er in Stahl gestochen und reichlich polirt. Beide Stylarten haben etwas Ermüdendes. Nichts von Beiden zeigt Fechner. Sein Styl ist leicht, natürlich, fließend und durchsichtig. Zwar läuft er in seinen auf die Zeit der Krisis nächstfolgenden Schriften Gefahr, in einen manierirten Rhythmus der Sprache zu verfallen; es war damals manchmal, als säße er auf dem Stuhl der Pythia, fühlte sich lebhaft inspirirt, orakle aus tief bewegter Seele über die Wunder der Welt, welche sich dem wieder erschlossenen Auge boten, und könne sich mitten im philosophischen Gedanken der poetischen Schwingungen nicht erwehren. Allein zuletzt findet er doch immer für den Strom seiner Gedanken wieder die volle Ruhe des Styls. Wie er als ganz junger Literat schon den Griffel musterhaft zu führen wußte, so hat er im Alter nie die Frische und Klarheit der Form verloren.

Wenn ich mich nicht täusche, so bietet Fechner's Persönlichkeit und Leben in mehr als einer Hinsicht ein ungewöhnliches Interesse dar. Er ist der Typus eines deutschen Gelehrten. Er lebte wie ein Seidenwurm förmlich eingesponnen in die Welt seiner aus sich selbst gezeugten Gedanken, äußere Nebenabsichten blieben ihm jederzeit fremd. Er war ein ungemein vielseitiger und dabei doch ganz originaler Denker. Er schien im Sinnen und Forschen aufzugehen und bewahrte sich doch voll und ganz das Fühlen für die allgemein menschliche Seite des Lebens. Mit bedeutenden belletristischen

Talenten verband er die Gabe strengster exakter Methode im Gebiet der Naturforschung; jene und diese gingen neben einander, ohne sich zu beeinträchtigen. Geborener Skeptiker und voll Lust, Zweifel und Bedenken hervorzuziehen, war er doch zugleich voll Interesse für das problematische Gebiet der Träume, Ahnungen und Gespenster. Blickt man aber in seinen inneren Lebensgang, so empfängt man ein kleines Spiegelbild von den großen Kämpfen des deutschen Geistes in unserem Jahrhundert, wie er sich aus romantischen Träumen und uferlosen Strömungen allmählich durchringt zu festeren Lebenszielen, praktischen Bahnen der Wissenschaft und durchsichtigen Formen des Denkens.

Wir sind neuerdings in Besitz so vieler Lebensläufe deutscher Musiker, Maler und Bildhauer gekommen, ein ganzer Schatz höchsten nationalen Werthes thut sich uns in den lieblichen Blättern dieser biographischen Literatur auf, die wir den Selbstschilderungen und Briefen von Kügelgen's, Rietschel's, Ludwig Richter's, Thaeter's, Mozart's, Beethoven's, Mendelssohn's, Schumann's verdanken. Der Künstler aber hat das vor dem Mann der Wissenschaft voraus, daß sein Leben sich durch seine Kunst geselliger und plastischer zu gestalten pflegt und daher in der Schilderung dem Leser leichter zugänglich zu machen ist; die Erfolge des Schaffens sind unmittelbarer, sinnlicher. Das Denken ist minder greifbar, durch sich selbst nicht so plastisch, in seinen Erfolgen nicht so unmittelbar und sprechend. Der Denker vollzieht seine Arbeit einsam, bis das fertige Werk vorliegt; er ist nicht zu belauschen während des Fortschreitens seines Werkes, und wenn es vollendet vorliegt, bietet es sich auch nicht ohne Weiteres dem schnellen Ueberblick dar; es verlangt zum Genießen Arbeit, und die Verbindungsfäden zwischen Leben und Schaffen bleiben mehr oder weniger verborgen.

Wer hätte nicht schon die Klage vernommen, daß es unserem Geschlecht an neuen großen Ideen fehle, und daß wir zu sehr nur an dem aufgespeicherten Vorrath aus vergangener fruchtbarerer Zeit zehrten und uns genügen ließen. Ich weiß nicht, ob diese Klage

berechtigt ist. In Fechner besaß zweifelsohne unsere Zeit einen schöpferischen Denker, einen originalen Geist, welcher in merkwürdig unabhängiger Arbeit neue Bahnen brach und helle Lichter anzündete. Er copirte nirgends und ersann Vieles. Seine Ziele waren oftmals überraschend neu und seine Wege immer eigenartig, zuweilen einsam und in jedem Falle interessant. Er läßt sich mit keinem anderen Denker unserer Zeit vergleichen.

Wenn man Fechner's Schriften studirt, empfängt man allenthalben den Eindruck eines Geistes, welcher sein Thema vollkommen durchdringt und erschöpft. Mag auch das Thema ein unerreichbares oder gar unmögliches sein, man ist immer gewiß, daß Fechner Alles herbeischafft, was nur immer herbeizuschaffen ist, um das Thema zu beweisen oder doch wahrscheinlich, dem Leser nicht bloß begreiflich, sondern auch vertraut und anmuthend zu machen. Nichts bleibt unversucht, die Sache wird gedreht und gewendet und der Rahmen um die Sache so mundgerecht gemacht, daß sie fast unwiderstehlich wird. So in der Nanna, im Zend-Avesta, in der Atomenlehre, in der Psychophysik, selbst in den Paradoxen und im Büchlein vom Mendebrunnen. Was sich für die vertheidigte Ansicht finden und sagen läßt, das ist gewiß gefunden und gesagt. Ich erinnere mich nur eines einzigen Punktes, den ich einmal zur Ergänzung der Ausführungen des Autors von seinem Standpunkte aus hinzuzufügen vermocht habe*). Mir scheint, diese Ausgiebigkeit und Vollständigkeit rührt daher, daß Fechner's ganzes Sein und Leben ein Denken und Arbeiten war. Nichts zog ihn von seiner Arbeit ab, er war ganz in sie versenkt, er lebte in ihr, und alle seine Kräfte waren, so lange es das bestimmte Thema galt, diesem ohne Abzug gewidmet. Das Interesse dafür erfüllte seine Seele vollständig und theilte sich mit keinem anderen Interesse in den Besitz des gelehrten und unermüdlichen Schriftstellers. In der unbedingten Stille seines Privatlebens blieben alle Kräfte jederzeit

*) Vergl. oben S. 169.

gesammelt bei der jeweiligen Aufgabe. Fechner lebte sich in diese ganz und gar hinein, er lebte darin mit seiner ganzen Person; er war freilich eben darum auch nie zu Transactionen und Compromissen geneigt; er hätte sich selbst aufgeben müssen, wenn er hätte seine Theorie aufgeben wollen, er verfocht sie im Zwiegespräch jederzeit bis auf's Blut.

Bei aller Bescheidenheit seines Wesens und Auftretens war Fechner doch durchdrungen von sehr bestimmtem Bewußtsein seiner originalen Bedeutung, er trug nicht ganz leicht an den Mißerfolgen mancher seiner literarischen Unternehmungen, von denen er sich Anderes versprochen hatte, und er hatte Stunden, wo er sich bitterer Gefühle nicht ganz zu erwehren vermochte. So, wenn er einmal selbstbetrachtend niederschrieb: „Von Glück in meinem Leben kann ich nicht viel sagen, und der größere Theil desselben war mehr trübe als heiter." Er vergaß in diesem Augenblicke, daß ihm im Verkehr mit befreundeten Familien, wie Volkmann, Härtel, Weber, mit geistreichen Freunden wie Weiße, Grimmer, Haupt, Klee, Monicke, Lotze eine herrliche Mitgift zu Theil ward, daß er in seiner treuen Lebensgefährtin eine verständnißvolle Begleiterin seines literarischen Wirkens, wie eine edel gestimmte Lenkerin seiner Häuslichkeit bis an's Ende seiner Tage besaß, daß er fast ganz frei blieb von allen persönlichen Beschwernissen, mit denen sonst das Berufsleben eines Mannes im Kampfe mit Aufgaben und Collegen oder Vorgesetzten oder Untergebenen belastet zu sein pflegt, auch frei blieb von fast allen hohes Alter sonst begleitenden Beschwerden und Schwächen, und daß er vermöge seiner milden und inactiven Natur nie mit persönlichen Conflicten in der Geselligkeit zu thun bekam, sondern überall gern gesehen, freundlich aufgenommen und aufgesucht, rücksichtsvoll und sympathisch beurtheilt wurde. Die äußeren Conflicte, durch welche sich sonst in unserer festgefügten Tradition und Gesellschaft der thätige Mann hindurchkämpfen muß, sind ihm erspart geblieben, und 40 Jahre lang, die volle Hälfte seines reichen Lebens, konnte er sich ganz der Führung und Neigung seines eigenen

Genius überlassen. Es gibt nicht viele Sterbliche, denen so viel auf einmal für die kurze Spanne eines Erdenlebens beschieden ist. Er hatte nicht, wie ein Bismarck, Tag für Tag mit den rauhen Factoren des Lebens zu kämpfen, sondern wie ein Moltke, das große Glück, auf freier Höhe seine Kräfte unverkümmert sich entfalten lassen zu können. Die schwere und fast zur Verzweiflung führende Krisis, freilich ein Leid von einschneidender Bitterkeit, trug ihm doch die schönste, ihm selbst willkommenste Frucht und erfüllte einen Wunsch weit hinaus über seine eigene Vorstellung: die Möglichkeit, unbehelligt von aller Unbequemlichkeit berufsmäßiger Alltagspflichten, ganz und gar sich den Eingebungen und Lenkungen seines eigensten Genius zu überlassen. Er stand fortan nicht in, sondern neben oder über der Universität und genoß alle Vortheile akademischen Verkehrs ohne die Schattenseiten akademischen Berufslebens; er konnte sich mit der Fülle seiner Gaben gleichsam auf einer Hochebene des Geistes in voller Ungebundenheit bewegen und triumphirend mit dem wenig gewandelten Dichterwort ausrufen: Ach! hart im Raume stoßen sich die Sachen, doch wohnen leicht Gedanken bei einander!

Er selbst schreibt: „Bei so Vielem, was mir das Leben versagt oder zu Leide gethan hat, habe ich doch auch großer Güter zu gedenken, die ich genossen, und erkenne im Ganzen des Lebens eine Führung, für die ich Ursache habe, dankbar zu sein. Auch was trübe war, hat sich so weit versöhnt, daß ich zufrieden bin, gelebt zu haben.“

„Meiner Mutter denke ich mit inniger Verehrung, was wäre aus uns Kindern ohne ihre treue, aufopfernde Sorge geworden. Meine Geschwister waren mir stets mit Liebe zugethan. Meine Ehe war und ist, abgesehen von der Kinderlosigkeit, eine sehr glückliche. Durch die Verbindung mit meiner Frau trat ich in einen neuen achtbaren Kreis der Verwandtschaft. Ich hatte Gelegenheit mit geistig bedeutenden Menschen, Professor Weber, Weiße, Lotze, Volkmann, Bettine u. a. nicht nur zu verkehren, sondern auch in

nähere freundschaftliche Beziehungen zu treten. Mit meinen Collegen überhaupt habe ich immer in Frieden und Gegenseitigkeit der Achtung gelebt. Ich habe eine Reise nach Paris, nach Rom, einige Male nach der Schweiz und viele kleinere Ferienreisen, die mir Erholung und Genuß gewährten, großentheils mit meiner Frau machen können. Und wie bittere Leiden meine Augenkrankheit über mich verhängt hat, so nehme ich sie doch, nachdem sie nun vorüber, als keinen zu theuern Preis dafür hin, daß sie mich innerlich gereift und äußerlich einer Stellung, der ich immer weniger hätte genügen können, enthoben hat, indeß ich doch der gezwungenen Führung zu ihr und zeitweisen Erhaltung in ihr bedurfte, um einen Sinn für Exactheit und exacte Kenntnisse in meine spätere wissenschaftliche Thätigkeit hinüberzunehmen. — Wären mir die literarischen Arbeiten für den Erwerb erspart geblieben, so hätte freilich meine Behaglichkeit sehr gewonnen, doch glaube ich nicht, daß deshalb aus meinen eigentlich productiven Arbeiten etwas wesentlich Besseres oder Anderes herausgekommen wäre; — denn, so meine ich:

„Sprich nicht, wenn ich nur frei wär' von den Sorgen,
Was Beff'res schaffen wollt' ich wohl bis morgen;
Das Beste wohl, was je geschehen ist,
Geschah in abgedarbter, nicht in überflüss'ger Frist."

Von dem Verkehr zwischen Fechner und Weiße ist des Oefteren die Rede gewesen. Bezeichnend für beide Theile war ein Gespräch, welches nicht ein Mal, sondern wiederholt unter ihnen in meinem Beisein stattfand: über die Einrichtung der Ordensverleihungen. Fechner selbst war nicht ehrgeizig; als er Orden hatte, trug er sie nie, und es war, als ob seine ganze Erscheinung und sein bescheidenes Auftreten nicht für funkelnde Orden geeignet sei; dieser stille Gelehrte und die laute Sprache des Ordensglanzes wollten nicht zusammenstimmen. Aber mild denkend gegenüber allen Anderen trug er fremden Neigungen bereitwillig Rechnung, und wenn er

nun einen Angriff auf die ganze Ordenseinrichtung erlebte, so warf er sich alsbald in Harnisch, um jene gegen den Widersacher zu vertheidigen, und er ward nicht müde, alle möglichen Gesichtspunkte ins Treffen zu führen.

Prof. Weiße war ein scharfer Gegner des Ordenswesens. Es war etwa im Bekanntenkreise eine Ordensverleihung erfolgt: alsbald kam die Verschiedenheit des Standpunkts zum lebhaftesten Ausdruck. Weiße, Idealist durch und durch, griff das Spekuliren auf die menschlichen Leidenschaften des Ehrgeizes, der Prunksucht und Eitelkeit an. Illustrationen aus dem Leben waren ja immer bei der Hand, z. B. das Bild eines eitlen Professors, welcher gerade gegenüber wohnte und bei Gelegenheit mit allen Orden auf der breiten Brust trotz Winterkälte im offenen Wagen unbemäntelt zur Audienz fuhr. Fechner hielt entgegen, man könne ja solchen Leuten ihre seelische Befriedigung gönnen, die Niemandem Gefahr bereite, den Lustigmachern sogar noch Stoff zum Vergnügen liefere und mancher guten Witzbemerkung zum Dasein verhelfe. Der Gedanke an einen bebänderten Pfingstochsen, welcher durch die festlichen Straßen geführt wird, wurde leicht gestreift, und Fechner stimmte gern in das Gelächter ein.

Aber, bemerkte Weiße nach kurzer Rast, es sei doch des Staates kaum würdig, seine Anerkennung und Hochschätzung des Staatsbürgers durch eine solche an sich werthlose Gabe auszudrücken; ihm erscheine sie wie ein Almosen, welches an Stelle sachlicher Ehrengaben dem zu Ehrenden zugeworfen werde, um ihn wohlfeil abzufinden, wo man zu geizig, engherzig oder unvermögend sei zu entsprechender Vergeltung. Fechner entgegnete, er sehe nicht ein, warum der Staat, wo er wohlfeile Vergeltung üben könne, des billigen und bequemen Auskunftsmittels entrathen solle; was man billiger haben könne, solle man nicht auf kostspieligerem Wege suchen, und den Steuerzahlern wäre es ganz heilsam, daß statt großer Dotationen kleine Dekorationen gespendet werden könnten, welche die Staatskasse nicht belasten.

Weiße, welcher selten ein einmal begonnenes Thema gleich wieder verließ, wies dann auf den Mißbrauch hin, zu welchem das ganze Ordenssystem mit seinen vielen Abstufungen, Verzweigungen und Schattirungen führe. Dieses System sei ein kaltes Schema, in welchem der Unterschied des wahren Verdienstes und des ceremoniellen Zwanges gänzlich verloren gehe; es belaste das Staatsleben mit Schein und Flitter und setze oftmals die Lüge an die Stelle der Wahrheit, Glas an die Stelle des Edelsteins. Viele Verdienste träten auf diesem Wege überhaupt in den Schatten, und der Staat sei auch durch seine weisesten Organe nicht im Stande, wirklich gerecht unter Allen abzuwägen; oft sei die Bevorzugung des Einen eine unbeabsichtigte und doch unvermeidliche Zurücksetzung vieler Anderen, ja eine Irreführung der öffentlichen Meinung. Darum sei es zu beklagen, daß die gallische Gier nach Ordensdecorationen auch auf deutschem Boden genährt werde; germanisch sei sie nicht. Worauf Fechner zur Geschichte seine Zuflucht nahm. Bei den Griechen und Römern schon seien Ehrenzeichen im Schwange gewesen, und in der römischen Kaiserzeit ein System von Ehrentiteln entwickelt worden. Jeder Culturkreis habe in seinem Sinne Ehrenerweisungen gespendet, und so dem öffentlichen Urtheil bald vorgegriffen, bald Rechnung getragen. Man dürfe solche Maaßregeln nicht zu tragisch nehmen und den ethischen Standpunkt in solchen doch mehr dem äußeren Leben angehörigen Maaßnahmen nicht zu hoch schrauben. Man ging, wie so oft, auch hier auseinander, ohne daß einer den anderen überzeugte.

Einmal, als in einem befreundeten Hause Hochzeit gefeiert wurde, und der verwittweten Mutter der zwei Töchter, deren eine nun aus dem mütterlichen Hause schied, der Abschied von dieser bevorstand, bediente sich Fechner, welcher mit zur Hochzeit geladen war, in seinem Trinkspruch des schönen Bildes: die Mutter bleibe zurück und möge sich nun mehr vereinsamt fühlen, die Scheidewand

umrage sie; allein in diese Wand sei ein Fenster gebrochen, durch welches ihr sich ein überaus freundlicher Blick hinaus nach Rom, wohin das neue Ehepaar zunächst reisen wolle, und dann ins neue Heim desselben eröffne; so sei der scheinbare Verlust ein stattlicher Gewinn, und die Klage müsse sich in Freude wandeln; an jenem Fenster weilend genieße sie eine Perspektive, mit welcher sich ihr ganzes Leben erweitere und aufhelle.

So gab es auch für Fechner ein Fensterlein, durch welches er fast 30 Jahre lang vom stillen Gelehrtentisch hinaus in Feld und Wald schauen und sinnen konnte. Seit dem Jahre 1860, wo das Fechner'sche Ehepaar auf mehrere Wochen nach Nöscherode bei Wernigerode im Harz ging, ward alljährlich eine kleine Vergnügungsreise im August unternommen. Erholungsreise kann kaum gesagt werden, denn der so ganz und gar auf Denkarbeit angelegte Gelehrte bedurfte, seit er seinen Arbeitsneigungen freien Lauf lassen konnte, eigentlich keiner Erholung mehr, und auch auf solche Reisen nahm er sich Arbeitsstoffe mit, da mit ihm das Genießen nicht langweilig werde. Aber er hatte das Bedürfniß der Unterbrechung des täglichen Einerlei, und er that gern zuweilen einen unmittelbaren und spielenden Blick in die Falten des Naturlebens. Gewöhnlich reiste das Ehepaar in Begleitung, bald mit Prof. Weiße und dessen ältester Tochter, bald mit Prof. Weber und einigen Töchtern desselben, bald mit einem oder mehreren Neffen oder anderen Verwandten; jeder schloß sich gern dem Ehepaar an oder suchte es für den Anschluß zu gewinnen.

Zu größeren Reisen war Fechner weniger aufgelegt, doch ließ er sich mehrmals dazu bestimmen. So reiste er mit einem Neffen nach der Schweiz, wo an drei Orten des Vierwaldstätter Sees Station gemacht ward, mit Schwager Volkmann und dessen Gattin nach Interlaken, später nach Salzburg, mit Dr. Härtel und dessen Schwiegersohn nach Rom. Mehrere dieser Reisen wurden auf Andringen und alleinige Kosten des anderen Theils ausgeführt, und es kennzeichnet ganz die harmlose Natur Fechner's, daß es ihn in

seinem Reisebehagen durchaus nicht störte, solches Geschenk anzunehmen. Er selbst sprach dann hinterdrein nie viel von seinen Reiseerlebnissen, aber oft schrieb er das Wichtigste davon in leichten Schilderungen nieder: damit war für ihn in der Hauptsache die Angelegenheit zu den Akten gelegt; seine Erinnerung schien nur dann zu erwachen, wenn Andere sie erweckten.

Wir sind mehr als ein Mal auf die humoristisch-satirische Ader in Fechner's literarischer Constitution aufmerksam gemacht worden. Ein geistreicher Feuilletonist sagte einst zu mir: es ist auffallend, daß in Deutschland so wenig Wesens gemacht wird vom Humoristen Fechner, da es doch an Humoristen nicht überreich ist. Fechner's Gattin erzählte mir, sie sei einst, von Leipzig nach Dresden fahrend, im Coupé mit einem Herrn, einem katholischen Geistlichen, in literarische Unterhaltung gekommen, in welcher jener äußerte: Sie haben in Leipzig den ersten Humoristen Deutschlands. Sie selbst habe überrascht und harmlos gefragt: Wir in Leipzig? Wer ist denn das? Und er darauf: Nun, kennen Sie denn Fechner nicht? Haben Sie nichts von ihm gelesen? Worauf sie, nochmals überrascht und innerlich erfreut und beschämt zugleich, sich in Schweigen gehüllt habe. Ja, Fechner ist in der That einer der größten deutschen Humoristen, wenn auch Fechner damit keineswegs überhaupt literarisch gekennzeichnet ist. Seine humoristische Ader sprang leicht bei jeder Gelegenheit, der Strahl war immer überraschend, glänzend, blendend, und der Sonnenschein dazu fehlte nie. Sein erstes und sein letztes Schriftchen waren sprudelnder Humor, oft war sein Humor, wie das solchem ziemt, mit Hintergrund tieferer Wahrheiten. Er kann uns an die lateinische Gedichtform der Satire erinnern, welche eigentlich eine mit allerhand Früchten (tutti frutti) gefüllte Schüssel bedeutet; Fechner's humoristische Schriften waren ja wirklich Gedichte, mit allerhand Früchten, nämlich witzigen Einfällen aus allen Zonen des Geisteslebens, gefüllt. Aber auch an

das griechische Satyrspiel mögen wir denken, denn der Satyr war der Begleiter des Bacchus, der Weinschenk des Alterthums, der Würzer des Bankets, der Genius der Toaste, und das Satyrspiel, das eben nur als dramatisches Nachspiel sich einer Trilogie hinzugesellen, nie aber allein auftreten durfte, kann uns ästhetisch die ethische Bedeutung des Humors in Fechner's Begabung versinnbildlichen. Der Humor war in ihm nicht der Grundfaden, sondern immer nur Anhang und Ausläufer seiner oftmals mühseligen und mit tragischen Umständen durchsetzten Geistesarbeit; der Astronom würde vielleicht lieber sagen: eine Protuberanz am Sonnenball. Wie ein ganzer Chor von Satyrn oder eine große Parodie hängt sich sein humoristisches Schriftthum an seine Trilogie: Philosophie, Aesthetik und Psychophysik; es genügt also selbst klassischen Anforderungen. Je genauer und ängstlicher Fechner die Aufgaben exakten Forschens nahm, um so mehr war ihm Bedürfniß, im leichten Spiel launiger Einfälle auszuruhen und im frischen Quell neckischer Empfindungen die ernsten Triebe von neuem in Fluß zu bringen.

Wenn es sich um den ganzen Fechner handelt, darf auch die Frage nicht umgangen werden, welche Stellung er als Denker einnimmt im Reigen der Koryphäen deutscher Wissenschaft. Fechner wollte Philosoph sein, und er war Philosoph; nicht bloß im Denken war er es, sondern auch im Leben, ein Weiser alten Styls, mit seiner Einfachheit, Bedürfnißlosigkeit und Entsagungsfreudigkeit; sein Leben war ein ächtes Philosophenleben. Aber welchen Punkt in der Entwickelungslinie deutschen Denkens stellt er dar?

Wir holen etwas weit aus, wenn wir daran erinnern, wie mit der Reformation sich eine Wendung im deutschen Geiste auch insofern vorbereitete, als der geistige Schwerpunkt sich von nun an mehr nach Norddeutschland zog. Auf der Grundlage der Sprache Luther's richtet sich allmählich der Kunstbau einer einheitlichen Schriftsprache auf, welche am schnellsten in der norddeutschen Ebene heimisch ward, um von da das Gemeingut aller gebildeten Deutschen zu werden. Tief stand das deutsche Leben während des 17. und 18.

Jahrhunderts. Nur wenige helle Punkte — Leibniz und Christian Wolf, Händel und Bach, Gottsched und Gellert — tauchen aus der Nacht empor, welche auf den 30jährigen Krieg folgte. Geschwächt an den Bedingungen des äußeren Daseins, matt und muthlos am Geist, abhängig von französischen Einflüssen und Ansprüchen, französischen Encyklopädisten, französischen Gouvernanten, Bonnen, Köchen und Tanzmeistern, bald vom Türken, bald vom Schweden oder Franzmann an allen Ecken und Enden verspottet und bedrängt, rang die deutsche Nation innerlich und äußerlich um nichts als um ihr Dasein. Sie hatte weder Dichter noch Forscher, weder Baumeister noch Maler, weder eine Literatur noch eine Flotte, und ihre Intelligenz ward von ihrem größten Geiste während des vorigen Jahrhunderts, Friedrich dem Großen, nicht bloß verachtet, sondern auch verächtlich behandelt. Unbedeutend in bildender Kunst und Musik, unbedeutend in Jurisprudenz und Medicin, unbedeutend in Philologie und selbst in Theologie, schien der deutsche Genius aus dem Reigen der Culturnationen gestrichen. In Haus und Familie herrschte Terrorismus, in den Schulen und Hochschulen krasser, ja roher Pennalismus, in der Religion wässeriger Rationalismus, in der Moral banale Sentimentalität, im Staats- und Gemeindewesen Zersplitterung, Philisterthum und Kirchthurmspolitik, in der Poesie flache, schwunglose Nüchternheit, in der Wissenschaft Pedanterie, Trivialität und banausische Schablone. Das einzige Große, was dieser dürren Zeit seinen Ursprung verdankt, ist die deutsche Schriftsprache, welche merkwürdiger Weise wie ein Strom aus Felsen quillt; sie läßt ihre ersten Wellen kurz nach dem Jammer des 30jährigen Kriegs ertönen (im Simplicissimus) und bereitet in der Einheitlichkeit der Sprache das Einheitsbewußtsein des Volks, in der deutschen Zunge die deutsche Nationalität vor. Die Gestaltung der deutschen Schriftsprache ist die erste That und das erste Zeichen des sich sammelnden und wiederaufraffenden Geistes deutscher Nation. Fast zwei Jahrhunderte lang war das Kirchenlied die einzige freie Schöpfung, welche deutscher Geist und deutsches Gemüth aufzuweisen

haben, und ohne welche Deutschland einem Todtenfelde geglichen haben würde; deutsches Elend preßte deutschem Herzen diese Schöpfung wie einen zum Himmel schreienden Seufzer ab. Aber der Schall der neuen Sprache verspricht eine neue Nation.

Da erstehen Musiker und Dichter, Denker und Forscher, wie Haydn und Mozart, Klopstock und Lessing, Kant und Fichte, Friedr. Aug. Wolf und Schleiermacher, und eine neue Zeit dämmert wie Morgenroth auf. Noch ist's kaum mehr, als ein schöner Traum von deutschen Reiches Herrlichkeit im Morgenschlaf. Ja, Dichter und Philosophen schaffen keine Nation, sie können sie nur vorbereiten. Druck der Seele und Thaten des Willens, des Charakters müssen hinzukommen, wie sie in den Zeiten deutscher Erniedrigung und endlicher Erlösung durch die Befreiungskriege hervortraten. Aber Dichter und Philosophen gingen Hand in Hand, das Erwachen der Nation verkündend, und die deutsche Philosophie jener Jahre war die erste Stufe einer zum Durchbruch gelangenden deutschen Wissenschaft.

Neben der Philosophie begann endlich auch die wissenschaftliche Forschung in Geschichte und Natur sich zu regen. Philosophie und Forschung gingen nun scheu neben einander her. Zuerst verachtete die Philosophie ihre langsamere, noch banausische Schwester, die Fachwissenschaft, später rächte sich die erstarkte Fachwissenschaft durch Verachtung ihrer alternden Schwester, der Philosophie; Krause und Schopenhauer, die letzten der Philosophen reinen Wassers, wurden erst nach ihrem Tode ordentlich bekannt. Es galt, ein Band herzustellen, welches beide Schwestern innerlich eint.

Schopenhauer ist der letzte Philosoph, der nur Philosoph war. Es folgt eine Reihe von Denkern, welche insofern auf einer neuen Stufe stehen, als sie zugleich Männer der Philosophie und der Fachwissenschaft sind, und Fechner ist vielleicht der bedeutendste unter diesen combinirenden Denkern, wenigstens ist er derjenige Philosoph, welcher mit am energischsten die exacte Forschung in den Kreis philosophischen Denkens aufgenommen, und

zugleich der erste der Forscher, welche Gewicht auf die philosophische Spekulation legen. Philosophie und Forschung nähern sich in ihm dem Gleichgewicht, und wenn sie da nicht sofort zu voller Ruhe gelangt sind, so ist das erklärlich nach den vorausgegangenen starken Schwankungen. Keiner der deutschen Denker hat so intensiv und so anhaltend gearbeitet, Spekulation und Forschung, Philosophie und Fachwissenschaft persönlich und sachlich zu vereinen, wie Fechner. In seinem inneren Lebensgange herrscht bald die eine, bald die andere Strömung vor, in seinem Alter haben beide sich zu einem Ganzen verbunden, und dies scheint mir seine Signatur in der Geschichte der deutschen Wissenschaft zu sein.

Mit seiner jugendfrischen Capacität war Fechner im 2. und 3. Jahrzehnt des Jahrhunderts hineingestellt gewesen in die Welt der Triebe und Sprossen Schelling'scher Naturphilosophie. Er hatte von da aus seinen ersten Schwung und Aufschwung genommen. Dann war es ihm gelungen, in das Land fester, umgrenzter fachwissenschaftlicher Aufgaben hinüberzuschreiten. Das alte Leipzig Gottsched's und Gellert's, Goethe's und Gottfried Herrmann's, des geistreichen Altmeisters deutscher Philologie, war ein Boden, wo aufblühende Talente Nahrung, Licht und Luft finden konnten, denn die damals kleine und behäbige Stadt vereinigte im engsten Raume und Rahmen alle Elemente gesteigerten Culturlebens, wie nicht leicht eine andere Stadt, und die Triebe arbeitsfreudigen literarischen Schaffens gediehen in der Atmosphäre liebevoll gepflegter Stadt- und Familientraditionen, angeregt durch mannigfache Berührung mit den Nachbarstädten Weimar, Jena und Halle. Es war mithin eine glückliche Fügung, daß Fechner gleich in der ersten Zeit, wo seine Schwingen sich regen und entfalten konnten, in einen Lebenskreis versetzt ward, wo Poesie und Wissenschaft, kühne Spekulation und ernste Forschung sich berührten und vermählten, und der thatkräftige Buchhandel über der literarischen Arena ein Schutzdach wölbte. Indem Fechner diesem Orte, der ihm eine zweite, oder vielmehr die eigentliche Heimath wurde, Zeitlebens treu

blieb, hat er auch der ihm gewordenen Aufgabe, Spekulation und Forschung in ein Bundesverhältniß zu bringen, Treue gehalten. Das Streben nach dieser Bundeseinheit macht den Kern seines Lebens, die Seele seines ganzen großen gelehrten Schaffens aus.

Nicht minder schwer, als die allgemein wissenschaftliche, ist die belletristisch-literarische Persönlichkeit Fechner's festzustellen. In den Schilderungen aus seiner Feder verbinden sich Realismus, Humor und Poesie zu wunderlichen Ergebnissen originellster Art. Man denke an seine realistischen Schilderungen von Personen und Scenen, welche photographischen Aufnahmen vergleichbar sind, an seine humoristisch-satirischen Bilder einer überwirklichen Region, die er in den Paradoxen entwirft, an die zahllosen höchst poetischen Stellen, mit welchen seine naturphilosophischen Schriften Nanna und Zend-Avesta, Engelschrift und „Tagesansicht" durchwirkt sind. In seinen Gedichten tritt uns, wohl als das eigentlich Charakteristische, eine oft seltsam anmuthende Verbindung oder Abwechselung von realistischer Zeichnung und phantastischer Bilderfülle entgegen. Und treffen wir nicht bei der umfassenden Gesammtbetrachtung Fechner's dicht neben der exakt-realistischen Neigung zum Experiment des Forschers einen mannigfach durchbrechenden Hang zum Geheimnißvollen, Abenteuerlichen, Traumhaften, Phantastischen, welches sich wie eine große epheuartige Arabeske um seine Forscherthätigkeit streckt und windet, wie um einen Stamm, ihn umschlingend, bedeckend und oft gar versteckend? Es gibt eine Klasse französischer Romane, in welchen ein gewisser phantastischer Realismus die Seele, den Athem bildet, und Fechner liebte den französischen Roman; gar gern ließ er sich einen solchen vorlesen; er nahm keinen Anstoß an den grotesken Wunderlichkeiten ihres Inhalts, wenn sie nur artig und geschmackvoll, wie das den Franzosen so leicht wird zu machen, dahinfluteten. Wir dürfen diese Eigenthümlichkeit Fechner's nicht übersehen, wenn wir sein Wesen zu ermessen suchen.

Man hat neuerdings auf ächt amerikanischem Wege durch Zeitungsaufruf eine Enquête über die Eigenschaften des Zukunftsromans angestellt, deren prophetisches Ergebniß nach den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Mittheilungen dies ist, daß das Land der Mohikaner und Yankees, des Niagarafalls und der Dampfmaschine der klassische Boden des Zukunftsromans sein und dessen Gepräge in idealisirender Naturnachahmung, deutlicher: in Verschmelzung des Realismus mit der Romantik, der Analyse mit dem Humor, oder kürzer: eines modernen phantastischen Realismus bestehen werde. Ich möchte meinerseits diesem Ergebniß nicht widersprechen. Es liegt in der Art des modernen Geschlechts, auch der neueuropäischen, dem Amerikanerthum zuneigenden Gesellschaft, die Stoffe gedankenmäßig zu zergliedern und aufzulösen, die Personen und Begebenheiten chemisch auseinander zu legen, in materiellen Linien aufzuzeigen und wuchtig an den Mann zu bringen; weil das aber die Phantasie nicht anregen und das Gemüth nicht befriedigen kann, um das realistische Gerüst bunte und flatternde Gewinde zu weben, welche um so abenteuerlicher ausfallen müssen, je logischer, gemessener, nüchterner und trockener das Gerüst selber sich spreizt.

Ob es je gelingen wird, auf diesem Wege einheitliche Kunstschöpfungen zu erzielen, will ich nicht entscheiden. Daß es schwer ist, liegt auf der Hand, und die Wagnerdramatik zeigt uns diesen Weg und diese Schwierigkeit. Phantastischer Realismus ist eigentlich ein Monstrum, ein Ungeheuer, eine Mißgeburt, denn wie kann solches Zweierlei zur Einheit werden, und muß nicht das Kunstwerk eine Einheit, wahre, mögliche Einheit sein? Aber vielleicht gelingt es dem Genie auch hier, Einheit zu schaffen, wie griechische Gestaltungskraft es fertig brachte, aus Mensch und Roß Centauren, künstlerisch wahre Gestalten zu schaffen und in ihnen eine Vorstufe menschlicher Vollbildung und Civilisation in die ästhetische Erscheinung zu erheben. Freilich, auch die Satyrn, Silene und Pane waren zuerst Menschen mit Thieransätzen, und dann hat die

fortschreitende Griechenkunst die Halbmenschen, um sie ganz in Schönheit zu tauchen und volle Einheit zu erreichen, jene Gestalten rein menschlich gebildet und ihnen in solcher Abklärung nur kleine Reminiscenzen thierischen Elements belassen, welche als überwundene Dissonanzen den Reiz des harmonischen Ganzen nicht mehr stören, sondern nur noch steigern. Ob der Roman der Zukunft, zusammengeschweißt aus realistischen und phantastischen Elementen, einmal noch eine gleiche Entwickelung, Abklärung und Vervollkommnung zu durchlaufen bestimmt ist, wer will das sagen?

Ich möchte hier nur das sagen, daß dann vielleicht Fechner's literärgeschichtliche Bedeutung sich als eine Stufe erweisen wird. Man wird Fechner würdigen als einen der ersten deutschen Anläufe, das Bedürfniß des modernen Menschen nach realistischer Analyse und phantasievoller Anregung, nach gleichzeitiger Befriedigung des Verstandes und des Gemüthes, nach Verbrüderung des feinsten Denkens mit dem schwungvollsten Empfinden zu stillen. Wenigstens treffen wir beide Richtungen in seinem Wesen an, wo sie freilich ziemlich frei und lose neben einander, gleichsam parallel, herlaufen.

Führen wir dieses Bündnißbedürfniß auf einen allgemeineren ethischen Gesichtspunkt zurück, so ist er vielleicht in dem Triebe zu finden, daß Arbeit und Spiel, Ernst und Scherz sich gesellen. Eine Zeit, die so viel Arbeit heischt und so viel Ernst des Lebens braucht, will auch zugleich Spiel und Scherz, denn sie braucht nebenbei Etwas fürs Herz und zur Erquickung, aber hat keine Zeit, sich das apart zu leisten. Darum Beides zugleich, zusammen und möglichst in einander, und weil es große Anstrengungen allenthalben gilt, so müssen auch starke Eindrücke zum Ausgleich hinzutreten. Darum hat derjenige Denker, Dichter, Musiker eine Zukunft, welcher, indem er an die Denkkraft hohe Ansprüche stellt, auch die Empfindung kräftig aufruft, und welcher zum Vergnügen einlädt, nicht ohne ernste Anstrengung zu fordern.

Ich komme auf ein schon einmal benutztes Bild zurück, wenn

ich, Fechner's ganzes literarisches Wesen und Leben überblickend, sage: es glich einem gewaltig großen Gewebe, in dessen Fläche die Schatten mancher mystischen Falte hineinspielen, und welches durchwirkt und gemustert ist mit einem farbenreichen Figurenspiel. Die Falten und Schatten sind Fechner's parenthetische Passionen für mystische Zustände und Kräfte des Menschen, seine Engelleiber, Pflanzen- und Gestirnseelen; die bunten Fäden und Muster im Gewebe sind seine Humoresken und Räthsel, Gedichte und Mährlein, Parabeln und Kritiken. Die Fülle anregender und bedeutsamer Erlebnisse fehlte seinem äußeren Geschick, er fand sich stets auf sich selbst angewiesen; so unterließ er nicht, einen Ersatz dafür sich zu schaffen in der farbigen Mannigfaltigkeit seines Phantasielebens, welche seinem innersten und eigensten Wesen entsprang. Das Hauptgewebe bestand aus der mühsamsten und fast unausgesetzten Arbeit des Denkens, Forschens und Experimentirens; der spielende Zusatz zur eigentlichen Arbeit schlug ihm fast selber wieder zeitweise in Arbeit um und fügte sich also unter das Zeichen des Gelehrtenthums, im Stoffe diesem vielleicht widersprechend, in der Form angenähert und wahlverwandt.

Fechner's Leben hat über 60 Jahre lang ununterbrochen der Stadt Leipzig angehört. Sein Interesse war, wenn er auch nie handelnd eingriff, mit großer Lebendigkeit dieser Stadt zugewendet, er nahm an deren Geschick, Ringen und Aufblühen bis zuletzt inneren Antheil. Fechner blieb immer derselbe, wie ein einmal gegebener fester Punkt in den rings flutenden socialen, politischen, religiösen, ästhetischen Trieben und Problemen. Aber welche Wandelungen hat Leipzig während dieser Zeit durchgemacht! Leipzig ist aus einer Kleinstadt eine Großstadt geworden. Noch nicht 40,000 Einwohner zählte es in den 20er Jahren, noch in den 30er Jahren ging Fechner's Braut, wie sie später erzählt hat, mit den Härtel'schen Töchtern vom Härtel'schen Gute auf der Windmühlengasse (wo jetzt die Härtelstraße einmündet) gemächlich Strümpfe strickend, von Gänsen begleitet, die nebenher schnatterten und das

auf der Gasse wuchernde Gras abweideten, durch das äußere Thor (wo jetzt der Bayerische Platz ist) ins Freie, als wären sie auf dem Lande. Zu Hunderttausenden war die Bewohnerzahl angewachsen, als Fechner die Augen schloß. Und welche Umwandlung fassen solche Ziffern in sich im Wesen und Leben eines Gemeindeorganismus, der auf eine ganz neue Stufe gehoben, zu einem Wesen ganz anderer Art umgeschaffen wird. Hauptsächlich an die Namen der zwei Oberbürgermeister Koch und Georgi knüpft sich diese Epoche der Umschaffung. Die Stadt sollte eine gesunde, eine schöne, eine anziehende und fesselnde Stadt werden, eine intelligente und bildende Stadt bleiben, und sich aller Mächte und Mittel der modernen Polytechnik bemächtigen, ohne an geistiger Innerlichkeit einzubüßen. Alte Genügsamkeit, patriarchal-patrizische Tradition rangen mit den Reizen und Lockungen üppigen Wohlbehagens, sowie mit den nagenden Zähnen verbitterter Volksmassen.

Leipzig war ehedem eine Seltenheit eigener Art. Es gab wohl keine Stadt auf Erden, welche in so engem Rahmen so die Fülle deutscher, menschlicher Cultur enthielt und so einen wahren Kosmos in einen Punkt zusammenfaßte. Genf beanspruchte wohl eine ähnliche Bedeutung; Weimar, Göttingen und vielleicht noch manche andere kleine Stadt, haben zeitweilig sich als leuchtende Sterne hervorgethan. Aber Leipzig zeichnete sich vor ihnen durch Bedeutung und Stetigkeit aus. Zwar konnten Paris, London, Berlin, Wien, als Weltstädte, sagen, daß sie Metropolen der Cultur seien und in ihnen alle großen Interessen der heutigen Civilisation Vertretung hätten. Aber daß auch Leipzig, die kleine Stadt, solche Culturuniversalität von sich rühmen konnte, das war etwas Besonderes. Mit Paris rivalisirte es als Sitz europäischer Musik; sein Theater war eine Zeit lang die erste deutsche Bühne, sein Concert war lange Zeit europäisches Vorbild und als solches anerkannt; seine Universität hielt den Vergleich mit jeder anderen auf Erden aus; als Sitz und Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ward es eine Art Laboratorium moderner encyklopädischer Intelli-

genz; in seinem Gesellschafts- und Vereinswesen, angeregt von den Frictionen des hier zusammenstrebenden Wesens der Norddeutschen und der Süddeutschen, spiegelte es alle Bewegungen der Neuzeit wider, und die Beziehungen des regen und intelligenten Kaufmannstandes bildeten Weltthore nach dem Osten, wie nach dem Westen. Es war prototypisch, daß von Leipzig die Schöpfung der ersten deutschen Eisenbahn großen Styls ausging und hier für ganz Deutschland die ersten umfassenden Proben des neuen, die äußere Welt umgestaltenden Verkehrssystems angestellt wurden. Seit Benedikt Carpzov, Leibniz, Christian Thomasius, Bach, Gellert, Hahnemann — wie viele bedeutsame Initiativen sind nicht von Leipzig, der kleinen Stadt in der Mitte Deutschlands, ausgegangen! Es war eine Perle in seiner Art, ja ein Unicum, denn es barg in sich alle Factoren der Cultur in nächster, fast traulicher Nähe, im fröhlichsten Einklang, im anmuthigsten Verkehrsfluß; es schien bestimmt. das Herz Deutschlands zu sein. In solcher Zeit kam Fechner nach Leipzig. Aber während er da lebte, vollzog sich die Verwandlung in eine Großstadt, die sich nicht mit einem Blick umspannen läßt. Die Interessen traten auseinander und in starken Kampf, der Körper der Stadt dehnte sich nach allen Weltgegenden, das klassische Maaß wich dem kolossalen. Nun ist Leipzig eine Großstadt, wie andere Großstädte, von ihnen nur noch unterschieden durch einige Reste spießbürgerlicher Aengstlichkeit und Kleinlichkeit in Entschlüssen, Straßen und Kirchen. Die Großstadt ist da, der rechte Großstadtsinn wird kommen. Leipzig's Bewohnerschaft hat sich immer durch Solidität neben der Regsamkeit ausgezeichnet, so löst es sich auch nicht immer gleich ganz von den traditionellen Maaßen und Proportionen. Mit philiströser Enge verhielt es sich kalt zu allen Bestrebungen der äußeren und inneren Mission, vermochte den genialen Theaterdirektor Laube nicht lange zu ertragen, der doch die Leipziger Bühne wieder zum Range der ersten Bühne Deutschlands zu erheben vermochte; und in manchen öffentlichen Anstalten blieb es hinter anderen aufblühenden Städten oft zurück. Man wollte

sicher gehen und fürchtete sich vor Luftschlössern. Wie oft wurden solche Dinge in Gegenwart Fechner's und unter seiner Betheiligung besprochen, und mehr als ein Mal nahm er davon Anlaß, im Leipziger Tageblatt Kritiken oder Vorschläge, welche sich auf städtische Fragen bezogen, zu veröffentlichen. Diese waren meist mit liebenswürdigem Humor gewürzt und verfehlten nie den augenblicklichen Eindruck auf das Leipziger Publikum, welches den anonymen Autor am Styl zu errathen pflegte.

Fechner's Lebensabend war heiterer, als irgend ein anderer Abschnitt seines Lebens, welches bis dahin nie wolkenlos und sturmfrei verlaufen war. In der Kindheit des sorgsamen Vaters beraubt, fern von der mütterlichen Pflege, während der akademischen Studienzeit nicht ohne Nahrungssorgen, als Mann gedrückt durch die unsympathischen Lehrerpflichten und Broderwerbsarbeiten, dann zwischen die Qualen körperlichen und seelischen Uebels gestellt und dadurch aus seiner Bahn herausgeworfen, endlich während der Jahrzehnte ungebundenen Schaffens noch beschränkt durch Augenschwäche und belastet mit der Gewissensunruhe über das Fortbeziehen des Professurgehalts — befand er sich im letzten Jahrzehnt äußerlich und innerlich befriedigter und behaglicher, als je zuvor. In Ruhe konnte er, wie vom endlich erreichten Hafen aus, auf die zurückgelegte Wogenfläche hinausblicken. — Es gibt wolkenreiche, regenschwangere, sturmvolle Tage, die aber mit Abendläuten im Abendroth friedlich enden: einem solchen Tage glich Fechner's Leben.

Ich schließe mit zwei Familienzügen. Die Schriftstellerei, die Fechner's Seele war, lag ihm im Blute und kündigte sich bereits in seinen Vorfahren an. Von seinen beiden Großvätern, wie von Vater und Mutter, sind der Familie allerhand Aufzeichnungen über sich und die Verwandtschaft verblieben, welche eine gewisse Freude am Schriftstellern verrathen. Erst in Mises-Fechner kommt aber der Quell, der vorher nur sickerte, zum eigentlichen Durchbruch, um nun in mächtigem Strome sich in alle Himmelsgegenden zu ergießen, Sand in Aue und Sturzacker in Gartenland wandelnd.

Das Andere ist, daß diesem reichen Geiste ein Leben über die 80 beschieden war. Sein mütterlicher Großvater hatte mit seinen 91 Jahren den Ton angegeben; sein Onkel, seine Mutter und eine Tante erreichten gleichfalls die 80; zwei Schwestern überleben und übertreffen ihn an Jahren, Alle bis zuletzt frischen und klaren Geistes, ohne die großen Beschwerden, welche Gott manchmal dem ungewöhnlichen Lebensmaaß zutheilt; und seiner Wittwe hat der, welcher für jedes Menschenkind seine Zeit hat, ein gleich hohes und gesegnetes Alter beschieden.

Anhang.

I. Zur Erinnerung an G. Th. Fechner von Geh. Hofrath Prof. Dr. W. Wundt.

II. Verzeichniß der Werke G. Th. Fechner's von Dr. med. Rudolph Müller.

Das Andere ist, daß diesem reichen Geiste ein Leben über die 80 beschieden war. Sein mütterlicher Großvater hatte mit seinen 91 Jahren den Ton angegeben; sein Onkel, seine Mutter und eine Tante erreichten gleichfalls die 80; zwei Schwestern überleben und übertreffen ihn an Jahren, Alle bis zuletzt frischen und klaren Geistes, ohne die großen Beschwerden, welche Gott manchmal dem ungewöhnlichen Lebensmaaß zutheilt; und seiner Wittwe hat der, welcher für jedes Menschenkind seine Zeit hat, ein gleich hohes und gesegnetes Alter beschieden.

Anhang.

I. Zur Erinnerung an G. Th. Fechner von Geh. Hofrath Prof. Dr. W. Wundt.

II. Verzeichniß der Werke G. Th. Fechner's von Dr. med. Rudolph Müller.

unserer jüngeren Collegen haben ihn wohl nicht mehr persönlich kennen gelernt. Wer ihn aufsuchte in seiner schmucklosen kleinen Studirstube, nur umgeben von den wenigen Hülfsmitteln, deren er zur Arbeit bedurfte, dem trat in ihm noch einmal das Bild eines jener schlichten Gelehrten früherer Tage entgegen, die der Reichthum ihres inneren Lebens der äußeren Bedürfnisse vergessen ließ. Und doch, wo irgend in der Ferne unserer Universität Leipzig und ihrer Bedeutung für die Wissenschaft gedacht wurde, da war es der Name dieses still unter uns lebenden Mannes, den man als einen der leuchtendsten Sterne unseres Ruhmes erwähnte. So ziemt es sich denn wohl, daß auch die Universität und die Facultät, der er angehörte, heute an seinem Sarge ihm ein Wort dankbarer Erinnerung widmen.

Unser Freund gehörte nicht zu den Gelehrten, deren Stärke die Beschränkung ist. Sein Interesse war vielen Gebieten des Wissens zugewandt, und daneben erfüllten ihn von Jugend auf künstlerische Neigungen. Aber nie hat diese Vielseitigkeit der Gründlichkeit geschadet, mit der er sich in einzelne Probleme zu vertiefen wußte; und als die abnehmende Kraft seiner Augen in den letzten Jahren an die Schranken ihn mahnte, die allem menschlichen Können gesetzt sind, da verzichtete er darauf, manches ihm früher vertraute Gebiet weiter zu verfolgen, um sich mit um so größerer Ausdauer dem Aufbau derjenigen Wissenschaft widmen zu können, der er nicht bloß den Namen, sondern das Dasein gegeben hat, der Psychophysik. Doch ehe er dies Ziel erreicht, hatte er schon einen langen Weg erfolgreicher Arbeit zurückgelegt.

Als Physiker hat er seine Laufbahn begonnen. Die Nothwendigkeit, sich eine äußere Existenz durch literarischen Erwerb zu schaffen, veranlaßte ihn, den damaligen Zustand der exakten Erfahrungswissenschaften in umfassenden Werken darzustellen. So entstanden, er hatte kaum das Jünglingsalter überschritten, noch in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts, seine Repertorien der Physik und der Chemie, seine Bearbeitungen von Biot's Experi-

mentalphysik, von Thénard's Chemie. Aber schon in diesen Arbeiten verräth sich überall der Geist des selbständigen Forschers. Nicht Referate im Styl der meisten heutigen Jahresberichte sind seine Repertorien. Sie sind Werke, die ein einheitliches, überall von eigenen Ueberzeugungen getragenes Bild des Zustandes der exacten Wissenschaften jener Tage entwerfen, für den Historiker der Wissenschaft von bleibendem Werthe. Ebenso erwuchs ihm die Uebersetzung des Biot'schen Lehrbuchs unter den Händen zur eigenen Arbeit, die namentlich in dem den Galvanismus behandelnden Theile zu einem selbständigen Werke wurde, einem Werke, das bis in die Mitte unseres Jahrhunderts als die klarste und lichtvollste Zusammenfassung der Erscheinungen dieses Gebiets mit Recht anerkannt war.

Auch durch eigene experimentelle Arbeit hat er sich in diesen Jahren an der Entwickelung der Elektricitätslehre betheiligt. In seinen „Maaßbestimmungen über die galvanische Kette" hat er jenes Ohm'sche Gesetz über die Abhängigkeit der Stärke des galvanischen Stromes, welches bis heute die wichtigste Grundlage dieses Erscheinungsgebietes geblieben ist, und welches von seinem Urheber nur theilweise bewiesen worden war, als der Erste in seinem vollen Umfange experimentell bestätigt. Kein Physiker würde heute mehr mit den unvollkommenen Hülfsmitteln, auf die unser Freund damals angewiesen war, ein exactes Resultat zu gewinnen hoffen. Aber was ihm an Sicherheit der Hülfsmittel abging, ersetzte er durch Sorgfalt der Methode. Darum könnte man heute noch jedem, der nach einem mustergültigen Beispiel logischer Methodik auf dem Gebiet der experimentellen Naturwissenschaft sucht, getrost Fechner's „Maaßbestimmungen über die galvanische Kette" in die Hand geben.

Ihn aber zog es bald zu Beobachtungen, die seiner früh erwachten Neigung entgegenkamen, Außen- und Innenwelt zu einander in Beziehung zu setzen. Jene subjectiven Licht- und Farbenerscheinungen, wie sie kurz vorher Goethe gefesselt hatten, fanden in ihm einen unermüdlichen Beobachter. Es gelang ihm, wie

keinem vor ihm, das wechselvolle Spiel der Nachbild- und Contrasterscheinungen in seiner Gesetzmäßigkeit zu belauschen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind für uns noch heute maaßgebend geblieben. Doch für ihn sollten diese Arbeiten, in denen sich seine seltene Gabe der Vereinigung subjectiver Wahrnehmung und objectiver Beobachtung so glänzend bewährte, zum tragischen Verhängnisse werden. Jahre lang nöthigte ihn das Augenleiden, das er sich bei denselben zugezogen, und das ihn ganz nie wieder verlassen hat, sein Leben im Dunkeln zuzubringen. Er, zu dessen liebsten Ueberzeugungen es gehörte, daß Licht und Farbe und Wärme nicht bloß ein äußerer Schein seien, den ein Gewirre seelenloser, dunkler und kalter Atome erst in uns entstehen lasse, sondern daß alle jene Eigenschaften, um derenwillen wir uns der uns umgebenden Welt erfreuen, zu dem eigensten Wesen der Dinge selber gehören, — er war nun gezwungen, dieser von ihm so innig empfundenen Welt des Lichts zu entsagen. Aber er hatte auf manches verzichten gelernt; heiteren Muthes wußte er auch dieses Geschick zu tragen.

Um so mehr kehrte sich nun sein Blick nach innen. In diesen dunkeln Tagen sind die Gedanken gereift, die er in seinen philosophischen Schriften niederlegte.

Er hat diese Schriften für einen größeren Kreis von Lesern bestimmt; die Gedanken, in denen er selbst Trost gegen ein schweres Geschick gefunden, und in denen sich ihm Sinn und Bedeutung der Welt und des eigenen Daseins erschlossen hatten, sie sollten jedem zugänglich sein, der ähnlichen Trostes bedürfe, oder den ähnliche Zweifel bedrückten. Bei manchen seiner kleineren Schriften ist ihm dies auch sicherlich wohl gelungen. Vieles in ihnen ist von unvergänglicher Schönheit, poesievoll und gedankenreich, vollendet in Form und Inhalt. Aber unser Freund war doch zu reich und zu tief, um jemals ein eigentlich populärer Schriftsteller zu werden. Um so mehr fesselte er eine kleine, auserlesene Gemeinde. Eine Erfahrung, die dies bestätigt, bleibt mir unvergeßlich. Als mir einst von befreundeter Hand nach dem Tode eines unserer größten

und tiefsinnigsten mathematischen Denker, Bernhard Riemann's, dessen philosophischer Nachlaß zur Sichtung übergeben wurde, war ich überrascht, überall Gedanken zu finden, denen ich schon einmal begegnet, zuweilen Sätze, die ich schon einmal gelesen zu haben glaubte. Und siehe da, bei näherer Nachforschung ergab es sich, daß diese Sätze wörtlich Fechner's Zend-Avesta entnommen waren.

Seine Philosophie war freilich kein fest geschlossenes System. Dem widerstrebte schon die eigenthümliche Stellung, die er der Philosophie in seiner Gedankenwelt anwies. Sie war ihm ein Erzeugniß nicht sowohl des Verstandes als der Phantasie. Denn er meinte, gerade in die Lücken, welche für die Verstandeserkenntniß in unserer Weltbetrachtung bestehen bleiben, solle das philosophische Denken ergänzend eintreten. Seine Philosophie war daher eine Philosophie des Gemüths, dazu bestimmt, das durch die einseitige Verstandesthätigkeit gestörte Gleichgewicht menschlicher Geisteskräfte wiederherzustellen.

Die Ergebnisse der mechanisch-physikalischen Weltauffassung erkannte er unumwunden an. Der Rechtfertigung der Atomtheorie, unbedachten philosophischen Angriffen gegenüber, hat er eine eigene, höchst verdienstvolle Schrift gewidmet, voll neuer und bedeutsamer Gesichtspunkte. Nicht minder hat er sich in einer anderen Schrift der Theorie der Entwickelung der organischen Lebensformen rückhaltlos angeschlossen, wenn er auch nicht allen Hülfshypothesen dieser Theorie zustimmen mochte. Aber die naturwissenschaftliche Art des Erkennens galt ihm überall nur als die eine Seite der Wahrheit, die der Ergänzung durch eine phantasievolle Weltbetrachtung bedürfe, welche unser eigenes inneres Sein mit der Welt außer uns und mit dem höchsten Weltgrunde über uns in eine lebendige Wechselbeziehung bringe. Darum fließen für ihn philosophische und religiöse Weltanschauung zusammen. Das religiöse Gemüthsbedürfniß ist der Quell, die Phantasie, die diesem Bedürfniß neben und in der Welt der Verstandeserkenntniß Raum schaffen muß, ist das Organ seines philosophischen Denkens.

Wohl war sich unser Freund bewußt, daß auf diesem Wege mannigfache Weltanschauungen möglich seien, deren jede vielleicht das nämliche subjective Recht für sich in Anspruch nehmen könne. Aber er liebte es, darauf hinzuweisen, daß ja auch die Verstandeserkenntniß, sobald sie über die unmittelbare Erfahrung hinausgehe, mit ihren mannigfachen Hülfsvoraussetzungen nur eine relative und bedingte Gewißheit erreichen könne.

Ueberhaupt war es sein Grundsatz, zunächst jeder Ansicht, mochte sie nun neu oder alt sein, das Recht des Zweifels entgegenzuhalten. Darum liebte er es wohl, manche seiner eigenen Ideen, die ihm noch zweifelhaft sein mochten, in eine scherzhafte Form zu kleiden, wobei es dann dem Leser überlassen blieb, ernsthaft zu deuten, was ihm zusagte. Diese Eigenschaft ist es, die in den meisten seiner Mises-Schriften so originell uns entgegentritt. Sind sie darin echt humoristisch, daß ein ernster Sinn sich verbirgt hinter dem scherzhaften Spiel der Gedanken, so ist es zugleich der philosophische Gehalt der Gedanken, der hier dem Humor sein eigenthümliches Gepräge verleiht.

Es sind dies die nämlichen Eigenschaften, die der Unterhaltung mit ihm einen besonderen Reiz verliehen. Er liebte und übte die Kunst des Gesprächs wie selten Einer. Man konnte ihm gegenüber nicht leicht eine Behauptung wagen, ohne auf Widerspruch gefaßt zu sein. Das scheinbar Selbstverständliche reizte ihn unter Umständen am meisten zu solchem. Doch mit dieser unverwüstlichen Dialektik verband er das regste sachliche Interesse und ein aufrichtiges persönliches Wohlwollen. Vielleicht hat Niemand in seinem Leben mehr gestritten als er, und gewiß hat Niemand weniger Feinde gehabt als er. Seine unwandelbare Liebenswürdigkeit ließ keine Verstimmung aufkommen.

Das Streben, welches seine Philosophie beseelte, der Phantasie in der Deutung der Welt den ihr gebührenden Raum zu gönnen, und überall Außen- und Innenwelt zu einander in Beziehung zu setzen — dieses doppelte Streben mußte ihn fast mit

innerer Nothwendigkeit zwei Gebieten zuführen, die in der letzten Zeit seines Lebens beinahe ausschließlich seine Thätigkeit in Anspruch nahmen: der Betrachtung der künstlerischen Phantasiethätigkeit, der Aesthetik, und der Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen den äußeren Einwirkungen der Sinne und dem menschlichen Bewußtsein, der Psychophysik.

Auf beiden Gebieten schlug er neue Wege ein, indem er dort die rein ästhetische, hier die rein psychologische Betrachtung mit den exacten Gesichtspunkten in Verbindung brachte, wie sie ihm seine physikalische Bildung und Denkweise zur Verfügung stellte. So hat er dort einer experimentellen Elementarästhetik, hier durch seine Psychophysik der heutigen experimentellen Psychologie die Bahn gebrochen.

Daß die experimentelle Aesthetik, oder, wie er sie scherzend im Gegensatze zur speculativen Aesthetik zu nennen liebte, die Aesthetik von unten auf, nicht die ganze Aesthetik sei, und daß sie nicht das letzte abschließende Wort in ästhetischen Fragen zu sagen habe, darüber ist unser Freund selbst nicht im Zweifel gewesen. Das aber wird als ein richtig erfaßter und mit Erfolg zuerst von ihm durchgeführter Gedanke stehen bleiben, daß die elementarsten Formen des ästhetischen Gefallens in Bezug auf die Bedingungen ihrer Entstehung einer experimentellen Untersuchung zugänglich und bedürftig sind.

Am dauerndsten hat ihn die Psychophysik gefesselt, und wie sehr auch der Kampf über einzelne Fragen noch schweben mag, unbestritten gelten hier seine Arbeiten als gewaltige Marksteine auf dem Wege, welcher Natur- und Geisteswissenschaften zu verbinden bestimmt ist. Bescheiden hat er selbst seinen älteren Freund Ernst Heinrich Weber den Vater der Psychophysik genannt. Aber so wahr es ist, daß die ersten Beobachtungsgrundlagen zu dem neuen Gebiete von Weber gelegt sind, so zweifellos ist es auch, daß die Tragweite dieser Untersuchungen erst von Fechner erkannt wurde, und daß er erst die exacten Methoden geschaffen hat, die für einen

weiteren Fortschritt unerläßlich waren. Mit dieser That hat er mehr noch geleistet, als er selbst Wort haben wollte. Indem er zeigte, daß auf die Thatsachen des Bewußtseins, insofern sie mit äußeren Einwirkungen in unmittelbarer Wechselbeziehung stehen, in ähnlicher Weise exacte Methoden sich anwenden lassen, wie auf die äußeren Naturvorgänge selber, ist er der Begründer der experimentellen Psychologie geworden. Die Psychophysik, die er anbaute, war nur die erste Eroberung auf einem Felde, dessen weitere Besitznahme erhebliche Schwierigkeiten nicht mehr bieten konnte, nachdem einmal dieser Anfang gemacht war.

Vielleicht in keiner seiner sonstigen wissenschaftlichen Leistungen tritt die seltene Vereinigung von Gaben, über die Fechner verfügte, so glänzend hervor, wie in seinen psychophysischen Arbeiten. Zu einem Werke wie den „Elementen der Psychophysik" bedurfte es einer Vertrautheit mit den Principien exakter physikalisch-mathematischer Methodik, und zugleich einer Neigung, in die tiefsten Probleme des menschlichen Seins sich zu vertiefen, wie in dieser Vereinigung nur er sie besaß. Und dazu brachte er jene Ursprünglichkeit des Denkens, welche die überkommenen Hülfsmittel frei nach eigenen Bedürfnissen umzugestalten wußte, und kein Bedenken trug, neue und ungewohnte Wege einzuschlagen. Die um ihrer genialen Einfachheit willen bewundernswerthen, aber doch nur beschränkten Beobachtungen Ernst Heinrich Weber's, die vereinzelten, oft mehr zufällig als planmäßig gefundenen Verfahrungsweisen und Ergebnisse anderer Physiologen — sie bildeten das bescheidene Material, aus dem er eine neue Wissenschaft aufbaute. Was er selbst an eigenen Beobachtungen hinzubrachte, war zwar durch die Gründlichkeit und methodische Durchführung der Versuche in hohem Grad werthvoll, konnte aber doch schon um der Beschränktheit der Mittel willen, die ihm zur Verfügung standen, und da er, ohne Gehilfen, ganz auf sich selbst angewiesen war, nur zur Erledigung weniger Fragen ausreichen. Die Art, wie er so aus einem zerstreuten und lückenhaften Material klar formulirte und exakt durchgearbeitete Methoden

geschaffen hat, ist sicherlich eine der großartigsten Leistungen, welche die Wissenschaft unserer Tage aufzuweisen hat. Schon die originelle Anwendung von Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die bis dahin nur zu objectiven Messungen Anwendung gefunden hatten, auf das Gebiet subjectiver Wahrnehmungen ist, abgesehen von dem erstrebten Zweck, vom höchsten theoretischen Interesse. Begreiflich daher, daß unser geschiedener Freund in den letzten Jahren seines Lebens in ähnliche, mit der Wahrscheinlichkeitstheorie zusammenhängende Probleme auch auf andern Gebieten sich mehr und mehr vertieft hat. Es steht zu hoffen, daß der Ertrag dieser Forschungen, den er uns in dem umfangreichen und zum größten Theile wohlgeordneten Manuskripte eines fast vollendeten Werkes über „Collectivmaaßlehre" hinterlassen, der Oeffentlichkeit nicht vorbehalten bleibt.

In der Psychophysik aber waren für Fechner diese methodischen Arbeiten nur Mittel zum Zweck. Alles ordnete er hier dem großen Gesichtspunkte unter: die Beziehungen zwischen Leib und Seele, wie sie in ihrer unmittelbarsten Form in den Beziehungen der objectiven Sinneseindrücke zu unsern subjectiven Empfindungen sich darbieten, in ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit darzustellen. Die Art wie er, von diesem Gedanken geleitet, aus der von Weber ausgesprochenen einfachen Regel sein psychophysisches Grundgesetz ableitete, um aus ihm hinwiederum eine Fülle einzelner Folgerungen und abgeleiteter Gesetze zu gewinnen, nicht minder die damit im Zusammenhang stehende Festlegung der seitdem die Psychophysik beherrschenden Grundbegriffe, für die er überall treffende Bezeichnungen zu finden wußte, — alles dies wird für alle Zeit ein verehrungswürdiges Denkmal tiefgründigen Scharfsinns und schöpferischer Gestaltungskraft zugleich bleiben.

Nachdem auf dem Felde, wohin Fechner die Bahn gebrochen, eine Anzahl jüngerer rüstiger Arbeiter sich niedergelassen, ist die Psychophysik allmählich im Laufe der zwei letzten Jahrzehnte ein viel gepflegtes, aber auch ein viel umstrittenes Gebiet geworden. Ob die metaphysische Deutung, die Fechner seinem glücklich formulirten

Gesetz gegeben, für alle Zeit feststehen wird, mag hier dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß die Annahme einer solchen nach festem, aber selbst nicht weiter anzuleitendem Gesetze geregelten Beziehung zwischen Außen- und Innenwelt in seiner gesammten Weltanschauung so fest wurzelte, daß er sich schwerlich hätte entschließen können sie aufzugeben.

Auch über die oft umstrittene Auffassung und Verwerthung der von ihm so erfolgreich ausgebildeten psychophysischen Methodik wäre es voreilig heute schon ein letztes Wort zu sprechen. Eine Aufklärung über die entscheidenden Punkte wird hier schließlich nicht die manchmal allzu sehr vorherrschende theoretische Diskussion, sondern die experimentelle Prüfung der Methoden selbst geben, in der ja Fechner vorausgegangen ist. Doch wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint es, daß die allen später aufgestellten an Klarheit und Einfachheit überlegene Betrachtungsweise des Schöpfers der Psychophysik, namentlich bei der von ihm ausgebildeten sogenannten „Methode der richtigen und falschen Fälle", im wesentlichen auch die richtige ist.

Es ist ihm beschieden gewesen, seine psychophysischen Grundanschauungen im Laufe seines letzten Lebensjahres noch einmal in einer Abhandlung niederzulegen*). Und diese Arbeit des 86jährigen ist, wie ich glaube, die klarste und vollendetste Darstellung des Problems, die er überhaupt in den beinahe 40 Jahren gegeben hat, während deren er sich mit demselben beschäftigte. So ist ihm das seltene Glück geworden, bis an die Grenze seiner Tage und weit über die Grenze eines gewöhnlichen Menschenlebens hinaus, unablässig denkend und arbeitend, die volle Klarheit des Geistes sich zu bewahren. Er ist zuletzt ermüdet von der Arbeit eingeschlafen, nicht anders, als da er an vorangegangenen Tagen sich zu kurzer Ruhe niederlegte.

---

*) Ueber die psychischen Maaßprincipien und das Weber'sche Gesetz. Philosophische Studien IV, S. 161—230.

Es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß der Mensch, wenn er dahingeht, nicht in unzugänglicher Ferne, getrennt von Allem, was ihm hier lieb und theuer war, ein neues Leben anfange, sondern daß er mit den Seinigen vereint bleibe und in ihnen zu leben fortfahre. Darum hat er in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ den selig gepriesen, der einen Schatz von Achtung, Liebe und Bewunderung hinter sich gelassen. Was er für's diesseitige Leben verloren, gewinne er um so reicher mit dem Tode wieder, indem er ein zusammenfassendes Bewußtsein für alles das erlange, was die Nachgelassenen von ihm denken.

Wie es auch sein mag mit diesen Vorstellungen, in denen unser geschiedener Freund sich die Räthsel des Daseins zu deuten suchte, nicht bloß einen Schatz von Achtung, Liebe und Bewunderung, sondern auch einen Schatz von Ideen hat er zurückgelassen, in denen er mit uns fortlebt.

Vor uns steht heute noch einmal das Bild seiner ganzen Persönlichkeit: des unermüdlichen Arbeiters, des exacten Beobachters, des tief religiösen und phantasievollen Denkers, daneben des witzigen Humoristen, des allezeit schlagfertigen Dialektikers, — alle diese Seiten harmonisch vereinigt in einem Menschen von edler Bescheidenheit, von echtem Wohlwollen, erfüllt von allen geistigen Gütern der modernen Welt, und doch an äußerer Bedürfnißlosigkeit nur einem antiken Philosophen vergleichbar. Wahrlich, wir werden Seinesgleichen nicht wiedersehen. Aber sein Andenken und seine Werke werden unter uns fortdauern. Friede sei mit ihm!



Chronologisches Verzeichniß*)

der

Werke und Abhandlungen G. Th. Fechner's.

Zusammengestellt von

Dr. med. Rudolph Müller in Dresden.

1821. (Dr. Mises.) Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe. Germanien. [Penig.] (Cfr. 1832.)

1822. (Dr. Mises.] Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte. Leipzig, C. H. F. Hartmann. 8. 68 S.

1823. Katechismus oder Examinatorium über die Physiologie des Menschen. Leipzig, Baumgärtner'sche Buchhandlung. 8. VIII u. 198 S.

Katechismus der Logik oder Denklehre, bestimmt zum Selbst- und Schulunterricht. Leipzig, ebendaselbst.

Praemissae ad theoriam organismi generalem. 4. 24 pp. Lipsiae, typ. Staritii.

1824. Uebersetzung von Léon Rostan's Untersuchungen über die Erweichungen des Gehirns, zugleich eine Unterscheidung der verschiedenen Krankheiten dieses Organs nach charakteristischen Zeichen beabsichtigend. 2. Aufl. Leipzig, Leop. Voß. gr. 8.

(Dr. Mises.) Stapelia mixta. Leipzig, ebendaselbst. 8. VIII u. 205 S.

Erster und zweiter Band der Uebersetzung von Biot's Lehrbuch der Physik. Leipzig, L. Voß.

1825. (Dr. Mises.) Vergleichende Anatomie der Engel. Eine Skizze. Leipzig, Baumgärtner.

Erster Band der Uebersetzung (nebst Vervollständigung) von Thénard's Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Leipzig, L. Voß. 8. XXVI u. 584 S., mit Kpfrtfln.

---

*) Sonderabdruck aus der 2. (von Prof. Wundt besorgten) Auflage der „Elemente der Psychophysik" von Fechner. (Leipzig, 1889, Breitkopf & Härtel.)

1825. Dritter und vierter (letzter) Band der 1. Auflage der Uebersetzung von Biot's Lehrbuch der Physik. Leipzig, L. Voß. (Cfr. 1828 u. 1829.)

1826. Zweiter Band von Thénard's Lehrbuch der Chemie. X u. 494 S., mit 6 Kpfrtfln.

Dritter Band von Thénard's Lehrbuch der Chemie. XVI und 656 S., mit 3 Kpfrtfln.

Repertorium der organischen Chemie. Ersten Bandes erste Abtheilung. XVI u. 430 S. — (Bildet gleichzeitig die 1. Abth. des vierten Bandes von Thénard's Lehrb. d. Chemie.)

1827. Repertorium der organischen Chemie. Ersten Bandes dritte Abtheilung. XIV u. 1666 S., mit 2 Kpfrtfln. — (Bildet gleichzeitig die 3. Abtheilung des vierten Bandes von Thénard's Lehrb. d. Chemie.)

Ueber die Sättigungscapacität der Weinschwefelsäure. Schweigger's Journ. f. Chemie u. Physik. XLIX. p. 66—69.

Ueber den Sauerstoffgehalt einer von Hennel aus dem Weinöl dargestellten Substanz. Ebendaselbst p. 73.

Ueber die Theorie der Schwefelätherbildung. Ebendaselbst p. 75—100.

1828. Ueber Umkehrungen der Polarität in der einfachen Kette. Schweigger's Journal für Chemie und Physik. LIII. 5. p. 61—77 und 6. p. 129—151.

Kritische Bearbeitung von De la Rive, Ueber die Umstände, von welchen die Richtung u. Intensität des elektrischen Stromes in der galvanischen Kette abhängt. Ebendaselbst 8. p. 416—428.

Beitrag zu den galvanischen Fundamentalversuchen. Ebendaselbst p. 429 bis 441.

Erster Band der zweiten Auflage der Bearbeitung von Biot's Lehrbuch der Experimental-Physik. Leipzig, L. Voß. 8. XIV u. 412 S., mit 6 Kpfrtfln.

Repertorium der organischen Chemie. Zweiten Bandes 1. Abth. X u. 504 S. — (Bildet gleichzeitig die 1. Abth. des fünften Bandes von Thénard's Lehrb. d. Chemie.)

Sechster Band von Thénard's Lehrb. der Chemie. X u. 428 S., mit 5 Kpfrtfln.

Das Brom, ein neuentdeckter einfacher Stoff, nach seinen sämmtlichen chemischen Verhältnissen betrachtet. Sep.-Abdruck aus dem 6. Bande von Thénard's Lehrbuch der Chemie. Leipzig, L. Voß.

Beseitigung einer Schwierigkeit in der elektro-chemischen Theorie. Schweigger's Journ. f. Chemie u. Physik. LII. p. 27—33.

Ueber Weinschwefelsäure und Aetherbildungs-Theorien. Ebendaselbst p. 92—94.

Ueber die Zusammensetzung des Zuckers. Ebendaselbst p. 449.

Ueber einige neue organische Basen. Ebendaselbst p. 457—458.

1828. Nachträge und Zusätze zu fremden (von F. übersetzten), namentlich zu de la Rive's Abhandlungen über Richtung und Intensität der elektrischen Ströme. Ebendaselbst LIII. p. 416—423.

1829. Resultate der bis jetzt unternommenen Pflanzenanalysen. Leipzig, L. Voß. 8. VIII u. 351 S.

Zweiter Band der 2. Aufl. von Biot's Lehrbuch der Experimental-Physik. VI u. 350 S., mit 2 Kpfrtfln.

Lehrbuch des Galvanismus und der Elektrochemie. Nach den Originalquellen bearbeitet. Leipzig, L. Voß. 8. XIV u. 564 S., mit 2 Kpfrtfln. — (Bildet zugleich den dritten Band von Biot's Lehrb.)

Vierter Band der 2. Aufl. von Biot's Lehrb. VIII u. 488 S., mit 8 Kpfrtfln.

Fünfter Band der 2. Aufl. von Biot's Lehrb. VIII u. 559 S., mit 5 Kpfrtfln.

Nachtrag zu den galvanischen Fundamentalversuchen. Schweigger's Journ. f. Physik u. Chemie. LV. 2. p. 223—232.

Referat über A. de la Rive, Einige Beobachtungen über die Flüssigkeit, welche man durch Condensation des schwefeligsauren Gases erhält. Ebendaselbst, 2. p. 232—237.

Ueber die Nobili'schen Figuren. Ebendaselbst, 4. p. 442—444,

Beiträge zur Lehre des Galvanismus. Ebendaselbst, LVII. 1. p. 1—16. u. 3. p. 291—302.

Uebersetzung und Kritik von Becquerel, Ueber die thermo-elektrische Kraft der Metalle. Ebendaselbst, p. 302—321.

1830. Repertorium der neuen Entdeckungen in der unorganischen Chemie. Erster Band. Leipzig, L. Voß. 8. VIII u. 768 S. — (Bildet zugleich die 1. Abth. d. 7. B. von Thénard.)

Repertorium der neuen Entdeckungen in der organischen Chemie. Erster Band. Leipzig, L. Voß. 8. VI u. 562 S. — (Bildet zugleich die 2. Abth. des 7. B. von Thénard.)

Pharmaceutisches Centralblatt. Erster Jahrgang. Leipzig, L. Voß.

Elementar-Lehrbuch des Elektromagnetismus, nebst Beschreibung der hauptsächl. elektromagnetischen Apparate. Leipzig, L. Voß.

1831. Maaßbestimmungen über die galvanische Kette. Leipzig, Brockhaus.

Pharmaceutisches Centralblatt. Zweiter Jahrgang.

1832. Repertorium der Experimental-Physik. 3 Bände. Leipzig, L. Voß.

(Dr. Mises.) Schutzmittel für die Cholera. Leipzig, L. Voß. 12. (Cfr. 1837 u. 1839.)

Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrg. III.

Zweite Auflage vom „Beweis, daß der Mond aus Jod bestehe". Leipzig, L. Voß. 16. 26 S. (Cfr. 1821.)

1833. Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrg. IV.

1834. Das Hauslexikon. Erster Band. 8. VIII u. 861 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrg. V.
1835. (Dr. Mises.) Friedrich Rückert. Siehe: Blätter für literarische Unterhaltung 1835, I. Nr. 60—63.
(Dr. Mises.) Heinrich Heine als Lyriker. Ebendaselbst, II. Nr. 182 bis 185.
Das Hauslexikon. Zweiter Band. 863 S.
Dritter Band. 861 S.
De variis intensitatem vis galvanicae metiendi methodis. 4. IV et 32 pp. Lipsiae, typ. Breitkopfio-Haertelianis.
De nova methodo magnetismum explorandi, qui per actionem galvanicam in ferro ductili excitatur. 4. II et 25 pp. Lipsiae, typ. Breitkopfio-Haertelianis.
Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrgang VI.
1836. Das Hauslexikon. Vierter Band. 859 S.
Fünfter Band. 870 S.
Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Dresden, Grimmer. (Cfr. 1866 u. 1887.)
Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrgang VII.
1837. Das Hauslexikon. Sechster Band. 862 S.
Siebenter Band. 861 S.
Zweite Auflage der „Schutzmittel für die Cholera". (Cfr. 1832.)
Ueber einen Apparat zur Anstellung der Volta'schen Grundversuche. Poggend. Annalen der Physik u. Chemie. 41. Bd. p. 225—243.
Ueber die Kniepresse. Ebendaselbst, p. 501—511.
Rechtfertigung der Contakt-Theorie des Galvanismus. Ebendaselbst 42. Bd. p. 481—516.
Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrgang VIII.
1838. Das Hauslexikon. Achter (und letzter) Band. 993 S.
Einige Versuche zur Theorie des Galvanismus. Poggend. Ann. der Physik u. Chemie. 43. Bd. p. 433—440.
Versuch einer Theorie des Galvanismus. Ebendaselbst, 44. Bd. p. 37 bis 43.
Ueber die elektrische Intensität der isolirten Säule. Ebendaselbst, 44. Bd. p. 44—59.
Ueber die subjectiven Complementärfarben. Ebendaselbst, 44. Bd. p. 221 bis 245 u. p. 513—535.
Ueber eine Scheibe zur Erzeugung subjectiver Farben. Ebendaselbst, 45. Bd. p. 227—232.
Ueber die Vortheile langer Multiplicatoren, nebst einigen Bemerkungen über den Streit der chemischen und der Contakt-Theorie des Galvanismus. Ebendaselbst, p. 232—246.

1838. Pharmaceutisches Centralblatt. Jahrgang IX.

1839. (Dr. Mises.) Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. Leipzig, L. Voß. gr. 8. 137 S.

Dritte Auflage der „Schutzmittel für die Cholera". (Cfr. 1832 und 1837.)

Beitrag zu den elektro-chemischen Merkwürdigkeiten der salpetersauren Silberlösung. Poggend. Ann. d. Phys., 47. Bd. p. 1—32.

Ueber die Becquerel'sche Kette und die Elektricitäts-Erregung durch gegenseitige Berührung von Flüssigkeiten. Ebendaselbst, 48. Bd. p. 1—26 u. p. 225—269.

De magnetismo variabili, qui chalybi actione galvanismi inducitur. (Universitätsprogramm.) Lipsiae, typ. Staritzii. 19 pp. 4. (Cfr. 1842.)

Pharmaceutisches Centralblatt. Nr. 1—5 des Jahrganges X.

1840. Ueber die subjectiven Nachbilder und Nebenbilder. Poggend. Ann. d. Phys. u. Chem. 50. Bd. p. 193—221 u. p. 427—470.

Ueber Elektricität durch Vertheilung. Ebendaselbst, 51. Bd. p. 321 bis 350.

1841. (Dr. Mises.) Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. IV und 187 S.

1842. Vom vorübergehenden Magnetismus, welcher durch galvanische Wirkung im Stahl erregt wird. Poggend. Annalen, 55. Bd. p. 189—208. (Cfr. 1839.)

1845. Ueber die Verknüpfung der Faraday'schen Induktions-Erscheinungen mit den Ampère'schen elektro-dynamischen Erscheinungen. Poggend. Annalen, 64. Bd. p. 337—345.

1846. Ueber das höchste Gut. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 8. 67 S.

(Dr. Mises.) Vier Paradoxa. Leipzig, Leop. Voß. 8. 92 S.

1847. (Dr. Mises.) Die Bohnenpflanze. Siehe: Dresdner Album (herausgegeben von Elfriede v. Mühlenfels. Dresden, Meinhold & Söhne), S. 86 u. 87.

(Dr. Mises.) Die aufblühende Blume. Ebendaselbst, S. 88—90.

1848. Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig, L. Voß. XII u. 399 S.

Ueber das Lustprincip des Handelns. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XIX. p. 1—30 u. p. 163—194.

Ueber directe und indirecte Wahlen der Volks-Abgeordneten. „Leipziger Abendblatt" (Beiblatt zum Leipziger Tageblatt) Nr. 1, vom 15. April 1848.

Ueber Volkssouverainetät. Ebendaselbst, Nr. 27, vom 11. Mai 1848.

Noch ein paar Worte in Sachen der Volkssouverainetät. Ebendaselbst Nr. 32, vom 16. Mai 1848.

1849. Ueber die mathematische Behandlung organischer Gestalten und Processe. Berichte der Kgl. Sächs. Ges. d. W., math.-phys. Cl. 1849. S. 50—64.

Ueber das Lustprincip. Ebendaselbst S. [illegible]

1850. Dr. Mises. Räthselbüchlein. Leipzig, G. Wigand.

1851. Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Drei Theile. Leipzig, Leop. Voß.

1852. Ueber die Erkenntniß Gottes in der Natur aus der Natur. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXI. p. [illegible] bis 209.

1853. Centralblatt für Naturwissenschaften u. Anthropologie. Erster Jahrg. Leipzig, Avenarius & Mendelssohn.

Darin: Ueber das Verhältniß der männlichen zur weiblichen Körpergröße; über das Tischrücken; über einige Erscheinungen des Sinnengedächtnisses; u. s. w.

Zur Kritik der Grundlagen von Herbart's Metaphysik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXIII. 1. p. [illegible] bis 102.

1854. Centralblatt für Naturwissenschaften u. Anthropologie. Zweiter Jahrgang.

Ueber die Atomistik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXV. p. 25—57.

Beginn der Mitarbeiterschaft an der Uebersetzung von Henry Bruge's sämmtlichen Werken. Herausgegeben von Professor W. G. Hankel. 16. Bände. Leipzig, Otto Wigand, 1854—1860.

1855. Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. (Cfr. 1864.)

1856. Professor Schleiden und der Mond. Leipzig, Adolf Gumprecht. 8. XV u. 427 S.

1857. In Sachen der Atomistik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. N. F. XXX. p. 61—89 u. 165—190.

Ueber den Gang der Muskelübung. Berichte über die Verhandl. der Königl. sächs. Gesellschaft d. Wissensch. Math.-physik. Classe IX. p. 113—120.

1858. Zweite Auflage vom „Räthselbüchlein". (Cfr. 1850.)

Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, daß durch die Uebung der Glieder der einen Seite die der andern mitgeübt werden. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1858. S. 70—76. (Zusatz zu einer vorangehenden Abhandl. Volkmann's.)

Das psychische Maaß. Fichte's Zeitschrift f. Philos. N. F. XXXII. p. 1—24.

Ueber den Punkt. Ebendaselbst XXXIII. p. 161—183.

1859. Ueber ein psychophysisches Grundgesetz und dessen Beziehung zur Schätzung der Sterngrößen. Abhandl. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1859. Bd. IV. S. 457—532.

Nachtrag zu dieser Abhandlung. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1859. Bd. XI. S. 58—86.

1860. Elemente der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. 1. Bd. XIV u. 336 S. 2. Bd. XII u. 571 S.

Ueber die ungleiche Deutlichkeit des Gehörs auf linkem und rechtem Ohr. Poggend. Annalen, 111. Bd. p. 500—509. — (Aus den Berichten d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss.)

Ueber die Contrastempfindung. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Classe 1860. S. 71—145.

Ueber einige Verhältnisse des binocularen Sehens. Abhandl. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1860. Bd. V. S. 337—564.

Einige Bemerkungen gegen die Abhandlung Osann's über Ergänzungsfarben. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. XII. p. 146—165.

1861. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Leipzig, C. F. Amelang. 8. VII u. 229 S.

Ueber die Correctionen bezüglich der Genauigkeitsbestimmung der Beobachtungen. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1861. S. 57.

Ueber den seitlichen Fenster- und Kerzenversuch. Ebendaselbst S. 27.

Ueber das Sehen mit zwei Augen. Westermann's Monatshefte IX. Nr. 54. p. 620—626. März 1861.

Ueber das Hören mit zwei Ohren. Ebendaselbst X. Nr. 59. p. 512—516. August 1861.

1863. Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VI u. 256 S.

In Sachen der Veteranen: „Leipziger Tageblatt" vom 22. Oct. 1863 (Nr. 295) S. 5958 u. 59.

Die Illumination. (Gedicht.) Ebendaselbst S. 5959.

1864. Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Mendelssohn. 8. XXII u. 260 S.

Ueber die Frage des psychophysischen Grundgesetzes mit Rücksicht auf Aubert's Versuche. Ber. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. XVI. p. 1—20.

1865. Dritte vermehrte Auflage des „Räthselbüchlein". (Cfr. 1850 u. 1858.)

Ueber die Frage des goldenen Schnittes. Naumann-Weigel's Archiv f. d. zeichnenden Künste XI. p. 100—112.

1866. Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Zweite Auflage. Leipzig, Leop. Voß, 12. VIII u. 85 S. (Cfr. 1836.)

1849. Ueber die mathematische Behandlung organischer Gestalten und Processe. Berichte der Kgl. sächs. Ges. d. W., math.-phys. Cl. 1849. S. 50—64.

Ueber das Causalgesetz. Ebendaselbst S. 98—120.

1850. (Dr. Mises.) Räthselbüchlein. Leipzig, G. Wigand.

1851. Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Drei Theile. Leipzig, Leop. Voß.

1852. Ueber die Erkenntniß Gottes in der Natur aus der Natur. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXI. p. 193 bis 209.

1853. Centralblatt für Naturwissenschaften u. Anthropologie. Erster Jahrg. Leipzig, Avenarius & Mendelssohn.

Darin: Ueber das Verhältniß der männlichen zur weiblichen Schrittgröße; über das Tischrücken; über einige Erscheinungen des Sinnengedächtnisses; u. s. w.

Zur Kritik der Grundlagen von Herbart's Metaphysik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXIII. 1. p. 70 bis 102.

1854. Centralblatt für Naturwissenschaften u. Anthropologie. Zweiter Jahrgang.

Ueber die Atomistik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. XXV. p. 25—57.

Beginn der Mitarbeiterschaft an der Uebersetzung von Franz Arago's sämmtlichen Werken. Herausgegeben von Professor W. G. Hankel. 16. Bände. Leipzig, Otto Wigand, 1854—1860.

1855. Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. (Cfr. 1864.)

1856. Professor Schleiden und der Mond. Leipzig, Adolf Gumprecht. 8. XV u. 427 S.

1857. In Sachen der Atomistik. Fichte's Zeitschr. f. Philos. N. F. XXX. p. 61—89 u. 165—190.

Ueber den Gang der Muskelübung. Berichte über die Verhandl. der Königl. sächs. Gesellschaft d. Wissensch. Math.-physik. Classe IX. p. 113—120.

1858. Zweite Auflage vom „Räthselbüchlein". (Cfr. 1850.)

Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, daß durch die Uebung der Glieder der einen Seite die der andern mitgeübt werden. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1858. S. 70—76. (Zusatz zu einer vorangehenden Abhandl. Volkmann's.)

Das psychische Maaß. Fichte's Zeitschrift f. Philos. N. F. XXXII. p. 1—24.

Ueber den Punkt. Ebendaselbst XXXIII. p. 161—183.

1859. Ueber ein psychophysisches Grundgesetz und dessen Beziehung zur Schätzung der Sterngrößen. Abhandl. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1859. Bd. IV. S. 457—532.

Nachtrag zu dieser Abhandlung. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1859. Bd. XI. S. 58—86.

1860. Elemente der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. 1. Bd. XIV u. 336 S. 2. Bd. XII u. 571 S.

Ueber die ungleiche Deutlichkeit des Gehörs auf linkem und rechtem Ohre. Poggend. Annalen, 111. Bd. p. 500—509. — (Aus den Berichten d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss.)

Ueber die Contrastempfindung. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Classe 1860. S. 71—145.

Ueber einige Verhältnisse des binocularen Sehens. Abhandl. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1860. Bd. V. S. 337—564.

Einige Bemerkungen gegen die Abhandlung Osann's über Ergänzungsfarben. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. XII. p. 146—165.

1861. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Leipzig, C. F. Amelang. 8. VII u. 229 S.

Ueber die Correctionen bezüglich der Genauigkeitsbestimmung der Beobachtungen. Ber. d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1861. S. 57.

Ueber den seitlichen Fenster- und Kerzenversuch. Ebendaselbst S. 27.

Ueber das Sehen mit zwei Augen. Westermann's Monatshefte IX. Nr. 54. p. 620—626. März 1861.

Ueber das Hören mit zwei Ohren. Ebendaselbst X. Nr. 59. p. 512—516. August 1861.

1863. Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VI u. 256 S.

In Sachen der Veteranen: „Leipziger Tageblatt" vom 22. Oct. 1863 (Nr. 295) S. 5958 u. 59.

Die Illumination. (Gedicht.) Ebendaselbst S. 5959.

1864. Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Mendelssohn. 8. XXII u. 260 S.

Ueber die Frage des psychophysischen Grundgesetzes mit Rücksicht auf Aubert's Versuche. Ber. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. XVI. p. 1—20.

1865. Dritte vermehrte Auflage des „Räthselbüchlein". (Cfr. 1850 u. 1858.)

Ueber die Frage des goldenen Schnittes. Naumann-Weigel's Archiv f. d. zeichnenden Künste XI. p. 100—112.

1866. Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Zweite Auflage. Leipzig, Leop. Voß, 12. VIII u. 85 S. (Cfr. 1836.)

1866. Vorbesprechung über die Deutungsfrage der Holbein'schen Madonna mit Rücksicht auf die Handzeichnung Nr. 65 des Baseler Museum. Naumann-Weigel's Archiv f. d. zeichn. Künste. XII. p. 1—30.

Die älteste historische Quelle über die Holbein'sche Madonna. Ebendaselbst p. 58—72. — (Beide Abhandlungen erschienen auch vereinigt als Separat-Abdruck, mit dem Titel: Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna. Leipzig, Rud. Weigel, 8. 45 S.)

Die historischen Quellen und Verhandlungen über die Holbein'sche Madonna. Naumann-Weigel's Archiv, XII. p. 193—266. — (Auch separat. Rud. Weigel. 8. 74 S.)

Nekrolog auf Christian Hermann Weiße. Leipziger Tageblatt vom 7. October 1866.

Das Associationsprincip in der Aesthetik. C. von Lützow's Zeitschrift f. bildende Kunst I. p. 179—191.

1868. Nachtrag zu den drei Abhandlungen über die Holbein'sche (Meier'sche) Madonna. Naumann-Weigel's Archiv f. d. zeichn. Künste. XIV. p. 140—187; XV. p. 97—98.

Ueber die fragliche Auslegung der Handzeichnung Nr. 65 des Baseler Museums. v. Zahn's Jahrb. f. Kunstwissensch. I. p. 138—162.

1869. Berichtigung zur Abhandlung über die Holbein'sche Madonna. Naumann-Weigel's Archiv. XV. p. 97 und 98.

1870. Der Streit um die beiden Madonnen von Holbein. Grenzboten XXIX. 15. p. 41—58.

Ueber das Holbeinsche Votivbild mit d. Bürgermeister Schwartz. Naumann-Weigel's Archiv f. d. zeichn. Künste XVI. p. 1—39.

Einige Bemerkungen über den Fahnenschmuck Leipzigs in den verwichenen Tagen (1. und 3. September 1870). Leipziger Tageblatt vom 8. September 1870. p. 8018.

1871. Ueber die Aechtheitsfrage der Holbein'schen Madonna. Discussion und Acten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. XII u. 167 S.

Zur experimentellen Aesthetik. Erster Theil. Abhandl. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Bd. IX. S. 553—635.

1872. Bericht über das auf der Dresdener Holbein-Ausstellung ausgelegte Album. Leipzig, Breitkopf & Härtel. S.

16 Scherzräthsel. Die Gartenlaube. Jahrg. 1872. Nr. 47. p. 780.

1873. Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VI u. 108 S.

1874. Ueber die Bestimmung des wahrscheinlichen Fehlers eines Beobachtungsmittels durch die Summe der einfachen Abweichungen. Poggend. Ann. d. Phys. u. Chem. Jubelband. p. 66—81.

Kritische Besprechung von J. Delboeuf's Étude psycho-physique (Bruxelles 1873, F. Hayez). Jenaer Literaturzeitung I. 27. p. 421 bis 423.

1874. Ueber den Ausgangswerth der kleinsten Abweichungssumme. Abhandl. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. Bd. XI. Leipzig, Hirzel. 1874.

1875. Untersuchung über den räumlichen und zeitlichen Zusammenhang in der Verschiedenheit der Menschengröße. Reclam's „Gesundheit", I. Nr. 1—4.

Kleine Schriften von Dr. Mises. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VIII. u. 560 S.

Nekrolog auf Dr. Hermann Härtel. Leipziger Tageblatt vom 10. August 1875.

1876. Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. 55 S.

Vorschule der Aesthetik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. 1. Theil VIII u. 264 S. 2. Theil. IV u. 319 S.

(Dr. Mises.) Räthselbüchlein. Vierte vermehrte Auflage. Leipzig, Schlicke. 16. (Cfr. 1850. 1858. 1865.)

1877. In Sachen der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VIII u. 220 S.

1878. Wie es der experimentalen Aesthetik seither ergangen ist. „Im neuen Reich". Jahrg. 1878, II. p. 41—51 u. 81—96.

Nekrolog auf Ernst Heinrich Weber. Leipziger Tageblatt vom 30. Januar 1878.

1879. Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. VI u. 274 S.

1880. Einige Bemerkungen zu der Ausstellung der Transparentbilder mit Musikbegleitung im Leipziger Vereinshause für innere Mission. Wissenschaftl. Beilage d. Leipz. Ztg. vom 11. Januar 1880, Nr. 4. p. 17—19.

1882. Revision der Hauptpunkte der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8. XII u. 426 S.

Ueber die Aufgaben der Psychophysik. Allgemeine Zeitung (München), 1882, Beilage Nr. 339. 340.

Das Wünschelmännchen. Ein Märchen. Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten, Jahrgang 1882. Auch separat: Lahr, Moritz Schauenburg, 1884. 8. 26 S.

1884. Ueber die Frage des Weber'schen Gesetzes und des Periodicitätsgesetzes im Gebiete des Zeitsinns. Abhandl. d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss., math.-phys. Cl. Bd. XIII. S. 1—108. Auch separat: Leipzig, Hirzel.

Ueber die Methode der richtigen und falschen Fälle in Anwendung auf die Maaßbestimmungen der Feinheit oder extensiven Empfindlichkeit des Raumsinns. Ebendaselbst S. 109—312.

1884. Ueber die Methode der richtigen und falschen Fälle in Anwendung auf die Maaßbestimmung der Feinheit des Raumsinns oder der sog. extensiven Empfindlichkeit der Haut. Zeitschr. f. Biologie. XXI. p. 527—569. (Vom Autor selbst gefertigter Auszug aus der vorhergehend angeführten Abhandlung.)

1885. In Sachen des Zeitsinns und der Methode der richtigen und falschen Fälle, gegen Estel und Lorenz. Wundt's Philosophische Studien, Bd. III. Heft 1. S. 1—37.

1887. Ueber die psychischen Maaßprincipien und das Weber'sche Gesetz. Wundt's Philosophische Studien, Bd. IV. S. 161—230.

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Dritte Auflage. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß. (Cfr. 1836 u. 1866.)

Zur Kritik des Leipziger Mendebrunnens. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 26 S.



